This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

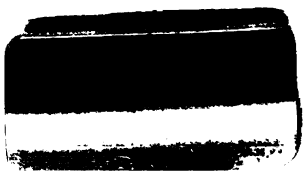
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 315 193



Unvergessenes.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

von

Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Demiche

Inhalt des zweiten Theiles.

Seite

I. Mein Aufenthalt in Heidelberg, Aschaffenburg und Darmstadt 3
II. Rheinreise. — Köln. — Mein Conflict mit der Invaliden-prüfungscommission in Köln 107
III. Reise nach Berlin. — Freisprechung. — Schriftstellerische Arbeiten 150
IV. Uebersiedelung nach Dresden 193
V. Erlebnisse im österreichischen Kaiserstaat 250
VI. München. — Chézy's Tod. — Neuer Aufenthalt in Paris 360

429513

Zweite Abtheilung.

Univ. of California

I.

Mein Aufenthalt in Heidelberg, Aſchaffenburg und Darmſtadt.

„Gehen Sie nicht nach Heidelberg!“ hatte der berühmte Arzt Koreff zu mir geſagt. „Heidelberg iſt ein Zugneſt und ein Klatſchneſt.“ Dieſe Worte hatten gar keinen Eindruck auf mich gemacht, ich kannte dieſe Schattenſeite in Koreff's Charakter. Wenn er übler Laune war, zog er auf alles los, was ihm unter die Hände kam. Ich ging nach Heidelberg. Ich hätte es nicht thun ſollen, denn gerade ich paßte gar nicht dorthin. Ich war nach Jean Paul's Ausdruck in einem Briefe an mich nur aus einer großen Stadt in eine größere gezogen, nämlich von Berlin nach Paris. Nun war ich in eine recht kleine gekommen, die damals unbeſchreiblich kleinſtädtiſch war, wiewol große Männer darin lebten und wirkten Dennoch hatte einer der dortigen Profeſſoren geäußert: Solchen Frauen, wie Amalie von Helvig, ſollte man die die Thore zuſperren. Zu meiner großen Freude hatte ich dieſe dort angetroffen. Mehr noch that mir die Anweſenheit von Schiller's Witwe und Kindern wohl. Jene ſagte unter anderm: in Heidelbergs Gegend könne ein wundes

Herz geneſen. Sie errieth dieſe Wunden und berührte ſie leiſe wie Maienhauch. Wir wohnten in demſelben Gaſthof und ſahen uns oft. Sulpice und Melchior Boiſſerée mit ihrem Freunde Bertram ſuchten mich am Morgen nach meiner Ankunft auf. Karoline Rudolphi hatte ich für Pflicht gehalten, noch denſelben Abend zu beſuchen. Ich fand ſie kränkelnd. Ihre Reiſe nach der Schweiz war ihr Tod. Sie, die Sechzigerin, war mit einem zwanzigjährigen Herzen dort geweſen. Die übermenſchlichen Anſtrengungen beim Bergſteigen zerſtörten ſie. Sie kam leidend zurück. Doch es hat etwas Schönes, wenn der Menſch für etwas Schönes ſtirbt. Ihre blühende Erziehungsanſtalt gedieh fort unter der Leitung der Hofräthin Dapping und deren damals erſt aufblühenden Tochter.

Am Tage nach meiner Ankunft fiel mir beim Umhergehen mit meinen Kindern ein großes alterthümliches Gebäude auf, welches die Stadt wie eine Krone ſchmückte. Vermöge meiner lyriſchen Unbefangenheit war mir von Heidelbergs Schloß noch nichts bekannt geworden. Wir waren oben, ohne zu wiſſen wie, wir ſtiegen von Entzückung zu Entzückung. Im Schloßhof bemerkten wir einen jungen Mann auf einem Malergerüſt. Er bemerkte uns nicht, bis mein kleiner Max unvermuthet zu ihm hinaufſtieg und ihm zurief: „Monsieur, qu'est-ce que tu fais là?“ Der Künſtler wendete ſich um, durch die Laute in ſeiner Sprache froh überraſcht. Ihn funkelten ein paar himmelblaue Augen an, die größer ſchienen als der ganze Knabe; die blühende Schönheit des Kindes war ganz durchſchimmert von Geiſt und Anmuth. Der Fremde ſchloß es in ſeine Arme und küßte ſich ſatt. Die Bekanntſchaft wurde nun bald angeknüpft, der Fremde erfuhr von mir, ich von ihm; was wir bedurften, um ſie

fortzusetzen. Er war ein französischer Emigrant, Sohn eines Grafen und Gutsbesitzers aus der Champagne. Heidelbergs Reize hatten ihn hier gefesselt; er wollte von hier nicht scheiden, ohne sie in Bildern noch einmal geschaffen zu haben. Ueber dies Streben vergaß er die Schrecknisse der Revolution, die Trauer um den Königsstamm und die Zustände seines Heimatlandes. Heidelberg wurde ihm Heimat, Geliebte, Andachttempel, Paradies. Er konnte die Fülle seiner Schönheit nicht ertragen, ohne sie wieder auszuströmen, sie wollte ihm die Brust zersprengen. Durch den Zauber der Phantasie lebte ihm, blühte ihm in den prangendsten Farben alles, was er schwarz auf weiß dem Papiere gab. Jede seiner Zeichnungen war ein Daguerreotyp von Menschenhand, die Sonne konnte es nicht treuer und zierlicher ausarbeiten. Graf von Gramberg sowie die übrige Welt kannten damals die Lichtbilder nicht, aber wenn diese auch erfunden gewesen wären, glaube ich nicht, daß er der Sonne überlassen hätte, diese Bilder hervorzubringen, und er selbst hätte das gestalten wollen, was ihn so himmlisch entzückte.

Schloß und Garten zu Heidelberg waren damals reizender als jetzt. Ludwig Tieck behauptet, sie seien vor sechzig Jahren noch herrlicher gewesen, ehe Menschenhand daran gepfuscht. Gewaltige Baumgruppen, denen sich die Schärfe des Beils nie genaht, dicht und malerisch von Epheu umstrickt, breiteten ihren Schatten über den besonnten Rasen hin, den glühende Rosen schmückten, krönten die Häupter der Felsenhöhen und warfen ihren rosigen Blütenschnee über die schmalen Stege, die unregelmäßig und reizend durch die Wildniß des Waldes führten. Vereint mit dem Säuseln der Wipfel wogte der Neckar durch die Felsenzacken seines steinichten Bettes,

auf denen einzelne Waldblumen prangten, die dem Andrang der Wellen trotzten, lächelnd wie eine schlaue geliebte Schönheit dem rauhen Sinne des Mannes entgegensteht. In diesen Räumen hemmten oft riesenhafte Bäume, umstrickender Epheu, bemooste Felsstücke des Wanderers Fuß, gleichsam um ihn mit sanftem Zwang zum Verweilen zu bewegen, weil diese Stelle so schön sei, weil hier die Quellen lieblicher rauschten, die Durchblicke nach der Gegend und nach dem Schlosse die Gegend anmuthiger umzauberten. Die Ruine war wie mit einem Netze von breitblätterigem Epheu überzogen, wie aus Epheu erbaut. Die beiden Kurfürsten blickten nur schüchtern aus der Epheurankenumgebung von ihren Nischen herunter.

Der Oberforstrath Gatterer, ein wackerer, vielthätiger Mann, jagte die Phantasie aus ihrem Heiligthume fort, ebnete die Pfade, ließ unzählige Bäume weghauen, zerstörte den ganzen Zauber, der hier gewaltet hatte und der unersetzlich ist. Weg war nun die Harmonie der Anschauung und des Eindrucks unter dem Flickwerk des Modernen auf dem alten Prachtgewande der frühern Tage. In meinen Gedichten steht ein ganzer Lobgesang auf Gatterer's That, weil ich es nicht besser verstand und weil auch zu jener Zeit, wo ich Heidelberg zuerst erblickte, manche seiner prächtigsten Reize noch ungestört waren. Der Schloßgarten war der botanische Garten, wo Schelver früh morgens um 5 Uhr die Studenten hinführte und sie belehrte. Der Neckar hatte noch sein Felsenbett, diese Aeolsharfe von Wellen durchrauscht, dies Labyrinth, durch welches nur die kundigsten Schiffer ihre Nachen lenken konnten.

Vor vielen Jahren war es dem edeln Karl Friedrich vorgestellt worden, daß man den Neckar schiffbar machen

mußte. Die Gründe waren alle ſehr praktiſch. Karl Friedrich willigte ein. Nun kamen aber die alten greiſen Schiffer zum Markgrafen und ſtellten ihm vor, wie durch ſo viel Jahrhunderte hindurch die heidelberger Schiffer den Ruhm behauptet haben, den Reiſenden und den Handelsmann gefahrlos durch die Klippen hindurch nach ſeinem Ziele zu führen und wie nun alle Schätze der Erfahrung, welche ihre Altvordern durch ſo manches Jahrhundert hindurch geſammelt und erprobt, weggeſchleudert würden, wenn man die Felſen ſprengte und den Neckar ſchiffbar machte. Karl Friedrich's Herz ſchlug für ſein Volk. Er gab den Bittenden ſeine fürſtliche Hand und verhieß Gewährung. Im Jahre 1811 fand ich den Neckar noch mit ſeinem Perlenſcheine und ſeinen Hymnen, doch als ich manches Jahr ſpäter wieder nach Heidelberg kam, floß er flach und leiſe durch ſein breites Bett, wie ein anderer Fluß oder wie ein Poet, der ein Zollbeamter geworden und keine Verſe mehr macht. Auch die Felſen an ſeinem rechten Ufer waren ein großes Stück weit weggeſprengt worden und auf dem gewonnenen Raume ſtanden nun ärmliche Häuſer, moderhaft feucht, wo die Armuth mit allen ihren Schreckniſſen thronte. Auch Klein-Heidelberg auf der Höhe des ehemaligen Burgweges war zahlreicher als früherhin bewohnt von einem ſchmutzigen Volke, da es ehemals zwar ein Sitz der Armuth, aber nicht des ſcheußlichen Elends war. Aus dem Burggarten waren die ſchönen ſeltenen Pflanzen und Blüten, die Gatterer und Schelver dorthin verbreitet, weggeriſſen und ſtatt der Felſenwölbung, in deren ſchattiger Nähe Sitze und Tiſche für Gäſte ſtanden, fand ich dort nun Reſtaurationen in unſchönen Häuſern, Tabagien und zweimal in der Woche eine greuliche Muſik und ein gemiſchtes Publikum; ſtatt

des reizenden Wegs, der durch Kornfelder, Weinbau und Obſtbäume nach dem Klingelthor führt und deſſen liebliche Krümmungen in Anmuth prangten, geht es nun durch die ſchnurgerade Leopoldſtraße nach der großen breiten Chauſſée hin, die nach Mannheim führt.

Noch ein Werk der Zerſtörung war damals im Anbeginn, ich weiß nicht, wie weit es gediehen. Karl Theodor hatte nahe dem Ausgange der Plöckſtraße eine große Pflanzung errichten laſſen, in deren Umfang eine ſchöne Quelle, von Ruhebänken umgeben, ſprudelte. Sie beſtand aus den ſeltenſten Bäumen entfernter Zonen, die mit ungeheuern Koſten hergebracht und ſorglich gehegt worden waren. Hier fand der Luſtwandelnde Schatten, Kühlung und Düfte, die Kinder der Vorſtadt hatten hier ihren friedlich gefahrloſen Tummelplatz, denn Reiter und Wagen durften nicht hinein. Die Pfründner des nahen Spitals ergingen ſich gern unter den rieſigen Bäumen.

Ein junger Dichter, Friedrich Müller von der Werra, kam eines Tags ſchmerzerfüllt zu mir und klagte über Meuchelmord an Bäumen, las mir auch eine kleine Schrift darüber; dieſe hatte er an ein Journal geſchickt, welches ſie ruhig liegen ließ; ich weiß nicht, ob ſie ſeitdem irgendwo aufgenommen und ob noch ein Baum von jenen Prachtexemplaren des Arboretum grünt. Die Sache verhielt ſich folgendermaßen: dieſe Baumpflanzung oder vielmehr dieſer Luſtwald ſtand aus verſchiedenen Gründen, die nicht hierher gehören, zwei Bürgern im Wege; man durfte ſie nicht weghauen laſſen, wollte aber die Vertiefung, in welcher die Anpflanzung wuchs, mit der Leopoldſtraße und der Plöck nivelliren. Man erlangte die Erlaubniß, dieſe Ebnung durch Ausfüllung von Erde, Steinen und Schutt zu

bewirken. Die Baumſtämme wurden zu dieſem Zweck umſchüttet, viele derſelben, die ſehr tief in der Niederung ſtanden, mußten es beinahe bis an den Wipfel werden. Man weiß, daß ſelbſt die Wurzeln der Bäume einen leichten Boden bedürfen, ſonſt faulen und verdumpfen ſie. Nach allen Vorausſetzungen der Sachkundigen mußte die ſchöne koſtbare Pflanzung früher oder ſpäter ausſterben.

Ich halte nicht Blumen für ſchmerzenlos aus dem bloßen Grunde, weil ſie nicht ſchreien können; es iſt auch in mir manchmal der Zweifel aufgeſtiegen, ob ſie nicht Augen haben ſollten, denn was hätten ſie begangen, um die ſchöne Natur um ſie her nicht zu ſehen? Die alten Völker hatten heilige Waldungen, heilige Bäume; den neuern iſt weniges mehr heilig. Mir aber geht ein Schmerz durch die Seele, wenn ich Bäume verſtümmeln ſehe. Ich glaube mich auch nicht zu irren, wenn ich hier bemerke, daß es häufigere Erdbeben gibt und daß ſich dieſe mehr über den ganzen Erdboden verbreiten, als vor der Ausrottung vieler Wälder, welche ehedem die Art verſchonte.

Ich mußte eine Wohnung haben. Man wies mir eine im Burgweg bei der Kirchenräthin Ehrhard an und zwar im untern Stock, etwas dumpf und unbequem, dazu im Verhältniß ſehr theuer. Als ich eintrat, ſie zu beſehen, traf ich zwei Herren, die ſie eben verlaſſen wollten. Der eine, ein ſehr junger Mann mit feinen Zügen, ausdrucksvollem Geſicht und funkelnden ſchwarzen Augen, der andere nicht mehr zu fern den dreißiger Jahren, nicht ſchön, aber mit ſinnigem Blick und geiſtvollem Lächeln. Ein kleines aufgeſchlagenes Buch zog meine Aufmerkſamkeit an, es war betitelt: „Beatus und dreizehn Gedichte.“ Ich fing ſogleich an zu leſen, als

wäre ich zu Hauſe und hätte nichts anderes zu thun. Als ich einige Seiten herunter hatte, fing ich meiner Gewohnheit nach an laut zu denken, fragte: „Wer muß dies Buch geſchrieben haben? Es iſt nicht Ludwig, nicht Novalis, nicht Jean Paul, doch es ſpielt in den Farben dieſer Meiſter.“ Ich wollte mehr ſagen, aber der ältere der jungen Männer unterbrach mich, ſagend: „Es iſt von mir, ich heiße Karl Thorbecke.“ Da er meine Verlegenheit bemerkte, ſetzte er raſch hinzu: „Hier mein Freund heißt Leopold von Gerlach.“ Bei dieſen Worten fühlte ich eine ſüße Glut ſich über meine Wangen gießen. „Ein Verwandter Adelheid's von Baſſewitz?“ rief ich aus. „O Gott, wie geht es der herrlichen Frau?“ Ich erfuhr in wenigen, doch bezeichnenden Worten, daß ſie glücklich, Mutter von fünf ſchönen Kindern ſei, raſtlos im wohlthätigen Wirken, heldenmüthig wie ein Mann beim Leidensbett verwundeter Krieger, ſanft und zart wie ein Weib, wo es Pflege und Hülfe gilt. Ich begriff damals noch wenig, was es auf ſich habe, Verwundete zu pflegen, doch die Barmherzigkeit meiner geliebten Adelheid that mir wohl. Ich hatte ſie in allem Glanz der Schönheit, des Geiſtes, der Anmuth gekannt; nun ſtrahlte mir ihr Bild beleuchtet von oben herab. Ich dachte an die Bergpredigt im Evangelium. Ich erſtaunte nicht ob dem, was ich von ihr hörte, denn ſtets hatte mir ihre äußere Lieblichkeit als Pfand ihrer Seelenſchönheit gegolten.

Meine neue Wohnung bezog ich mit dem angenehmen Gefühl, daß befreundete Geiſter dort gehauſt. Es kam mir vor, als ſei ich nicht in der Fremde. Der ſchöne Herbſt begünſtigte Ausflüge. Die beiden Freunde pflegten mich zu begleiten. Noch hatte ich wenig Bekanntſchaften gemacht. Kirchenrath Schwarz, Paulus,

Schelver, die alten Freunde Boisserée und Bertram erheiterten zuweilen unsere stillen Abende. Meine preußischen Landsleute, Graf Paul von Haugwitz, Karl von Raumer, von Lamprecht u. a., alle geistvoll, ernst und wacker, suchten den Gram zu stillen, den ich nicht verhehlen konnte, wenn ich ihm gleich keine Worte gab. Meine freundliche Hausfrau hatte mich zuweilen in Thränen überrascht. Die Gäste erfuhren es von ihr, daß ich mich still und unaufhörlich härmte. Schwer war mein Schicksal. Blutarm war ich nach Deutschland gekommen. Ich war gewohnt, fleißig zu arbeiten, um durch den Ertrag die Haushaltung emporhalten zu helfen, denn Chézy bezog nur eine geringe Besoldung und seine Mutter war mit einem kleinen Vermögen, 1200 Francs Pension, Holz und freier Wohnung als Witwe geblieben. Seit 1798 war der Preis der Lebensmittel gestiegen, doch nicht die Einkünfte der Witwe. Ich mit monatlich 90 Gulden blieb dennoch getrosten Muthes, verließ mich auf Gott und meinen Fleiß. Mein Harm galt den Qualen eines ganz zertretenen Herzens. Nach und nach kam Trost von außen, doch der konnte mir nicht genügen. Ich habe auch mit Unrecht hier Trost genannt, was nur Zerstreuung war, was Wunden kühlte, aber nicht heilte. Lange Zeit hindurch beschäftigte mich wohlthuend das Studium der Gemäldesammlung der Boisserée'schen Galerie, ich lebte darin und wurde dort heimisch. Bertram ließ es sich sehr angelegen sein, mich in der altdeutschen und niederländischen Kunstgeschichte zu unterrichten und mir die Schönheiten der vorzüglichsten Gemälde dieser Sammlung einleuchtend zu machen. Meine Freunde Olivier hatten mir schon in Paris, als das berühmte Altarblatt von Danzig dort anlangte, tiefe und lichte Blicke in die Schönheiten der

alterthümlichen Kunstwerke erschlossen. Nun war ich an der Quelle und im Brennpunkt dieser Schätze, die vor dem Aufblühen der berühmtesten Meister der italienischen Schule entstanden waren und in herrlicher Färbung prangten, als man noch mit Eiweiß malte.

Ich schrieb über die damals noch wenig bekannte Sammlung, schickte mein Manuscript an La Motte Fouqué für seine „Musen". Diese fanden kein großes Publikum. An ein Honorar war nicht zu denken. Einladungen in Almanache oder Zeitschriften einzuschicken, gelangten mir nicht zu. Artikel über Paris waren nicht zu schreiben, da ich nicht mehr dort war. Ich hatte nichts als die Poesie. Meine Lieder blieben in meinem Schreibtische. So blieb mir nichts übrig, als mich sehr einzuschränken, denn meine ersten Einnahmen von meinem Jahrgehalt aus Paris gingen für nothwendige Anschaffungen von Winterkleidung und Holz darauf. Auch für Reisekosten hatte ich noch Nachzahlungen zu machen und ein zehntägiger Aufenthalt im Gasthof war hoch gekommen, obwol wir die Speisen fast unberührt hinuntergeschickten. An der Gasttafel hatte ich als junge einzelne Frau mit Kindern nicht sitzen wollen. Der Gedanke wäre mir unerträglich gewesen, auf Chézy zu lasten; er erfuhr nicht, wie es mir ging. Aber den jugendlichen Muth können Geldsorgen wol trüben, doch nicht niederbeugen. Ich war arm geboren, arm aufgezogen und werde arm sterben. Ich glaube, die göttliche Vorsehung läßt aus weisen Absichten die Armuth Begleiterin des Dichterlebens sein. Sie ist eine unbekannte Sonne, bei deren umwölktem, aber kräftigem Strahl Gemüth und Geist sich reicher entwickeln. Jeder Kampf befeuert die Seele. Der Tatar läßt seinem Sohne seine Mahlzeit von einem hohen Baume herunterschießen. So thut

die Vorsehung mit dem Dichter und jeder Steg über die Noth hat seine eigenthümliche Süßigkeit. Nur das Errungene erfreut eine thatkräftige Natur. Wenn ich sehe, daß ein Dichter, reich und vornehm geboren, herrliche Lieder singt, so denke ich mir jedesmal, wie so strahlender würde er noch sein, wenn er arm gewesen wäre. Viele der Mächtigen und Reichen auf Erden scheinen dieselbe Ansicht zu haben, denn wenige von ihnen helfen dem Dichter auf, wenn er darbt. Das Gold verhärtet die Gemüther, die Noth schärft die Thatkraft. Wäre unsere Zeit nicht die jammervollste und zugleich die üppigste, die es jemals gab, würden die Massen nicht aufgestachelt durch die Noth und zugleich durch die Begierde, Reichthümer zu erwerben, um mit zu genießen, wo der Reiche schwelgt, so würde der Mensch nicht so sinnreich sein, wie er's geworden ist. Es würde keine Dampfkraft, keine Eisenbahn geben, keine Electricität würde die Briefe beflügeln, keine Sphäre der menschlichen Wirksamkeit würde durch Mittel, die der Allmacht des Schöpfers abgelauscht scheinen das scheinbar Unmögliche zur Wahrheit stempeln. Heinrich IV. steckte seinen Bauern Sonntags ein Huhn in den Topf. Seine Nachfolger nahmen die Eier dieser Hühner weg, sonst würden die Franzosen nicht geworden sein, was sie sind. Behaglichkeit ist eine Feindin des Geistes; doch ist auch die Noth eine Mutter der Verbrechen, besonders in unserer Zeit, und ich glaube, es dürfte die Stunde geschlagen haben, wo es Pflicht wäre, die hinsinkenden, darbenden Massen aus dem Schlamme des Elends herauszuziehen.

Im schönen badischen Lande war unter Karl Friedrich's musterhafter Regierung keine Volksnoth sichtbar. Wenn man am Sonntage lustwandelte oder über öffentliche Plätze der Städte ging, sah man die Landleute

ſtattlich geſchmückt mit heitern Blicken in friedlichen Gruppen ſtehen. Jetzt, ſeit 20 Jahren, iſt der Plüſch, der Manchester, das Rehleder, der Schmuck echter goldener Treſſen u. ſ. w. verſchwunden. Man ſieht unſcheinbare Kittel, ſchlechte Hüte und trübe Mienen. Auch iſt aus den Kleidungen beider Geſchlechter jede Spur einer Volkstracht verſchwunden. Warum? Geht auf das Land, in jeder Hütte wird man es euch ſagen; geht in die Behauſungen der Großen und Reichen und fragt, ob deutſcher Kunſtfleiß ſie ausſchmückt, obgleich die trefflichſten Producte in den Ausſtellungen von London und Paris aus Deutſchland gekommen und obgleich man in den Werkſtätten aller Länder und in allen Gattungen von Arbeiten in großer Zahl Deutſche thätig findet. O guter, deutſcher Mann, nie wirſt du Hammer werden, ewig Ambos ſein, und doch biſt du ſo tapfer als brav und treu. In der Wahl der Beamten für Landgemeinden wäre es wünſchenswerth, ja nothwendig, daß eine ſtrenge Auswahl getroffen würde. Es iſt öfters der Fall, daß die auswärtigen Beamten die Eingeborenen verderben. Ich könnte hiervon viel Beiſpiele anführen, viel Gründe dafür aufſtellen, doch ein Wink iſt genügend.

Kehren wir zum ſchönen Heidelberg zurück, das in jener Zeit in mancher Hinſicht noch im Werden war. Berühmte Profeſſoren beſetzten die Lehrſtühle. Studirende aus allen Klaſſen füllten die Hörſäle. Der Profeſſor Zachariä kam mit ſeiner liebenswürdigen Frau aus Norddeutſchland und unternahm ganz ſtill, aber kräftig ein löbliches Werk, bei deſſen raſchem Gelingen es ſich von neuem beſtätigte, daß die friſche Jugend empfänglich für Lehre und Beiſpiel iſt, wenn ſie fühlt, daß beide aus Liebe hervorgehen. Die Jugend iſt das Aufblühen und die Reife der Kindheit. Die Umwandlung der

Blüte zur Frucht kann nicht vorsichtig genug überwacht werden. Ein kindisch gebliebener Jüngling ist ein lästiges, oft ein gefährliches Mitglied der Gesellschaft. Charakterlosigkeit und Uebermuth sind schädlicher als die Bosheit selbst. Der Jüngling, der aus den Gymnasien, oft aus dem Heimatsorte und dem älterlichen Hause auf den fremden Boden gelangt, wo er entweder die Bahn des Fleißes und der Sitte, oder die Zügellosigkeit einer unverstandenen Freiheit ergreift, ein anderer Hercules am Scheidewege, nur daß er keine herculische Kraft besitzt, kann nur allzu leicht zu Grunde gehen. Hofrath Zachariä war zweiter Vater für die jungen Studenten. Sein Haus stand ohne Ausnahme allen offen. Die Unwürdigen sonderten sich von selbst aus, die Bildungsfähigen und natürlich die Gebildeten blieben. Er zog sie nach und nach in die achtungswürdigsten und freundlichsten Familienkreise der Stadt. Er zog die Scheidewand weg, welche vor seiner Ankunft den Studenten vom Einwohner trennte und dem Ausgezeichnetsten im Wege stand wie dem Rohesten. Ehedem konnte kein achtbares Mädchen unbeschimpft über die Gasse gehen oder sich auf den Spaziergängen sehen lassen. Halstücher und Shawls wurden jungen Damen weggerissen, unanständige Reden und Scherze ihnen entgegengerufen, mitunter fiel auch wol der Gänsemarsch vor. Solche Unschicklichkeiten gingen allerdings nur vor, wenn rohe Studenten recht betrunken waren, aber das waren sie nicht selten. Die Gebildeten billigten dies Verfahren nicht und schlossen sich davon aus. Als ich nach Heidelberg kam, war schon die Ruhe auf Gassen und Spaziergängen wiederhergestellt. Ein großer Ruf war dem Professor Zachariä schon vor seiner Ankunft vorausgegangen. Er stand als Lehrer und Mensch auf bedeu-

tender Höhe und die ersten unter den Professoren, die sich viele Jahre lang vergebens abgemüht hatten, dem Unfug zu steuern, fühlten neuen Muth durch das Herannahen eines solchen Bundesgenossen. Auch hatte Amalie von Helvig, die auf großartigem Fuße in Heidelberg lebte, und die Brüder Boisserée dahin gewirkt, die widerstrebenden Elemente zu versöhnen, indem sie ausgezeichnete Jünglinge in ihre Kreise zogen. Dies geschah indeß nur ausnahmsweise. Zacharia hingegen bestrebte sich nur für das Allgemeine und erreichte sein Ziel. Dieser Erfolg war in jeder Hinsicht ersprießlich für Heidelberg. Zwar gab es unter den damaligen Musensöhnen eine Fraction, die nicht aus Verderbtheit und Roheit, sondern aus falscher Scham oder gar aus Frauenhaß, aber keineswegs aus Widerwillen gegen Köchinnen dem alten Schlendrian fröhnten und echte Burschen bleiben wollten. Man sah sie selbst 50 oder 30, auch wohl 10 über die Chaussee hinwegrasen, hörte sie wol auch ein abgeschmacktes Bier- oder Weinlied brummen, aber sie fielen niemand mehr an. Es würde merkwürdig sein, ihre Namen gewußt zu haben, um zu erfahren, was die folgende Zeit aus ihnen gemacht hat.

Uebrigens hatte Heidelberg mehrere Jahre vor meiner Ankunft auch einen Glanzpunkt gehabt. Achim von Arnim, Brentano, auch mehrere sehr interessante Familien bildeten dort einen schönen poetischen Kreis; dieser zerstiebte in die Lüfte, weil seine Mitglieder sich nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuten. Aber ein Duft der Poesie und zarter Geselligkeit blieb hier und da zurück, wie da wo Rosen gestanden.

Zu jener Zeit lebte auch die Familie Horstig, und das würdige Oberhaupt derselben, Consistorialrath und Erzieher des vortrefflichen Fürsten Georg von Bückeburg,

wohnte in Heidelberg. Horstig hatte von seiner Laufbahn früh scheiden müssen, weil eine Hirnzerrüttung ihn im frühen Mannesalter unfähig machte, darin zu beharren. Rastlose Geistesanstrengungen und ein zu weiches Herz mochten schuld an seinem Zustand sein, der, Dank sei es seiner vortrefflichen Gattin, bei ihrer sinnreichen Pflege nicht lange dauerte. Heldenmüthig widerstand sie der Roheit und dem Unverstand derjenigen, die ihn durch allerhand scharfe Mittel heilen wollten. Im Sinne des Wortes heilte ihn die edle Frau durch Liebe. Durch die Erfahrungen meines Lebens bin ich in Stand gesetzt worden, zu behaupten und zu beweisen, daß schöne Liebe allein die Gewalt hat, Geisteskrankheiten zu heilen. Dr. Pienitz in Pirna, dem viele Curen dieser Art gelungen sind, nahm mit Erfolg den Magnetismus zu Hülfe. Nicht alle Kranken, für welche seine Hülfe gesucht wurde, hatten Gattinnen, Mutter, Schwester, heldenmüthig und liebevoll wie eine Horstig, und nicht alle Irrenanstalten besitzen einen Pienitz, noch Krankenwärter wie derjenige war, den ihm die göttliche Vorsehung zum Beistand erkoren. Er hieß, wenn ich mich recht erinnere, Schilling. Sein Eifer war der eines rettenden Engels. Er sann Tag und Nacht über die Art und Weise, seine Pfleglinge zu behandeln. Er nahm sich ihren Zustand so zu Herzen, daß er nach mehrern Jahren sich in Gefahr befand, selbst zu erkranken und um Urlaub bitten mußte, sich zu erholen. Ich glaube, er hat seine segenbringenden Functionen wieder aufnehmen können.

Consistorialrath Horstig, vollkommen genesen, Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft, in den Zeitblättern thätig, fand sich in seiner Lage sehr beengt, wiewol ihm sein Zögling, Fürst Georg von Bückeburg, einen Gna-

dengehalt von hundert Karolinen ausgesetzt hatte. Fürst Emich Leiningen, einer der geistvollsten Söhne des Throns, die jemals gewaltet, lernte Horstig kennen und schätzen. Er ließ ihn zu sich rufen und äußerte, wie tief es ihn schmerze, nicht in der Lage zu sein, ihm ein Los zu bereiten, welches seinem Verdienste entspräche. Es sei ihm jedoch ein Mittel eingefallen, ihm eine sorglosere Zukunft zu bereiten. Er habe sich aus wichtigen Gründen entschlossen, mehrere seiner Domänen zu verkaufen; unter diesen sei eine in der Nachbarschaft seiner Residenz, Amorbach, ganz geeignet, Horstig und seiner Familie einen reizenden Aufenthalt zu gewähren. Bei der Versteigerung der Domänen möchte sich Horstig zum Fürsten begeben und auf diese Besitzung bis zu 2000 Fl. bieten, für diese wolle sie ihm der Fürst überlassen. Er würde sie ihm so gern verehren, allein das stünde nicht in seiner Gewalt; Schloß Mildenburg, welches Götz von Berlichingen mit der eisernen Faust einmal besessen, das in der Schönheit seiner Lage wenige seinesgleichen hat, hieß diese Besitzung. Der Kaufpreis war nicht der fünfte Theil seines Werthes und des Fürsten Antrag edel. Allein wo sollte Horstig, der trotz seines angestrengten Fleißes vermögenslos war, auf einmal in kurzer Zeit 2000 Fl. hernehmen? Er wendete sich, aber vergebens an alle, deren Vertrauen er zu besitzen glaubte, aber man kannte ihn vermögenslos und er war kein Charlatan. Auch mußte die Sache insgeheim betrieben werden.

Der Tag der Versteigerung rückte heran. Horstig war trostlos. Alle, an die er sich gewendet hatte, mochten das Schloß Mildenburg für ein spanisches Luftschloß halten. Es war noch eine Nacht zwischen der Versteige-

rung, als Horſtig trauernd in einer dunkeln Kammer ſeiner ärmlichen Wohnung einen ſchweren Brief mit dem Poſtzeichen „Bückeburg“ erhielt. Er öffnete ihn ahnungslos, mit zerſchlagenem Herzen. Sein junger Zögling hatte ihn ungefähr in folgenden Ausdrücken geſchrieben: „Mein verehrter, ſehr geliebter Freund! Der beiliegende Wechſel von 2000 Fl. trifft hoffentlich noch zu rechter Zeit ein, um einen gerechten Wunſch zu erfüllen. Die Veranlaſſung zu dieſer Sendung gab folgender Brief Ihres Sohnes Georg, meines Pathen, an ſeinen kleinen Freund, den Ihnen wohlbekannten «Schuſterbuben», den mir Georg als Beilage zu einem Briefe an mich zur Beſtellung zuſandte. Ich ſende Ihnen beide Stücke.“ Der Brief von Georg an den Fürſten, den ich gleichfalls aus dem Gedächtniß herſchreibe, lautete ungefähr folgendermaßen:

„Herr Fürſt, mein lieber Pathe! Du mußt uns geſchwind 2000 Fl. ſchicken, denn mein Vater braucht ſie nothwendig. Er will ein ſchönes Schloß kaufen, welches wol 10,000 Fl. werth iſt. Es iſt das Schloß Mildenburg, welches die aufrühreriſchen Bauern damals niedergebrannt haben, und wo der gute Reitersknecht Georg, den der Götz ſo lieb hatte, umkam. Ich habe keine Zeit, es dir zu beſchreiben, aber es iſt ſehr ſchön, und der Brief muß auf der Stelle auf die Poſt. Lebe wohl, mein geliebter Pathe. Schicke uns geſchwind die 2000 Fl., und beſtelle mir auch den Brief hier an meinen guten Freund, den Schuſterbuben, mit welchem ich immer auf dem Schloßplatze ſpielte.

Ich verbleibe Dein Georg Horſtig.“

Gleich nach Empfang dieſes Briefes reiſte Horſtig die Nacht hindurch zu Fürſt Leiningen und erſtand die Do-

mäne Mildenburg. Sie war noch bewohnbar. Ein schöner römischer Thurm, in welchem das Burgverließ befindlich, stand im Hof. Er ist hoffentlich nicht abgetragen. Ein Jude wollte ihn um 500 Fl. kaufen. Horstig ging in den Kauf nicht ein. Das hat mich immer von ihm gefreut. Ich erfuhr diese anmuthige Geschichte in Heidelberg. Man sagte mir auch noch, daß Fürst Georg von Bückeburg die Interessen der 2000 Fl. seines Darlehns von Horstig's Pension abzog. Ich habe Grund zu glauben, daß er sie ihm späterhin ganz geschenkt. Ich werde auf die Beschreibung dieses reizenden Sitzes und der Lebensweise seiner Bewohner zurückkommen.

Graf Paul von Hauzwitz wurde mir einer der liebsten unserer preußischen Landsleute. Sein Ernst, seine Geradheit, sein Geist, seine Herzensgüte bildeten ein harmonisches Ganze, das mein Gefühl für ihn erweckte, in welchem sich Bewunderung und Liebe vereinigten. Oefters als jetzt sah man in jenen Tagen Jünglinge, die es sich zur Ehre machten, die Tugend zu ehren und zu lieben, denen Heuchelei so fern lag als Unsitte. Es ist jetzt anders! Viele schämen sich ihrer guten Regungen. Den Frauen ist das große Werk der Wiederkehr der Männer und Jünglinge zu allem Guten vorbehalten. Die Aufgabe ihres Lebens ist schwieriger und belohnender als je.

Mir war in jenen umwölkten Tagen die Poesie, was dem einsamen Wanderer auf Waldeswegen das Säuseln der Wipfel, das Seufzen der Nachtigall! Selten ist eine Gegend so wie die von Heidelberg geeignet, den innern Menschen harmonisch zu beleben, die Schlacken der Erde von ihm zu scheiden! In seinem ganzen Umfang genoß ich auf den Höhen der Waldungen, im Schos der Thale,

welcher die Blumen vor dem Hauch des Nordwinds schirmte, dies unnennbare Glück. Meine Kinder empfanden es mit mir, ohne andere Anregung als die ihres eigenen Gemüths. Nicht ohne Schauder lauschte ich abends den gewaltigen Klängen, die der Nordwind auf den Wipfeln des Odenwaldes wie auf einer Aeolsharfe sang. Es schien mir die ewige Klage der Geister der Liebe über das Weh der Menschheit! Die Sterne funkelten drein wie Augen, in denen Thränen stehen! In den Pausen des Sturms wurden die Lieder der tausendstimmigen Neckarwellen vernehmbar, die nun schon solange schweigen. Von der entzückenden Höhe des Wegs zum Wolfsbrunnen war der Wellenklang großartiger und milder zugleich. Diese Worte sollen nur die geistigen Reize Heidelbergs unverkümmert, wie sie damals waren, bezeichnen. Es hat seit der Zeit viel Veränderungen erlitten. Wer es aber früher nicht kannte, wird nichts vermissen. Wer nicht auf dem Wolfsbrunnen das ländliche Häuschen besucht, an dessen Wand ein breiter Herd von Rasenstücken luftig loderte, ein Kessel brodelte, stets bereit die Forellen aufzunehmen, die noch ahnungslos im Bache tanzten, — wer dann mit dem Fischermädchen an den Weiher ging, und sich aus dem Netz, das sich in einer Minute füllte, die schönsten Fische aussuchte, sie dann am ländlichen Tisch unter riesigen Bäumen genoß, der kann sich freilich nicht mit Behagen in die jetzige Bewirthung finden! Doch sind es meist nur die Söhne und Enkel der ehemaligen Besucher des Wolfsbrunnens, die man hier antrifft, und tiefer hin im Walde walten noch die frühern Zauber der Gegend. Leopold von Gerlach und Thorbecke klagten mir noch, daß die Verwaltung eine herrliche weitumschattende Linde, das Lieblingsziel des unsterblichen Opitz auf seinen einsamen Wan-

derungen, ausrotten laſſen. Sie ſtand, wenn ich nicht irre, unweit vom Wolfsbrunnen. „Ach der Menſch vertilgt ſo gern, zumal wenn er ſeinem dunkeln Leben durch nichts anderes Bedeutung zu geben weiß!“ Richtige Menſchen vertilgen und zerſtören, ein Surrogat fürs Schaffen! Ein Künſtler hätte die Linde gemalt. Ein Beamter läßt ſie niederhauen! Gott, wie entzückend waren unſere Gänge nach dem Wolfsbrunnen! Joſephine Satorius, eine ganz idylliſche Natur, und die liebenswürdige Baronin von Bambold, geb. von Gaugreben, zwei wahre Nachtigallen, begleiteten uns zuweilen mit Geſang. Auch meine Lieder tönten durch dies anmuthige Gefilde. Ein junger Componiſt aus Danzig, Namens Berger, hatte manches Lied Amalie von Helvig's, manches von mir, mit ſeelenvollen Tönen begabt. Ich meine immer: „Ein Lied ohne Muſik ſei ein Körper ohne Seele!“ Es wäre vielleicht richtiger geſagt: „Eine Seele ohne Körper!“ Doch ich vergeſſe, daß Felix Mendelsſohn ſogut wie die Nachtigall Lieder ohne Worte gedichtet.

Frau von Helvig führte uns oft in einen der vielen Gärten, die damals um Heidelbergs Fuß her grünten, zu einer dicken Milch, theils nach Schlierbach, theils nach Neuenheim. Wir waren meiſt 30—40 Perſonen, von denen ich einige nennen muß, ſowol als Erinnerungslabe, als weil einige der Geſchichte angehören: das Dreiblatt, beide Boiſſerée und Bertram, der Orientaliſt Profeſſor Wilkie mit ſeiner Gattin, Tochter des großen Künſtlers Tiſchbein, der Kirchenrath Daub, Hofrath Creuzer, Profeſſor Regele, Schwiegerſohn des hochberühmten Arztes May, und ſelbſt ausgezeichneter Arzt, die Brüder Joſeph und Eberhard von Groote, der Verfaſſer des Werks: „Fauſt's Verſöhnung mit dem Leben“;

der Componist Jakob Berger, die wunderschöne junge Witwe Bolongaro Crevenna mit ihren Freundinnen, die verwittwete Frau Thirry, die Amerikanerin Frau Heuser, die Witwe des berühmten Arztes Hofrath Dr. Seckel, die Hofräthin Dapping mit ihrer liebenswürdigen Tochter unauslöschlichen Andenkens, der früher erwähnte Hofrath Zacharia und seine Gattin. Diese waren mir die liebenswerthesten aus diesem Kreise, der sich in der Folge der Zeit noch vergrößerte. Von den später Hinzugekommenen, die ihn nur wenige Tage verschönten, muß ich vor allen Friedrich Schlosser, einen Verwandten Goethe's, dessen Gattin, geb. Dusay, und deren Reisegefährten, den Freiherrn Guaita, das Madonnenbild an seiner Seite, Melina Baronin von Guaita, die jüngste Schwester Bettina's von Arnim, geb. Brentano, nennen. Diese edle Frau hatte ich schon in Paris als ein noch vierzehnjähriges Wesen kennen lernen, deren aufblühende Schönheit mich unaussprechlich rührte. Ich fand sie bei der Frau André, der Gattin eines vortrefflichen deutschen Mannes, der in jener Zeit des Mistrauens und Argwohns bei Napoleon verdächtig geworden war, und lange den Tempelthurm bewohnen mußte. Die junge Brentano besuchte ihre Freundin André, um sie aufzuheitern und zu trösten. Ich fand die Familie André in Offenbach wieder.

Die Kreise der Frau von Helvig waren heiter bewegt, anmuthig belebt. Sie las gern meine neuen Gedichte vor, und erhob sie durch ihren schönen Vortrag, so auch ihre eigenen. Ich lernte dort viel. Eines Abends las ich meine Schrift über „Boisserée's Gemäldesammlung"; diesen Abend war Welcker mit seiner Gattin zugegen. Mir ahnte nicht, wo und wie ich ihn späterhin wieder antreffen würde. Die Zeit schien so glatt und so still wie eine stehende Flut, die tief in ihrem Schoß

Strudel und Klippen verbirgt, indeß die ruhige Oberfläche den Himmel ſpiegelt. Die holde Schweſter der Frau von Helvig, Luiſe von Eloch, war eine der anmuthigſten Zierden, ſie war die Lieblichkeit, die lieblich vergeiſtigt, Auge und Herz erfreut. Auch ihr Weſen war ein Lied ohne Worte. Ihr Blick, ihr Lächeln ſagten von ihrem tiefen und richtigen Gefühl für Natur und Poeſie. Die unvergeßliche Markgräfin von Baden erfreute jenen Sommer Heidelberg mit ihrem Beſuch. In ihrer Begleitung war Prinz Guſtav, ihr damals dreizehnjähriger Enkel, Sohn ihrer Tochter, der Königin Friederike von Schweden. Mir wurde geſagt, daß er, der Throngeborene, ſorgfältig für das Privatleben erzogen würde. Unter der Begleitung der Frau Markgräfin befand ſich auch Frau Amalie von Helvig, zwiefach berechtigt als Weimaranerin und Gattin des hochverdienten ſchwediſchen Generals von Helvig, deſſen Abſtammung als Sohn eines Tiſchlers ich hier erwähne, weil es allemal rühmlicher iſt ein Dynaſt als der Abkömmling eines Dynaſten zu ſein, wenn nicht eigenes Verdienſt den edeln Namen begleitet. General von Helvig war ehrwürdig durch ſeine Kenntniſſe und Leiſtungen, nicht minder durch ſeine ſchöne Treue für das ſchwediſche Königshaus, und durch ſeine Standhaftigkeit in den Prüfungen, die er deshalb beſtanden.

Ich hatte Frau von Helvig nie ſo ſchön geſehen als an jenem Abend, wo die ſchmerzverklärten Blicke ihrer großen blauen Augen entzückender als jemals ſtrahlten. Dem ſterblichen Auge war die Lorberkrone um ihr edles Haupt her unſichtbar, aber das Seelenauge empfand ihn und fühlte warm ihre Thränen darauf beben. Ihre Geſichtszüge waren antik, ſie glich der verſtorbenen Henriette Herz, an deren Sterbelager Friedrich Wilhelm IV. ſinnend

weilte, deren Bild nach Graff vor einer Biographie von ihr so wenig ihr Selbst zurückspiegelt als jene Schrift ihren Geist und ihr Leben. O nähme doch niemand, der eine edle Dahingeschiedene preist, die Backen voll, die Aeolsharfe ist keine Posaune!

Zu den Erwartungen, die damals Heidelberg bewegten, gehörte die von Goethe's Besuch bei Boisserée. Auch der General von Helvig sollte kommen, doch er wurde gefangen genommen, und seine Gemahlin eilte nach Mainz, um Gerechtigkeit für ihn zu erwirken. Bange Ahnungen bewegten die Gemüther ihrer Freunde; sie waren nicht grundlos, denn die edle Frau hatte schwere Kämpfe zu bestehen. Sie kehrte zurück ihrem Gemahl zur Seite, doch mit schwankender Gesundheit und gebeugtem Gemüth.

Zu jener Zeit hatte mich Freund Horstig zu dringend bestürmt, ihn auf seiner Mildenburg zu besuchen, daß ich beschloß, dorthin zu gehen. Ich glaubte schon in 14 Tagen zurück zu sein, es kam alles anders, wie so oft im Leben. Ein leichter Hauch weht unsere Kartenhäuser um!

Ich bewilligte den Bitten Schlosser's und Guaita's einen dreitägigen Aufenthalt in Frankfurt a. M. Georg Brentano lud mich sogleich zum Abend nach meiner Ankunft in seinen Garten ein, wo ich Guaita und Schlosser antraf. Am Vormittag hatte mich Friedrich Schlosser in den Dom, auf den Römer und in die Bibliothek geführt. Am andern Tage wurde die Umgebung durchrollt, vom Blühen der Sommerpracht, vom Reifen der Früchte hoch geschmückt. Die ganze Gegend heiter und zierdevoll, wie eine blühende Jungfrau! Heidelbergs Lächeln unter Thränen schneidet ins Herz, wie das eines

Mädchens, die um den Geliebten trauert! Mir iſt ein Ruisdael lieber als ein Claude Lorrain.

Am Abend des dritten Tags hörte ich den „Don Juan", doch viel vernehmlicher noch das Klappern mit den Logenthüren. Die frankfurter Freunde empfahlen mir über Aſchaffenburg zu gehen, wo Karl von Dalberg weilte, die Gemäldegalerie merkwürdige Stücke beſaß und die Bibliothek viel Schönes aufzeigte. Friedrich Schloſſer gab mir ein Briefchen an Profeſſor Windiſchmann. Der Freihof wurde mir zum Abſteigen empfohlen. Ich war dort ſehr zufrieden. Noch neigte ſich der Tag nicht als ich ankam. Die Gegend war ſchon damals ſehr anmuthig, vielleicht hat ſie noch gewonnen. Sie ſcheint ein Garten im großen Maßſtab zu ſein.

Ich eilte zu Windiſchmann. Von einer Menge ſchöner Kinder umgeben, an der Seite ſeiner Gattin und Schwägerin, empfing er mich mit herziger Höflichkeit, und lud mich zugleich zum Nachteſſen ein. Meine Kinder tummelten ſich mit den ſeinigen herum. Die älteſte Tochter, ſchon die rechte Hand der jungen Mutter, machte ſich viel um mich zu ſchaffen. Zum Nachteſſen fand ſich ein junger Gelehrter, Namens Merkel, ein. Ich ſollte am Morgen mit Profeſſor Merkel und Windiſchmann die Bibliothek ſehen. Zum Nachmittag hatte mich der Fürſt-Primas beſchieden, um mir die Gemäldegalerie zu zeigen. Der Abend ſollte wieder Windiſchmann gehören. Ich gab mich ganz der Luſt hin, „jung zu ſein und ſchon einen Namen wie eine duftende Roſe an der Bruſt zu tragen!" Berauſchend drangen die neuen Eindrücke aller Gegenſtände auf mich ein und umhüllten mir die Vergangenheit mit einem wohlthätigen Schleier. Der Morgen auf der Bibliothek entſchwand auf Flügeln.

Profeſſor Windiſchmann, dem ich ſo manches zu dan-

ken habe, machte mich auch mit einem Werke von Cornelius bekannt und verschaffte mir das Glück, die erste zu sein, die einige liebevolle Worte über den großen Meister zum Druck beförderte. Windischmann zeigte mir die Originalzeichnungen zum „Faust" von Cornelius, der sie ihm mitgetheilt hatte. Meine Ueberraschung war unaussprechlich: seit ich Rafael kannte, hatte ich nichts so Entzückendes gesehen. Diese Glut, welche die Seele durchdringt und fortreißt und dabei von der süßesten Anmuth beseelt ist, diese Klarheit der Darstellung, diese Reinheit der Form, diese Innigkeit des Gefühls, diese Natürlichkeit und Unmittelbarkeit: kurz alles was Rafael zum Rafael macht, macht auch Cornelius zum Cornelius. Wer hätte sich vorstellen können, daß man Goethe's „Faust" jemals im Bilde wieder lesen könnte! Ich weiß nicht, was ich 1811 darüber schrieb, ich erinnere mich nur, daß meine Worte gefielen, den jungen Meister selbst erfreut haben.

Einen schönen Abend bereitete mir Antoinette von Dalberg durch die Bekanntschaft mit der Fürstin Dalberg, einer Tochter des Dogen von Venedig, der schönen, geistvollen Pelina, die etwas leidend und in wehmuthvoller Stimmung mit ihrem Gemahl, dem Fürsten Dalberg, der eine Wunde in Paris bekleidete, eine Reise nach Deutschland gemacht hatte und Karl von Dalberg besuchte. Sie trauerte noch um ein jüngst verlorenes Söhnchen. Der Schmerz über seinen Verlust hatte sich bei ihr gewaltsam erneuert, weil sie bei der Taufe des Königs von Rom das Becken getragen hatte, und beim Anblick des schönen, lieben Kindes Napoleon an ihr kürzlich verblichenes Kind im Grabe dachte. Auch ich hatte erst kürzlich einen dritten Sohn verloren! Der unverkennbare Schmerz der hohen jungen Mutter ergriff

mich gewaltig, und ich hatte große Mühe Fassung zu gewinnen. Denn ich hatte die Fürstin erheitern wollen, und das war in solcher Stimmung schwer; dennoch gelang es mir. Ich las sehr schöne Sachen von Chézy vor; auch in seinen Schriften aus persischen Dichtungen übersetzt athmet Schmerz.

Im ersten Saal der Galerie, wo ich sogleich eingeführt wurde, meine Kleinen an der Hand, erfreute mich der Anblick großer Gemälde von Hans Holbein und Albrecht Dürer. Eine bleiche, gespenstische Matrone vom jüngern Holbein in Lebensgröße, war lange der Gegenstand meiner Betrachtung, eine majestätische Gestalt mit edeln Zügen, wie reich mußte ihr Lenz geprangt haben! Welche Thränen hatten diese Wangen gefurcht, die einst die schönste Rose beschämten? Doch Geist und Liebe hatten das Leid besiegt und Anmuth blühte noch auf den Purpurlippen. „Es ist eigen, daß der Jugend der Anblick des Alters immer fabelhaft erscheint; sei es in der Abbildung, sei es in der Wahrheit!“ Der Weg dahin dünkt unermeßlich lang, als könne er nie zurückgelegt werden!

Der Mauritius von Dürer, eine Heldengestalt mit Feueraugen und sanft geschwollenen Lippen, ist in einem großartigen Stil mit ruhigen, weichen Farbentönen dargestellt. Sein St.-Erasmus flößte mir Entsetzen ein. Erfreulich war das Bild des Kurfürsten von Brandenburg und manche andere Zierde des schön beleuchteten Saals. Von Martin Schön, diesem sinnigen, tief gefühlvollen Meister, hatte ich selbst bei Boisserée nichts gesehen; hier traf ich vier Gemälde von ihm auf blauem Grund dicht mit goldenen Sternen besäet. Der Fürst trat ein, ein hoher Greis, aus dessen Augen Geist und Güte blickten, wehmüthig fast, doch zugleich

von Freimüthigkeit und Milde zeugend. Er führte mich im Schloß umher und ſchien ſich meiner Freude über die Kunſtwerke zu freuen. Ein lieblicher kleiner Rafael zog mich am meiſten an; ich äußerte den Wunſch, ihn mir in Waſſerfarben zu copiren. Der Großherzog zog einen Schlüſſel aus ſeiner Taſche, den er mir lächelnd reichte. „Ich muß bald verreiſen", ſagte er, „hier können ſie nun zu jeder Stunde hinein." Ich dankte, gerührt von ſeiner Huld. Napoleon's wohlgetroffenes Bild in einer Sonnenglorie blickte mich von einem Porzellantiſch an. Ich liebte damals den Kaiſer nicht. Herr von Dalberg ſeufzte, als ich ihm dies zu bemerken gab. „Nun", ſagte er, „wir müſſen ſehen, wohin er uns führt! Jetzt müſſen Sie auch meine Wohnung in Augenſchein nehmen!" fügte er hinzu. Er führte mich in ſein Arbeitszimmer. Dort ſaß eifrig beſchäftigt ſein geheimer Cabinetsſecretär Urbanus Müller, der mich und die Kleinen mit wohlwollenden Blicken empfing. „Hier iſt meine Seele und meine Hand!" rief der Fürſt. „Ich bin kein Heinrich IV.! Doch ich habe einen Freund wie Sully. Ich arbeite 10 Stunden des Tags", fuhr er fort. — „Und warum ſo lange?" fragte ich ihn. — „Weil mir ein franzöſiſcher Nachfolger beſtimmt iſt, Prinz Eugen von Leuchtenberg! Er wird mein Land auf franzöſiſchen Fuß ſetzen, da muß ich alle Verhältniſſe und Einrichtungen recht feſtſtellen, das Los meiner Beamten ſichern, ſonſt könnten die Guten, Getreuen und Befähigten weggeſchickt werden und andere an ihre Stelle kommen! Wenn Eugen die Maſchine ſchon im Gang findet, wird er meine Einrichtungen beibehalten." Ich ahnte, daß Karl von Dalberg's Arbeit eine vergebliche ſei, doch ich ſchwieg und beſchränkte mich ihn herzlich zu bitten, ſich für ſein Land und ſeine Freunde zu ſchonen! Indem wir eifrig ſpra-

chen, entwand mein Max die Dolle seinen Händen. Lächelnd sagte der gütige Fürst: „Warte, Kleiner, dies Pfand muß ich auslösen!“ Er griff nach einer Pappschachtel, die offen auf dem Schreibtisch stand, und reichte sie dem Kinde dar. Max griff aufs Gerathewohl hinein, und zog ein paar mit Perlen besetzte Armbänder heraus, die er mir sogleich überreichte, indem er mich herzlich küßte. Dann entließ uns der Fürst. Und vom Geheimrath Müller geleitet, stiegen wir in den Wagen, der uns zu Windischmann's Wohnung brachte. Wir fanden dort den Professor Merkel. Ich mußte einige Dichtungen hersagen, und die Freudenwogen des Tags wallten hoch auf, bis uns die Ruhe umfing. Wenige Tage darauf ließ mich der Fürst zum Abendessen einladen und stellte mir seine Gäste vor. Von allen Anwesenden beschäftigte sich Karl von Dalberg's alter Freund, der Minister Freiherr Röden vom Stabe, am eifrigsten mit mir. Dies war ein vielgeprüfter, edler Mann, voll Geist und Glut! Bei den Aeußerungen seines Wohlwollens ging mir das Herz auf. „Sie finden den Fürst Primas huldreich, liebenswürdig gegen seine Gäste!“ äußerte die Frau von Röden gegen mich. „O hätten Sie ihn in Regensburg gekannt, als er dort Coadjutor war, so heiter und herzig habe ich niemand mehr gekannt! Jetzt fühlt man, welch ein Druck auf seinem Herzen lastet! Nur die Fülle seiner Güte, nur das Bedürfniß, alles, was ihn umgibt, zu erfreuen und seinen Lieben seine Qualen zu verbergen, macht ihn noch so heiter scheinen, bis er's endlich wird und bleibt, bis er allein ist. Da fallen ihn die Nattern des Undanks mit ihren Bissen an, denn er hat beinahe soviel Undankbare gemacht als Glückliche. Da nagen sein Herz die Sorgen um sein Land, um Deutschlands Zukunft —. „Wir sind alle Sellinzer!“ rief er

einmal aus und schüttelte sich vor Schmerz. Vor seiner Abreise führte mich noch der Fürst Primas zu Friedrich und Antoinette, seinen Geschwistern. Herzergreifend war der Anblick dieser zarten, gebrechlichen Gestalten, aus deren Blicken die innigste Geschwisterliebe leuchtete, und die in zwei Gestalten nur ein Wesen schienen.

Fritz von Dalberg war im hohen Grade musikalisch; die Musik offenbarte die Kraft und Zartheit seines Gemüths. Die Schwägerin des Fürst Primas, aus dem Geschlecht der Greifenklau, war wacker und liebenswürdig. Als einige der geistvollsten Frauen dieses Hofkreises galten: die Gräfin von Waldpott-Bassenheim, die Freifrau von Wambold-Umstatt, geb. Gräfin von Stadion, und die Baronin von Würth. Von den Geistesarmen schweige ich wie billig. Bald hätte ich vergessen der geistvollen, liebenswürdigen Henriette von Raden zu erwähnen. Sie vertrauerte ihre schöne Jugend um ihren Bräutigam, Wilhelm von Seckendorf, den der Tod ihr entrissen, als Poesie und Liebe ihn mit duftenden Kränzen schmückten. Unter den Hofcavalieren war Graf Waldpott von Bassenheim der unterhaltendste, er funkelte von Geist, Witz und Laune. Seine junge Gemahlin hatte die schönsten Schultern am Hof. Drei Domherren, von welchen Graf von Hatzfeld der geistvollste war, bleiben noch zu erwähnen. Als sie Napoleon vorgestellt wurden, maß er sie mit einem seltsamen Blicke, lächelte ironisch, sagte: „Voilà donc le chapitre de Mayence!“ und drehte sich weg.

So hatte mich denn das Schicksal gleichsam an das Sterbelager der Aristokratie geführt; denn man lese nur den Gothaischen Taschenkalender, so wird man sehen, daß sie nur noch ein Scheinleben hat. Sie ist ein Zahn, von dem der Nerv weggebrannt ist, wenn er auch noch

wie eine Perle glänzt! Meine Nachbarinnen in Aſchaffenburg erzählten mir oft von den alten Zeiten und vom kurfürſtlichen Hofe in Mainz. Er war ein würdiges Seitenſtück des Regenten Philipp von Orleans. Das Laſter hatte damals die Maske weggeworfen, es bindet ſie nun wieder vor!

Graf von Benzel-Sternau, mit ſeiner liebenswerthen Gemahlin und ſeinem hoffnungsvollen Knaben, kam nach Aſchaffenburg, um dort zu leben. Man kennt ſeine Schrift: „Das goldene Vließ.“ Ich war unvermögend ſie zu leſen, weil ich ſie nicht verſtand. Doch ſein Geſpräch war ſehr anziehend und lehrreich für mich. Die Gräfin war eine Erſcheinung von ſeltenem Werth, lieblich und harmoniſch gebildet. Graf Benzel-Sternau beſaß unter anderm ein koſtbares Gemälde von Leonardo da Vinci, auf dem ſieben Geſtalten ſichtbar waren und das die junge Herodias mit dem Haupte St.-Johannes des Täufers darſtellte. Ich möchte es das herrlichſte Bild des unſterblichen Meiſters nennen.

Einen hohen Genuß gewährte mir die reichhaltige Gemäldegalerie des Freiherrn von Gruben. Einer der geiſtreichſten und gefühlvollſten Männer jener Zeit! Er hatte einen Rafael, der unter dem Namen der Madonna von der Eiche bekannt iſt. Denſelben Gegenſtand hatte ich im Louvre, doch anders behandelt, angetroffen. Das Bild in der Gruben'ſchen Galerie, gleichfalls in Lebensgröße, war unendlich ſchöner, inniger und großartiger behandelt, prangender und wärmer in der Farbe. Sowie mir Gruben die Flügelthüren öffnen ließ, die es verbargen, rief ich auf einmal aus: „Himmel, ein Rafael!“ — „Ein Rafael?“ fragte Gruben. Ich verſetzte: „Ja, ein Rafael! Und er muß ihn nicht lange vor ſeinem Tode gemalt haben.“ Gruben ſchüttelte den Kopf

wie Einer, der eben einen Schatz findet und zweifelt, ob die Juwelen echt sind. „Ach, wenn es ein Rafael wäre!“ seufzte er, „wie glücklich würde ich sein. Doch ich wage nicht es zu glauben.“ Mehrere Monate darauf, als ich in Mildenburg war, empfing ich einen Brief vom Baron Gruben, den ich sehr sorgfältig aufgehoben, aber in meinem jetzigen Zustande nicht herausfinden kann. Er meldete mir, daß er das Gemälde wegen besserer Bewahrung aus der Kiste habe heben lassen, und da habe er auf der Kehrseite eine italienische Inschrift gefunden, welche besagte, daß Rafael dies Gemälde für den Kardinal Bembo gemalt. Die Jahreszahl war die von Rafael's Tode. So hatte ich denn ganz richtig gesehen. Als ich 1831 in München die Galerie wieder zu sehen wünschte, fand ich den Freiherrn von Gruben nicht mehr am Leben. Sein Sohn gab mir auf meine Frage nach dem göttlichen Meisterwerk zur Antwort, daß er es mir nicht zeigen könnte; wollte mir aber nichts Näheres sagen. Auch hatte ich niemand von unsern gemeinschaftlichen Bekannten bei Grubens angetroffen.

Die Freundschaft des Großherzogs bewährte sich mehr und mehr. Er verstand mich ganz und widerstand hämischen Einflüsterungen und den Umtrieben seines Hofmarschalls, der mich nicht leiden konnte. Ich meinestheils habe seitdem oft bereut, daß ich mich an diesem Hofe mitunter taktlos betrug. Ich machte ein Spottgedicht, welches, wie man glaubte, sich auf den Oberhofmeister bezöge, und erbitterte ihn und seinen Anhang dadurch. Bei diesem befanden sich zwei junge Damen, davon die eine ihm unverkennbare Zeichen des Wohlwollens gegeben hatte, welches ein öffentliches Geheimniß war. Diese Damen waren gegen mich aufgebracht, weil ich bei Tafel, wo sie meine Freunde, die Fa-

millie Horstig, verspotteten, entrüstet ausrief: „Es ist zu bedauern, wenn würdige Menschen in ihrer Unbefangenheit solche Blößen geben, daß Personen, die nicht werth sind, ihnen die Schuhriemen aufzulösen, über sie herfallen können!" Die Wirkung dieses Ausdrucks erräth sich leicht. Ich hätte es gemäßigter sagen können und würde meinen Zweck besser erreicht haben, allein ich war noch nie bei Hofe gewesen. Der Hofmarschall suchte nun jeden ersinnlichen Anlaß zu erhaschen, um seine zärtliche Freundin zu rächen. Früher hatte ich keine Klage über ihn gehabt. Die Schwestern, welche ich nicht näher bezeichnen will, waren mit einer edeln Freundin des Großherzogs nahe verwandt; er suchte standhaft ihnen fern zu bleiben und kannte sie zu gut, als daß sie mir bei ihm hätten schaden können. Doch übten sie Einfluß auf den Troß der Höflinge, der dem Hofmarschall unterthäniger war als dem Gebieter.

Einmal bei Tafel, wo der Hofmarschall neben mir saß und bemerkte, daß ich Wachteln für junge Hühner ansah, rief er dies wie eine Neuigkeit dem Großherzog zu, der mir gegenübersaß. Die Miene des Großherzogs bezeigte die Misbilligung dieser Unschicklichkeit, und einer der Hofcavaliere rief dem Hofmarschall zu: „Wer kann es der Frau von Chézy verdenken, wenn sie ein Thier für das andere ansieht!" Diese Worte erregten ein Lachen, weil allen mein Gedicht, das alle kannten, dabei einfiel. Selbst Karl von Dalberg lächelte. Um mich selbst dafür zu strafen, daß ich es gemacht, will ich es hersetzen, soweit ich es noch im Gedächtniß habe.

Die Nachtigall; eine Fabel nach dem Persischen.

An einem schönen Frühlingstag
In Wonne die Schöpfung versunken lag.

Der Himmel ließ von lichten Aun
Die ſchönſte Zier der Blumen thaun.
Und Duft und Klang, Geſang und Luſt
Erfüllten ſelig jede Bruſt.
Der Eſel nur ſtand fühllos da,
Schrie friſch drauf los ſein y-aia.
Denn ob die ganze Schöpfung blüht,
Der Eſel nur die Krippe ſieht,
Und ob die Flur voll Roſen ſteht,
Der Eſel nur nach Diſteln geht.

Hier verläßt mich mein Gedächtniß. Meine Gedichtſammlung iſt mir abhanden gekommen. Das Gedicht ſagte am Schluß:

Die Biene nicht nur Honig ſaugt,
Verſucht auch, daß ihr Stachel taugt.

Und ich hatte es aus keiner andern Urſache drucken laſſen, als um zu zeigen, daß es im Grunde harmlos war, und keine Perſönlichkeiten enthielt. Karl von Dalberg nahm es nicht übel. Er ſprach nie mit mir davon, doch ich hatte erfahren, daß er Bedauern darüber geäußert habe.

Als Napoleon mit Marie Luiſe nach Aſchaffenburg kam, trug mir der Großherzog auf, ein Lied zu dichten, welches als Prolog im Theater geſprochen werden ſollte. Es lag auch ein Prachtexemplar auf der Brüſtung der kaiſerlichen Loge. Doch Napoleon hielt ſich nur einige Stunden beim Großherzog auf. Er war vormittags angekommen, hatte ein Bad genommen, einige Kirchen beſehen, gefrühſtückt und war weiter gereiſt. In den Kirchen hatte er Freude darüber bezeugt, daß ſie mit Sitzen angefüllt waren, und gefragt, ob denn in Deutſchland keine Stühle für die Gemeinde von den Anweſenden bezahlt würden? Auf die verneinende Antwort hat er ausgerufen: „Das iſt brav. Dieſe ſcandalöſe Stuhlvermiethung in Paris wird abgeſchafft, ſobald ich wieder

hinkomme!" O, er hatte bei seiner Wiederkehr an andere Dinge zu denken! Und die Stühle der Vermietherinnen kommen wahrscheinlich noch heute vor. Dieser störende Unfug ist eingerissen, seit die in der Schreckenszeit ausgeraubten und verschlossenen Kirchen von ihren Bänken entblößt waren und sich wieder mit Gläubigen füllten. Da wurden für einiges Geld Stühle gebracht. Es hieß im Anfang immer, man würde die frühern Sitze wiederherstellen, allein die Stuhlvermietherinnen bestanden auf ihr neues Recht, das sie sich angemaßt hatten. Die Kirchenverwaltung bezog einen Pacht für die Stühle; und die Restauration, die so manches wiederherstellte, ließ es dabei.

Geheimrath Müller, der treue, gütige Freund, der stets darauf bedacht war, uns Freude zu bereiten, forderte mich auf, im Rheingau die Weinlese mitzumachen. Er adressirte uns an eine sehr theure Freundin, die Oberamtmannswittwe Hertling in Geisenheim, eine sehr liebenswürdige Frau, die uns auf das herzlichste aufnahm. Damals wohnte noch keine Adelheid von Stolterfoth in der Mitte eines Blumenparadieses. Aber Geisenheim war ein wonniges Fleckchen der Erde! Ich dichtete dort mein bekanntes Rheinlied, von welchem ich aus Rücksicht auf Chézy's Verhältnisse den Schluß weglassen mußte, als meine Sammlung herauskam. Der Herbst war einer der schönsten, die es jemals gab. Die Weinlese ging am 13. October an. Meine zwei Lockenköpfe mit ihren griechischen Röckchen und Bauschärmeln, mit Körbchen am Arm und einer Winzerschere bewaffnet, waren unermüdet und flink bei der Arbeit. Die Besitzer der Weinberge liefen einem beim Vorbeigehen fast um und um und zwangen einem die Trauben auf. Wenn wir versicherten, welche gegessen zu haben, sagten sie: „Unsere sind gewiß

süßer!" Um leere Fässer that es noch, man hatte keine für den Zehnten. Arme und Kranke wurden reichlich mit süßem Most begabt. Seit Menschengedenken war nicht ein solcher Ueberfluß gewesen. Das ganze Volk war beseligt, überall schallten fröhliche Lieder, und jeder Grasplatz wurde zum Tanzsaal. Der Most war ein Lethe, in dessen berauschenden Wellen man alles vergessen mußte, was je das Herz bedrückt.

Die Weinlese 1811 war vorüber, frühlingsgleiche Tage hatten sie begünstigt. Meine Freundin Hertling bot mir an, uns auf den Niederwald zu führen. Bei aller ihrer Liebe für die Poesie, vergaß die theure Frau die Erde nicht. Sie packte einen großen Korb voll Wildpret, Geflügel und Backobst, ließ es auch an köstlichem Rheinwein nicht fehlen, und nahm den Weg mit mir und meinen Kindern nach dem Niederwald. Unter unsern flüchtigen Schritten rasselten die Baumblätter, die diesen Sommer so fröhlich wie nie gegrünt und die Bäume schon vor Anfang des Frühlings geschmückt hatten. Das Rasseln schien mir ein Trauergesang der scheidenden schönen Zeit und stimmte mich unaussprechlich trübe, doch auf der Höhe standen noch holde Waldblumen, sangen noch Drosseln und Amseln, haftete noch das fallende Laub. Wir überblickten einen großen Theil des herrlichen Rhein und die grünen Waldeshöhen, die noch in voller Schönheit prangten. Wir verzehrten unser wohlbereitetes Mahl unter dem Laubdach schattiger Bäume, und es wollte uns gleichwol bedünken, daß der Wald sehr einsam wäre, aber auch hier hatte der Himmel schon für uns gesorgt. Eine fröhliche Gesellschaft kam singend vorbei. Nannette Werner, Bettha von Beer, ihre Schwester, auch eine Menge anderer lieblicher Mädchen und Frauen, von ihren Verwandten begleitet, mit ihnen der junge

Friedrich Förster aus Berlin. Alle mit Eichenzweigen auf Hüten und Kappen geschmückt, schritten auf uns zu. Die einen kannten die liebe Hertling, die andern hatten mich irgendwo bemerkt, und hießen mich an diesem reizenden Platz willkommen. Alle versammelten sich um uns her und ich wurde bestürmt, Lieder herzusagen. Man kann dem Dichter keinen süßern Zwang anthun. Ich sträubte mich nicht, ich machte den Anfang mit meinem Rheinliede; denn das jüngste Kind unserer Phantasie ist uns immer das liebste! Wir nahmen Platz an der Rotunde und ich sprach das Lied:

Unendlichkeit der reichen, süßen
Natur,
Laß froh und kindlich dich begrüßen
Auf dieser Flur!
Der schönste Sitz auf weiter Erden
Ist hier!
Nur Eden kann verglichen werden
Mit dir!

Wogt ruhig, helle Silberfluten
Vom Rhein!
Nehmt auf in euch des Himmels Gluten,
Der Sterne Schein!
Euch trübt kein Weh; kein Kriegsgetöne
Wird euch bewußt,
Ihr strahlt in ewig junger Schöne
Und Lust!

O Strom, den Gott in seiner Milde
So schön gemacht!
O reich gesegnete Gefilde,
O süße Pracht!
Wohin ich nur die Blicke richte
Quillt Seligkeit!
Hier strahlt von Gottes Angesichte
Die Herrlichkeit!

Solang du ſtrömſt in deiner Schöne,
O Vater Rhein,
Solange werden deine Söhne
Noch Deutſche ſein!
Nicht ſtets dem Fremdling untergeben
Dein Ufer liegt!
Die Form zerfällt, der Stoff bleibt Leben,
Das Gute ſiegt!

Die Seelen der Zuhörer loderten auf in heiligen Flammen. Die Worte des Liedes hatten die Wunde berührt, die in allen deutſchen Herzen blutete; ſo einfach ſie waren, weckten ſie Hoffnung und Muth. Vielleicht war dieſes Lied damals noch das einzige, das eine Zuverſicht ausſprach, die ſchon in Gottes Rathſchluß der Erfüllung ſo nahe war, und ſchon war Argwohn in Napoleon's Herzen erwacht.

Der Fürſt Primas ſagte mir öfters: „Liebe! Sie geben zuweilen ihrer Empfindung Raum und leihen ihr Worte, überall gibt es Lauſcher. Armes Kind, ich könnte Sie nicht retten! Denken Sie an Ihren Gatten, an Ihre Söhne.“ Doch ich ließ mich nicht warnen. In mir glühte eine unumſtößliche Sicherheit, die ich ſchon 1810 in Heidelberg ausgeſprochen hatte. Eine prophetiſche Stimme in meinem Innern verkündete mir Napoleon's nahenden Untergang, und daß das Kind, welches Marie Luiſe unter dem Herzen trug, nicht auf den Thron ſteigen, ſondern in der Blüte der Jahre ſterben müſſe, ja, daß die Bourbons wiederkehren und regieren würden. Ein unerklärbarer, unwiderſtehlicher Drang hatte mir dieſe Worte entriſſen. Noch leben welche, die ſie gehört haben. Manche hielten mich für geiſtesverwirrt, andere für eine Feindin des großen Mannes, aus welcher der Haß ſpräche! Alle dieſe irrten ſich. Meine Worte waren Weiſſagungen,

sie haben sich bewährt. Und seitdem ist mir noch oft die Gewißheit geworden, daß mich die innere prophetische Stimme nicht täuscht; sie erschallt, ich weiß nicht woher, sie verhallt, ich weiß nicht wohin! Sie sagt mir nicht wann, nicht wie, nicht warum? Aber sie verkündet treu, was im Schoße der Zukunft liegt. Als Beispiel führe ich das Lied an, das ich beim Jubel der Kanonen sang, als die junge Herzogin von Orleans zu ihrer Vermählung über den Rhein ging. Man bestürmte mich damals, es dem Drucke zu übergeben, als ich es in einer großen Gesellschaft in Stuttgart las; indeß wollte ich den Himmel der jungen Neuvermählten auch nicht mit dem leisesten Wölkchen trüben. Hier ist das Lied:

An Helena, Herzogin von Orleans.

Du läß'st die Heimat, die dich hold umfangen,
Und trübe folgen Sehnsucht dir und Bangen,
In deiner eignen Brust. Dein Genius
Warnt leise dich; du rufst: „Ich will, ich muß!"

O losgeflattert Blatt vom Heldenstamme,
Geschleudert wild im Wirbelsturm der Flamme,
So schön, so reich in Seele und Gemüth!
Was ist's, das dich zum fremden Ufer zieht?

Welch liebend Aug' wird deinem Blick begegnen,
Welch treues Herz wird deine Tage segnen?
Dein harrt nur Undank, Leichtsinn, bitt'rer Schmerz!
Denn, armes Herz, du bist ein deutsches Herz!

Vergebens ringst du einst nach süßer Labe,
Nach einer Stund' an deiner Mutter Grabe!
Nach einem Lüftchen nur vom Heimatstrand,
Verlassen du im liebefremden Land!

Hörst du die Seufzer drüben an der Säule?
Mordhurst'ger Tiger donnerndes Geheule?
Dort blutete ein edles, deutsches Herz,
Dort floh die Unschuld jammernd himmelwärts.

Dem Boden gleich gemacht sind alle runden
Tourellen, wo die Hände wund gewunden.
In Kerkersnacht drei Engel schmerzvereint,
Davon nur einer noch auf Erden weint!

Auf allen Schritten werden Blutesspuren
Still drohend leuchten! Fern auf Thal und Fluren,
Wie süß umher des Wohllauts Strom auch wallt,
Schneidend hindurch das Ach der Geister hallt.

Dorthin eilst du! Es schwebt vor deinem Blicke
Ein lockend Bild von Macht und Herzensglücke.
O schöner Traum! O Jugendzuversicht!
Du fliehst, — o brich im Fliehn das Herz ihr nicht.

Die lockend Jubeltön' aus eh'rnen Röhren
Empfangen, falsche Huld'gungen bethören.
Blick in die Herzen: Mitleid, Wehmuth glüht
Für dich allein in Volkes Hochgemüth!

O könntest du der Fluten Sprache lauschen,
Zurück! zurück! tönt ihr prophetisch Rauschen,
Und bleiche Schatten mit verstörtem Blick
Winken dir, Liebe, bang: „Zurück! zurück!"

Umsonst — so möge denn auf Dornenpfade
Dir leuchten liebevoll das Licht der Gnade;
Und sind' im Land', das deine Wieg' umgab,
Einst Trost der Liebe und ein ruhig Grab!

Die letzten Kanonenschüsse zur Feier des Empfangs der Prinzessin dröhnten noch fort, als dies Lied schon fertig war, so rasch hatte ich es gedichtet. Ich glaube

es ist hier der Ort, einen dritten merkwürdigen Fall aufzuschreiben.

Ich war in Roßheim, meine Stimmung war ruhig, von politischen Bewegungen erfuhr ich nichts, weder durch Zeitblätter, noch durch Correspondenz. Es war am 4. October 1836, als ich vom Lesen eines französischen Buchs ermüdet am Abend in Schlummer sank. Wilhelm war in Baden-Baden, Max in Ischl; von beiden hatte ich gute Nachrichten bekommen. Bis gegen Mitternacht schlummerte ich fest. Urplötzlich weckte mich ein Geräusch; ich setzte mich neugierig auf mein Bett hin, aber mir war als wäre ich nicht dort, sondern auf einer unabsehbaren Ebene, die voll Soldaten in Schlachtordnung vor mir lag. Ich hatte früherhin Napoleon's Truppen in solcher Stellung gesehen. Ich staunte sie an, als wie aus viel tausend Kehlen der Ruf „Vive l'empereur!“ mit unbeschreiblicher Gewalt die Luft erschütterte. Dreimal erklang er. Dann verschwand die Armee. Die Ebene und alles war todesstill. Mich überfiel ein Grauen, ich zündete Licht an und nahm ein Buch, es interessirte mich wenig, allein ich konnte nicht wieder einschlafen. Am Morgen ging ich zu Herrn von Brauer hinunter, wo ich zu jeder Stunde willkommen war. Ich erzählte der Familie meine Vision. Denn nach einigen frühern Erfahrungen mußte ich den Vorgang der Nacht dafür erkennen. Einige meinten, es wäre ein Traum gewesen, andere hielten es für eine Einbildung. Justine von Brauer, jetzt Gattin des Maire von Roßheim, hatte mir mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Abends kam der Omnibus von Strasburg mit Briefen und Zeitungsblättern an. Die Botenfrau erzählte, was vergangene Nacht in Strasburg geschehen. Fräulein Justine rief sogleich aus: „Mein Gott, dies ist ja Ihre Vision von

dieſer Nacht!" — „Ja!" rief ich, mehr als meine junge Freundin erſtaunt, denn ich hatte den Vorgang ſchon vergeſſen. Die Botenfrau ſetzte zu ihrer Erzählung noch die Worte hinzu: „Jetzt führen ſie Ludwig Bonaparte nach einer Feſtung!" Da rief es von neuem aus mir heraus: „Und wenn ſie ihn bis an das Ende der Welt führten, er wird Kaiſer!" So alſo hatten Geiſterſtimmen den vieltauſendſtimmigen Ruf: „Es lebe der Kaiſer!" der in jener Nacht in Strasburg erklungen war, zu mir hingetragen, und meinem innern Auge war das Kriegsheer erſchienen, dem Napoleon's Adler vorausfliegen ſollten. Als meine Freunde in Roßheim acht Jahr ſpäter die neuen Begebenheiten erfuhren, mögen ſie lebhaft an mich gedacht haben. Schon lange hatte ich nicht mehr hingeſchrieben.

Kehren wir zum Zeitpunkt 1811 nach Aſchaffenburg zurück. Es war nun Zeit, einmal nach Mildenburg zu gehen. Ich trug Sorge, meine Angelegenheiten in Heidelberg zu ordnen. Chézy gab mir die Mittel dazu, und ich beſchloß in Aſchaffenburg zu bleiben, weil ich dort ſoviel für mein Herz fand und ſorgenfreier leben konnte als in Heidelberg. Ich empfing die liebevollſten Briefe von der Schwiegermutter und von Chézy. Der Großherzog ſprach mir Troſt zu. „Er wolle das Werk der Verſöhnung zu Stande bringen", verhieß er! Ich hoffte nicht, daß es ihm gelingen könnte. Nur zu richtig hatte ich geſehen!

Die ſieben Stunden, die Aſchaffenburg von Mildenburg trennen, wurden raſch zurückgelegt. Auch der Main hat ſeine Schönheiten, wenn er gleich nur ein Halbbruder des Rhein iſt. Die Klingenburg ſpiegelt ſich in ſeiner Flut. Die Abhänge, welche ſie überthront, ſchmücken herrliche Reben, aus denen ein edler Wein gekeltert wird.

An den Ufern des Flusses entlang herrscht verständiger und fleißiger Anbau, die Landleute sind gesittet und heiter. Gegen Mildenburg zu, wo die Gegend romantischer und schönheitreicher, bis tief in den Schos des Waldes hinein, begegnet man den Spuren des Aufenthalts der Römer und den Trümmerburgen des Mittelalters. Die erste und zweite Ausgabe meines Reisebuchs nach Heidelberg, Manheim, dem Neckarthal, dem Odenwald u. s. w. enthält schätzbare Aufsätze von Mitarbeitern, unter denen die Beschreibung des Odenwaldes vom gräflich Erbach-Erbach'schen Regierungsrath J. F. Knapp, welche eine so gedrängte als ausführliche Beschreibung der Ueberreste des Alterthums, wie auch eine des gräflich Erbach'schen Museums enthält, höchst empfehlenswerth ist. Uebergangen sind jedoch in diesem Aufsatze die merkwürdigen Hainsäulen, eine weite Strecke von der Mildenburg bergauf, wohin uns Freund Horstig führte. Diese gigantischen Trümmer, deren Entstehung uns ebenso räthselhaft ist, als die des Riesensteines bei Heidelberg, enthalten unter anderm eine Säule von vierzehn Fuß Höhe, die wie die andern geringern aus einem Stücke ist. Alle diese Trümmer fanden wir ohne Schaft und Capitäl und unaufgerichtet. Der Deutsche ist gleichgültig gegen seine Schätze aus der Vorzeit. Vor vielen Jahren machte Kotzebue auf die Riesensäule im Odenwald aufmerksam. Er schlug vor, sie bei Leipzig aufzustellen. Ich bin nicht seiner Meinung, es thut mir weh, wenn solch ein Schatz seinem heimatlichen Boden entrissen wird. Wenn die Riesensäule im Odenwald an dem Platz, wo sie gefunden worden, aufgerichtet würde, welch ein stolzer Schmuck würde sie der Gegend sein, und es bedürfte dazu keiner andern Kosten, als die ihrer Aufrichtung und Feststellung, zu welcher alles schon seit vielen Jah-

ren vorbereitet liegt. Die fürstlichen und gräflichen Besitzer der Schlöſſer und Ruinen am Mainufer ſollten ſich vereinigen, um dieſe Denkmale vom Untergang zu retten. Sie fänden draſtiſche Mittel, ein Werk auszuführen, welches Kotzebue durch einige Federzüge gelang. Er hat die heidelberger Schloßruine gerettet, indem er in edler Entrüſtung dem unvergeßlichen Karl Friedrich eine kräftige Vorſtellung wegen der gewaltſamen Zerſtörung ſandte, von welcher ſie bedroht war und die ſchon viele Jahre hindurch über ſie ergangen war. Sie wurde ſo nach und nach abgetragen. Wenn die Landleute Bauſteine brauchten, fuhren ſie hin und holten ſich welche von dort, man ließ ſie gewähren. Nicht das feindliche Geſchütz und nicht die Gewalt der Stürme hat die heidelberger Schloßruine ſo ruinirt, wie der feige Stumpfſinn jener Tage. Kotzebue erfuhr, ich weiß nicht wie, daß eine Behörde in Karlsruhe oder in Heidelberg bereits mit einigen Mitgliedern jener Geſellſchaft, die man die ſchwarze Bande hieß, einen Kaufcontract abgeſchloſſen und daß bereits alle Anſtalten getroffen ſeien, die ganze Schloßruine abzutragen und dem Boden gleich zu machen; konnte man doch eine große Summe Geld dafür löſen. Zugleich mit der Sendung nach dem Markgrafen hatte Kotzebue in ſeiner weit verbreiteten Zeitſchrift: „Der Freimüthige", ſeine Stimme über dieſe Unthat erhoben, es war die höchſte Zeit. Karl Friedrich nahm Kenntniß vom Kaufcontract und ließ ihn auf der Stelle vernichten. Graf Karl von Graimberg hat dieſem Vorgang in ſeiner Kunſtſammlung ein Denkmal geſtiftet. Um die Todtenmaſke des ermeuchelten Kotzebue hat er die Geſchichte dieſer That, das Bildniß des Mörders und einige Gegenſtände, die darauf Bezug hatten, vereinigt. Im Katalog dieſes Muſeums, das jetzt im

Schloſſe Raum gefunden, und in den Nachträgen zum Katalog wird der Leſer mehr über dieſen Gegenſtand finden. Dies Werk verdanken wir dem verdienſtvollen Gelehrten Profeſſor Leger, der auch durch den Führer in den Ruinen des Schloſſes Heidelberg dem Vaterlande ein ſchätzbares Geſchenk gemacht.

Doch wir ſind jetzt in der Mildenburg, auf der maleriſch entzückend gelegenen milden Burg, wie ſie ihr damaliger Beſitzer nannte. Ihre Ringmauer war vierzehn Fuß breit. Wir verlebten dort herrliche Stunden. Horſtig war ganz Seele und Geiſt, Milde und Redlichkeit und er wirkte wohlthuend. Sein Grundſatz bei Erziehung ſeiner Kinder war hauptſächlich, darauf bedacht zu ſein, nichts zu hemmen und vorſichtig zu entwickeln, welches zugleich die mühſamſte und die leichteſte Erziehungsmethode ſei. Ich glaube, er hatte recht. Horſtig hatte viel Aehnlichkeiten mit Jean Paul, in der Milde, Weichheit und Anmuth ſeines Geiſtes; es wurde einem wohl in ſeiner Nähe, in ſeinem Hauſe. Von ſeinen Schriften ſollte eine Auswahl herausgegeben werden; ſie enthalten viel Erfreuliches und Lehrreiches. Er war von allem Dünkel frei, voll Beſcheidenheit und Wohlwollen. Der Takt, den er in Geſellſchaften beobachtete, war ganz auserleſen und ging durchaus aus ſeiner ſchönen Natur hervor. Seine vortreffliche Gattin Suſette war ſehr lebhaft, in Außendingen von ihm ſehr verſchieden, aber im Innern ihm ähnlich. Seine Schwägerin und Schwager, die ich blos durch ihre Briefe kenne, fand ich geiſtvoll und gemüthlich, hatte übrigens Julien und Minna öfters geſehen. Horſtig war einer der ſeltenen Menſchen, die ausſchließlich und freudig nur dem Schönen und Guten leben. Bei meinem mehrmaligen Aufenthalte auf Schloß Mildenburg und bei durch-

aus vertraulichem Umgange mit der ganzen Familie kann ich rühmen, daß ich nie ein nachtheilig Wort über andere von ihnen gehört. Seine ganze Zeit war dem Unterrichte seiner Söhne und Töchter gewidmet. Seine Art zu belehren war kunstlos, aber zweckmäßig, die jungen Wesen glaubten dabei fortzuspielen. Geschichte, Sprachen, Erdkunde, Musik wurden durch seinen Unterricht zu Ergötzlichkeiten. Gemüthserhebung und Andacht gingen aus der Belehrungsweise selbst hervor. Die Gebete waren kurz und innig. Auf dem Lustwandeln im Wald und Thal oder auf schattigen Anhöhen bot sich ganz natürlich Anlaß dar, von den geschaffenen Dingen zum Schöpfer überzugehen. Es war Horstig's Grundsatz, alle religiösen Gegenstände zart zu berühren und das Licht des Glaubens so allmählich zu verbreiten. Wie der junge Sommermorgen, der mit Dämmerung beginnt und wie Rosen blühet, ehe er golden glühet.

Horstig und die Seinigen standen im Umkreis der Gegend wahrhaft in Achtung. Man kannte ihre Denkungsart und ihren Wandel, man ehrte und liebte sie im gleichen Maße. Der geistreiche Fürst Karl Emich von Leiningen, dessen vortreffliche Gemahlin, jetzt Herzogin von Kent, sahen sie oft. Sie luden uns zu sich ein, besonders wenn sie Musik oder Vorstellungen auf des Fürsten Privattheater hatten. Nach der Tafel war Lectüre. Das Leben der damals jungen Fürstin war musterhaft. Frühmorgens begab sie sich zu ihren zwei Kindern, sprach mit ihnen ein kurzes Gebet, leistete ihnen voll Zärtlichkeit alle Dienste einer treuen Wärterin. Kein unsanftes Wort störte das selige Glück der frohen Kinder und der zärtlichen Mutter. Die Fürstin unterrichtete Karl und Feodora ganz nach Horstig's Grundsätzen, den ganzen Morgen hindurch bis zwölf Uhr.

Dann widmete ſie ihre Muſe den edeln Beſchäftigungen, mit denen ſie ihr Leben ſchmückte: der Malerei, der Muſik, in der ſie Meiſterin war, und den feinſten und ſinnreichſten Arbeiten. Nach der Tafel ritt ſie aus. Die Abende wurden auf verſchiedene Art ausgefüllt, oft mit den Kindern zugebracht. Der Anblick der drei ſchönen Geſtalten ſchien ein Bild von Leonardo da Vinci zu ſein, das ins Leben getreten: ſo vergeiſtigt war ihre Schönheit. Correggio, Luini, Leonardo da Vinci ſtellten einen eigenthümlichen Charakter weiblicher Schönheit vor. Ein ſinniges, feines Lächeln, große Augen, halb von den Wimpern verhüllt, eine gedankenreiche Stirn, warme zarte Färbung des Geſichts, ein zierliches Oval des Hauptes herrſchten darin vor. Agoſtino Caracci, ſelbſt Ludovico Domenichino malten noch in dieſem Geiſt, von welchem man in andern Schulen, ſelbſt in der römiſchen und florentiniſchen keine Spur findet. Man findet jetzt ſelten Geſichtsbildungen oder Geſtalten, die an die Gebilde der herrlichſten alten Geiſter Italiens und Deutſchlands erinnern. Menſchlichkeit und Kunſt ſind fleiſchlicher geworden. Geiſt und Phantaſie der Aeltern bringen ſchöne Kinder hervor. Während der erſten Kindheit ſind beinahe alle Kinder ſchön und bleiben es, bis das Leben ſie verheert und verflacht. Nur Geiſt und Gemüth, nur die Schönheit des innern Menſchen kann die äußere aufrecht erhalten.

Fürſt von Leiningen war ein leidenſchaftlicher Jäger und ein trefflicher Schütze. Er leitete muſterhaft ſein Privattheater und wurde von einigen Perſonen ſeines Hofſtaates und von den Bewohnern Amorbachs nach Wunſch unterſtützt. Ein ſolches Theater iſt ein vortreffliches Bildungsmittel für eine ganze Gegend; auch die Perſönlichkeit der Dilettanten wirkt darauf ein. Keine ehrgeizigen Abſichten, kein Eigennutz liegen ihren Lei-

stungen zu Grunde: reine Liebe zum Schönen, edles Bestreben, Freude und Genuß zu verbreiten, befeuert ihr Spiel. Auch gehen zuweilen die schönsten Talente aus Privattheatern hervor; es sind Vorübungsschulen für die Schauspielkunst. Wenn man sich gegen sie auflehnt, als Eitelkeit nährend u. s. w., so möge man bedenken, daß eitle Wesen bei jeder Unterhaltung, bei jedem Erscheinen in Gesellschaft Gelegenheit finden, ihrer Leidenschaft zu fröhnen und unedeln Trieben Raum zu geben. Es hängt ganz von der Wahl der Stücke ab, wie sie auf das Gemüth der Darstellenden und auf den Kreis der Zuschauer wirken sollen. Ungezwungenheit der Haltung, Sinnigkeit des Gesprächs, des Ausdrucks, der Geberde werden durch das Auftreten junger Personen auf Liebhabertheatern befördert. Mögen doch manche unter ihnen einer gewissen Scheu vor fremden Menschen zu erscheinen Raum geben; manche andere, sich ohne Anlagen wissend und nicht erscheinen wollend, mögen zurückbleiben; niemand wird sie tadeln. Allein man table auch nicht diejenigen, die sich nicht weigern, die Freuden der Gesellschaft zu erhöhen, und lege ihnen auch nicht Absichten unter, die jungen reinen Gemüthern fern bleiben. Alles hängt vom Geiste ab, in welchem eine Sache betrieben wird.

Als ich in Aschaffenburg war, wünschte der Fürst Primas, ich möchte mich an einem Stück für sein neues Theater versuchen. Der Director Schummauer, Karl Heuser, ein echtes Talent, das an den unsterblichen Fleck erinnerte, Madame Witz, eine schöne seelenvolle erste Liebhaberin, ihre Gatte, ein Intriguant ersten Ranges, auch in Lust- und Schauspiel sehr verwendbar und andere brauchbare Mitglieder bildeten den Kern der Gesellschaft. Das neue erbaute Theater war sehr stattlich, das Or-

chester von seltener Ausbildung. Der berühmte Stürkel, ein seelenvoller Componist, ein gefühlvoller Dirigent leitete es. Ich wählte zum Stoff meines Dramas „Eginhard und Emma". Ich will nun gestehen, daß ich etwas ganz Unleidliches schrieb und mich viel damit wußte. Mit hochklopfendem Herzen eilte ich zu Frau von Wolzogen, um mein Meisterstück vorzutragen. Himmel! wie stürzte ich aus meiner Höhe herab, als die edle Frau mit sichtbarem Misfallen zuhörte und mich in kurzen Worten, die mich ganz überzeugten, ich habe da etwas ganz Wirkungsloses und Gewöhnliches geschrieben, belehrte. In den Worten der Frau von Wolzogen lagen Klarheit, Redlichkeit und Antheil an mir. Ich hatte denen, die mir wohlwollten und mein Bestes im Auge hatten, nur zu oft Anlaß gegeben, mit schmerzliche Wahrheiten zu sagen, denn noch immer hatte mich das Leben nicht erzogen. Die Worte der Frau von Wolzogen machten einen gemischten Eindruck auf mich. So sehr ich sie verehrte, so aufrichtig ich ihre Güte anerkannte, konnte ich doch einer gewissen bittern Empfindung nicht gebieten; ich äußerte sie zwar nicht, aber ich fühlte sie, es kostete mich Selbstüberwindung, ihr zu danken, denn der Dank ging nicht von Herzen. Die theuere Frau fühlte zu frei und zu klar, um meine Empfindungen nicht zu durchschauen. Doch sie war nachsichtig und schien meine gereizte Empfindlichkeit nicht zu bemerken. Der Erfolg dieser Sitzung war das Aufflammen meiner ganzen Kraft, und ich schuf etwas Würdiges und Schönes. Karl von Dalberg hatte große Freude daran und es wurde sogleich auf dem Theater einstudirt. Der Freiherr von Hettersdorf schrieb schnell eine Ouvertüre, Arien, ein Schnitterlied, eine Romanze und Chöre. Der Großherzog hatte mir den Rath gegeben, die Sage von der

Entstehung des Hauses Erbach in die Dichtung zu verweben. Das Haus war zum Ersticken voll. Der Großherzog hatte sich zu mir gesetzt, mich aufzumuntern, denn ich war schmerzlich gespannt und voll Bangigkeit. Doch der Erfolg übertraf meine Erwartung. Die liebreichsten Worte klangen mir zu und beseligten mich.

Fürst Leiningen bat mich, mein Drama bei seiner Gemahlin vorzulesen. Er äußerte sich sehr günstig darüber und verlangte das Stück, um es aufzuführen. Ich kam oft nach Amorbach und verließ es, sowie das schöne Mainufer mit wahrem Kummer, es war mir heimatlich geworden.

Während der Zeit war Goethe nach Heidelberg gekommen. Er wohnte bei Boisserée, schlief in der Gemäldegalerie, wo sich selbst ihm, dem Vielgewanderten, eine neue Welt der Kunstanschauungen erschloß. Er ließ ein unauslöschliches Andenken zurück. Schon im Begriff, nach Aschaffenburg zurückzukehren, überraschte mich die traurige Nachricht, daß ein Nervenfieber von unbeschreiblicher Wuth dort ausgebrochen sei. Ich blieb in Mildenburg zurück. Vergebliche Vorsicht, die mir das Leben meines liebsten Kindes nur auf Jahre sicherte! Im Jahre 1846 verlor ich meinen Max, für dessen Leben ich so oft gebebt, so viele Opfer gebracht hatte und gern mein eigenes Leben hingegeben haben würde.

Das Weihnachtsfest 1811 wurde in der Mildenburg fromm und hold begangen. Es ist ja das Fest der Unschuld und des Glaubens, welches unsichtbar die schönsten Engel umschweben. Meine gute Mutter erzählte mir, daß sie meinem Bruder, als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, die Christgaben auf einer Schüssel beschert. Der Knabe weinte und schob die Bescherung zurück. „Ich will gar nichts", rief er aus, „wenn es mir der

heilige Christ nicht bringt." Im Jahre 1810 brach mein ältester Sohn in das heftigste Schluchzen aus, weil das rohe Dienstmädchen, welches ich damals hatte, den schönen Weihnachtsbaum ergriff und ihn über ihr Knie zerbrach. Dieser Augenblick schien mir eine trübe Vorbedeutung zu enthalten. Sie ist auch eingetroffen. Still, mein Herz!

Eduard Horstig, ein reichbegabter, blühender Jüngling, den der Tod früh dahingemäht, kam an jenem Weihnachtsabend überraschend auf der Mildenburg an. Der heftigste Sturm, der bitterste Frost konnten die Liebe nicht zurückscheuchen. Er lag athemlos, frostdurchschauert an seines Vaters Herzen, die Geschwister kletterten an ihm hinauf, wollten ihm Wärme einhauchen, rieben seine erstarrten Hände und bedeckten sie mit Küssen. Die Mutter feierte stumm das frohe Wiedersehen. Eduard Horstig brachte und empfing Gaben der Liebe. Wie schnell entflogen die Stunden bis Mitternacht. Doch ich glaube, der Gang durch den Odenwald zu Fuß von Heidelberg aus hat den Todeskeim in Eduard's junge Brust gesenkt. Er kränkelte seitdem ohne Aufhören. Ich bin des festen Glaubens, daß es das unbewußte und unbezwingliche Sehnen nach jenseits ist, das die sterbliche Hülle der Gotteserkorenen früh zerbricht und den Weg zum Heimatlande verkürzt. „Soll eine Nachtigall auf deinem Grabe klagen, so stirb noch eh' dein Lenz verblüht!" sang Wilhelm von Chézy. Nie habe ich diese Zeilen vergessen; aber wer kann denn sterben, ehe er darf?

Dumpfe Ergebung war das einzige Gefühl, welches beim Ausbruch des Kriegs mit Rußland in den deutschen Gauen waltete. Das Entsetzliche, was als Ahnungswolke am Horizont geschwebt, sollte nun als don-

nerndes Gewitter furchtbar noch die Welt bedrohen. Am 20. März schienen Frankreichs Geschicke durch die Geburt des jungen Napoleon für immer gesichert zu sein. Marie Luise litt unbeschreiblich dabei; der leitende Arzt fragte Napoleon, er werde die Mutter oder das Kind opfern müssen, wen er opfern solle? „Das Kind muß gerettet werden", rief der Kaiser. „Die Kaiserin ist wie eine andere Frau zu behandeln. Gewiß werden Sie beide retten." Dies geschah. Doch in der schönsten Blüte der Jugend und noch in der Wiege entthront, starb der Knabe, der schon Majestät hieß, als er nur das Licht der Welt erblickte. Seit der grausamen, langsamen Ermeuchelung Ludwig's XVII. ist kein Kronprinz von Frankreich zum Herrschen gekommen. Der schöne blühende Knabe, welcher der Ehe des Kaisers und Marie Luisens entsproß, fiel in zarter Jugend, ein Opfer früh entwickelter Leidenschaften. Nach der Restauration wurde der Kronprinz Herzog von Berry durch Louvel's Dolch ermordet. Sein hoffnungsvoller Sohn lebt im Exil. Ferdinand von Orleans, Sohn des Ludwig Philipp, kam auf dem Wege um, den man den der Revolte heißt. Seine zarten Kinder blieben verwaist. Doch wenn keins von ihnen auf den Thron gelangt, so werden sie dennoch in der Leitung der zärtlichen, geistbegabten Mutter den Weg des Ruhms und des Glücks finden. Ludwig Napoleon's muthmaßlicher Thronerbe kam todt auf die Welt. Der präsumtive Thronerbe Napoleon's I., ältester Bruder des jetzigen Kaisers, war in demselben Alter, wo Ludwig XVII. durch die Revolution entthront wurde, dem Tode verfallen. Welche zahlreiche Reihe von Opfern im Zeitraume eines halben Jahrhunderts, und nur der Tod des kleinen Louis Bonaparte war ein natürlicher. Die Hand des Geschicks schreibt das „Mene Mene Tekel", das einst

den König Belſazar und ſeine Gäſte entſetzte, noch immer an die Wände der Paläſte, doch die Schrift bleibt unverſtanden.

Ich kann nicht vom Odenwalde ſcheiden, ohne der liebenswürdigen gräflichen Familie zu Erbach zu erwähnen. Ich lernte ſie bei Fürſt Leiningen kennen und werde in einem der folgenden Abſchnitte dieſes Werks mehr von ihnen ſagen.

Ich fand in Aſchaffenburg den Fürſten und ſeine Umgebung in ſichtlich gedrückter Stimmung. Napoleon hatte eine unerſchwingliche Summe von ihm, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, verlangt. Er war darauf bedacht, ſie herbeizuſchaffen. Die Stadt war in Trauer wegen der vielen Verluſte der Familien durch das Nervenfieber, das auch noch im Frühling und Sommer viele Opfer forderte. Dieſe ſchweren Mißgeſchicke waren nur Vorboten des nahen unermeßlichen Jammers, zu welchem die Loſe ſchon geworfen waren. Ich war krank von Mildenburg angekommen, furchtbar ſchwach und ermattet, brachte den Winter ſehr einſam zu, bedurfte Zerſtreuung, weil mich traurige Ahnungen niederdrückten und mußte einſam bleiben.

Das Studium des Spaniſchen rettete mich aus meinem Hinbrüten und hauchte mir neues Leben ein. Schon der Reiz des Eindringens in die Feinheiten dieſer ſchönen Sprache beſchäftigte mich und regte mich angenehm an. Zum Sprechen hatte ich keine Gelegenheit und auch nichts anderes zu leſen, als die Schauſpiele Calderon's. Ich überſetzte „Auf geheimen Schimpf geheime Rache" in Jamben, einige der wirkungsvollſten Scenen im Silbenmaß des Originals. Fürſt Emich von Leiningen ſchrieb mir darüber einen geiſtvollen Brief; auch Karl von Dalberg lobte meine Ueberſetzung ſehr.

„Das laute Geheimniß", ein heiteres Luſtſpiel, „der Verſteckte und die Verkappte", in eben der Art geſchrieben und einige andere beſchäftigten mich und regten mich wohlthätig an. Der Großherzog verreiſte; die Hoffeſtlichkeiten hörten während ſeiner Abweſenheit auf, das Theater vernachläſſigte ſich und verlor Abonnenten, Fremde blieben fern; einige Zerſtreuungen und Kunſtgenüſſe boten einige Familien dar. Ueberall ſtieg die Spannung der Gemüther. Napoleon wollte den Baron Reden von Stade aufheben laſſen, weil ihm ſeine Geſinnung und ſeine Aeußerungen misfielen. Wahrſcheinlich hatten die Angeber, wie Angeber immer thun, ſich in ihren Berichten überladen. Denn wenn ſich gleich Baron Reden in ſeinem heiligen Eifer für Deutſchland zuweilen ſeiner Stimmung zu ſehr überließ, ſo war er doch zu fein gebildet, zu beſonnen, um Worte zu ſagen, die ein Mouchard zu Gelde hätte machen können, allein Napoleon war damals ſehr gereizt. Zu rechter Zeit erfuhr Karl von Dalberg, daß ſeinem würdigen alten Freunde Unglück drohe. Er eilte ſogleich hin zu ihm mit beladenen Taſchen, führte ihn in der Nacht noch nach einem beſtellten Schiffe, nahm einen Abſchied, den ein Thränenſtrom netzte und riß ſich aus ſeinen Armen, wohl ahnend, er ſehe ihn zum letzten male und ihre Lebenswege ſeien für immer getrennt. Er ſchwankte dann allein zurück nach Baron Reden's Wohnung, um ſich mit der Familie ſeines Freundes zu betrüben, denn nur das iſt die rechte Art, Leidende zu tröſten.

Als in Darmſtadt der geniale, biedere Le Blat du Temple, der eine Napoleonide geſchrieben hatte, aufgehoben und nach Mainz geführt wurde, um dort in wenigen Tagen ſeine Feuerſeele auszuhauchen, hatten wir, ſeine Freunde, keine Ahnung von ſeinem Untergange.

Es war kein Dalberg da, der ihn hätte retten können; er war ein schuldloses Opfer. Das aber ist der Fluch der Größe, daß der Eifer ihrer Freunde zu thätig ist, sodaß sie wie Don Quixote Riesen bekämpfen wollen und gegen Windmühlen zu Felde ziehen. Le Plat du Temple war nicht blos schuldlos, sondern er glühte für des Kaisers große Eigenschaften. Er starb und wurde bald vergessen. Wen vergaß man damals nicht?

Im Spätherbst ließ mich Fürst Leiningen nach Amorbach laden, weil mein Schauspiel „Emma und Eginhard" mit der reizenden Musik von Hettersdorf nun einstudirt sei. Wir reisten hin, bezogen eine kleine Wohnung im Hause des Hoheitschulzen. Dort wartete mein ein unaussprechlich schmerzlicher Eindruck. Zum ersten male in meinem Leben sah ich das Volkselend, zwar nicht in seiner entsetzlichsten, aber doch in seiner rührendsten Gestalt. Junge Mütter, an der Hand ein oder zwei abgezehrte kleine Kinder, eins an der ausgedorrten Brust, die frostbebenden Glieder spärlich mit Lumpen bedeckt, die eingefallenen Wangen von Thränen durchfurcht, die Lippen blau, standen in Scharen vor dem Hause und an der Thür des steuereinnehmenden Beamten und reichten angstvoll kleine Summen dar, die nicht ausreichten, um ihre Steuer zu zahlen, indeß die Kinder vor Frost und Hunger winselten. Diese Steuern gehörten nach Darmstadt, unter dessen Hoheit das zweimal so große Fürstenthum Leiningen steht, dessen Herrschaft gleichfalls Steuer von seinem Lande bezieht.

Der erschütternde Anblick der unglücklichen Odenwälder, denen der Hoheitschulz zwar nichts erlassen konnte, aber dennoch aus Erbarmen Fristen gab, indem er in

Darmſtadt für ſie einſtand, ergriff mich bis ins Mark. Ich war damals ſelbſt ſo arm, daß ich beim Fürſten nur in der einfachſten Kleidung erſcheinen konnte, es war mir alſo unmöglich zu helfen. Ich ſprach mit mehreren meiner dortigen Freunde über dieſen Gegenſtand. Sie antworteten: „Das Elend in dieſem Lande kommt noch von den Zeiten der Mönche her. Die Bewohner ſind verwöhnt und träge. Aus dem Kloſter empfingen ſie Suppen und nährten ſich davon, wollten nichts arbeiten. Nun iſt mit dem Kloſter dieſe Aufhülfe verſchwunden. Dazu kommt die doppelte Steuer, und den Leuten iſt nicht zu helfen.“ Ich begnügte mich ſchwer mit dieſer Erklärung, doch ſie mußte ausreichen. Mit Beſchämung will ich geſtehen, daß es mir dennoch an der fürſtlichen Tafel ſchmeckte, daß die herrlichen Muſikabende im Schloß mich entzückten, die Maskenbälle mir Vergnügen machten und der Eifer für die Aufführung meines Schauſpiels mein Gemüth mehr beſchäftigte, als der Zuſtand der darbenden Volkshaufen. Solch ein erbärmliches Geſchöpf iſt der Menſch, wenn er auch mit einem guten Herzen begabt iſt. Zu meinem Troſt darf ich hinzuſetzen, daß ich treulich wieder gut gemacht habe, was ich damals leichtſinnig verſäumte. Es iſt mir ſüß, auszuſprechen, daß die Fürſtin nach dem Tode ihres Gemahls, als ſie Vormünderin und Regentin wurde, mit raſtloſem Fleiß und unſaglicher Mühe dem Elende Abhülfe that. Gott ſegne ſie, denn ihre Aufgabe war eine der mühevollſten, die je eine noch ſo junge Fürſtin beſtanden hat.

Der Abend des 13. November kam herbei. Fürſt Dalberg wollte die Vorſtellung von „Emma und Eginhard“ zu einem Familienfeſt erheben. Alle Verwandten des fürſtlichen Hauſes, Bewohner des Odenwalds

und des Mainufers fanden sich in Amorbach ein. Sie nahmen mich in ihre Mitte, bezeigten sich so herzlich, so ehrenvoll gegen die Dichterin, als wenn ich selbst ihnen angehörte, wiewol ich im bescheidenen Kleide von wiener Tricot, ohne alle Verzierungen, im gescheitelten Haar, ohne allen Schmuck war. Manche mögen mir das für Hochmuth ausgelegt haben. Der Fürst füllte die Rolle Karl's des Großen aus, Frau Hofmarschallin von Frays die der Emma, ein Fräulein Eschborn, die vortrefflich sang, die der Gisela, auch andere Rollen waren gut besetzt und wurden so ganz im Geist der Dichtung gegeben, daß sie den Zuschauern Thränen entlockten. Ich weiß nicht mehr, was ich dem Fürsten antwortete, als er in die Loge trat und mich liebreich fragte: „Sind Sie zufrieden?" Die Abendtafel, in Gestalt eines Hufeisens, war so eingerichtet, daß man von allen Seiten her mit mir sprechen konnte. Graf Franz von Erbach saß zu meiner Rechten, Graf Albrecht von Erbach-Fürstenau zu meiner Linken. Jeder Laut, jeder Blick, der mir zugewendet wurde, strahlte von Herzlichkeit. Ich vergaß mein weißes Tricotkleid und dachte nur an den Kranz um meine Stirn. „Wäre die Karschin da!" dachte ich feuchten Blickes, „und o du, meine Mutter, und du Chézy, der einst der meinige war." Mühsam verbarg ich die Thränen, die mir im Auge zitterten. Ein Hohn des Schicksals erschien mir der unvergleichliche Abend, und wäre nicht die zärtliche und zarte Huld gewesen, die mich umgab, ich hätte mich in Thränen aufgelöst. Doch meine Wehmuth machte der Empfindung Platz, daß bei meiner Verlassenheit, Armuth und meiner bescheidenen Erscheinung nur mein Herz und mein Lied in Anschlag gebracht worden und daß dieser geistvolle, edle Kreis sich mehr durch mein

Gedichte geehrt fühlte, als er glaubte, mich ihnen und seinem zu können. Die süßen Augen, die in Thränen gestanden hatten, waren mit voller Liebe auf mich gerichtet. O Gott, vierundzwanzig Jahre später, welcher Wechsel! Statt der holdseligen Töne huldiger, sicher Worte der Todeskampf meines Max, statt des freudigen Blicks in die Zukunft: Verlassenheit und Sehnsucht nach der letzten Ruhestätte. Nur eins ist mir geblieben: das Bewußtsein eines reinen festen Willens für das Gute und Schöne, des glühenden Herzschlags für die Menschheit und des guten Gewissens.

Die fernen Donnerschläge im Norden, deren Erschütterung auch unhörbar die Welt durchbebte, zermalmten die Gemüther. Auf das baierische Contingent waren die herbsten Schläge des Kriegs gefallen. Ganz Baiern war in Trauer, ganz Hessen beweinte die Opfer der Schlachten. Junge Söhne, liebende Gatten, Väter und Brüder, alle Briefe brachten Todesposten. Die Hauptmannsfrau Hecht, die mit ihren zwei Kindern während des Feldzugs in Amorbach bei einer zärtlichen Schwester lebte, wollte noch in derselben Nacht fort, als sie die Schreckensnachricht empfing, daß ihr junger Gemahl bei Smolensk gefallen. Auf das Schlachtfeld wollte sie, die theuern Ueberreste auffinden und zur Erde bestatten. Dies war eine schreckliche Nacht. Sie wurde entsetzlicher durch die Vorstellung, daß unzählige Witwen und Waisen durch dieselbe Post gleiches Weh erfahren. Die junge Trauernde dachte ihrer verwaisten Kinder und fand wieder Lebenskraft, sie mußte ihnen ja die Mutter erhalten.

Wenige Tage nach diesem Vorfall lud mich der Fürst zu sich ein. Er flüsterte mir bei Tafel zu: „Sie sind sehr schmerzlich bewegt, sehr bleich! Wie konnte es an-

dens sein? Aber ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was ich Ihrer Verschwiegenheit anempfehle. Kommen Sie nach Tisch mit mir in das andere Zimmer!" Des Fürsten Blick zeigte von heftiger innerer Bewegung. Er führte mich nach der Fensterbrüstung des Salons, wo wir unbelauscht bleiben konnten. „Hören Sie nun", sagte er leise, „alle europäischen Mächte, nur Sachsen nicht, haben sich gegen Napoleon heimlich verbündet und seinen Untergang beschlossen." Ich wollte aufjubeln. „Ruhig, Liebe", sagte der Fürst, und nie werde ich seinen Blick vergessen, in welchem unermeßliche Trauer lag, „Napoleon muß fallen, man kann ihn nicht enthalten, nicht retten; aber diese Nothwendigkeit ist entsetzlich, Europa bedarf seiner mehr als je, und dennoch muß seine Gewalt vertilgt werden. Er wird unterliegen, aber wehe uns nicht minder, denn alles, was er Gutes gewollt, wird mit ihm zu Grunde gehen und alles, was er Unheilbringendes gesäet, wird in den Händen, die nach ihm die Zügel halten werden, wuchernd emporschießen." Mit diesen Worten eilte der Fürst heftig bewegt fort und ließ mich betäubt, zermalmt zurück.

Schlag auf Schlag kamen nun die Schreckensnachrichten aus Rußland, die allgemeine Bestürzung, allgemeines Leid verbreitetem. Es war einem zu Muthe, als könnte man nie wieder froh werden. Aber was überwindet der Geschaffene nicht? Der Blindgeborene durch Stumpfheit und Leichtsinn und der Bestie durch Spannkraft, der Fromme durch Gottvertrauen!

Frankreich tanzte nach Salvandy's geistvollem Wort 1830 über einem Vulkan. Jetzt, wo ich dies schreibe, tanzt Europa und der Orient mit. Doch nicht Scherasmin hat in Oberon's Horn gestoßen; Novalis träumte von einer Zukunft, wo der Krieg in das Schachspiel

verbannt sein würde. Wie weit sind wir von dieser Zukunft! Es heißt nicht mehr: Schach dem Könige, sondern Schach der Welt!

Vielleicht würden mich die gräßlichen Begebenheiten des Winters 1812 zermalmender getroffen haben, wären nicht meine beiden Söhne schwer erkrankt und ich nach ihnen. Es wurde Zeit, nach Aschaffenburg zurückzukehren. Vorher mußte ich noch nach Schloß Erbach und Erbach-Fürstenau. Ich nahm wehmüthigen Abschied vom lieben Amorbach, wo ein so sinniger Kreis von angenehmen Familien mich umgab: der Geheimrath Mieg, ein Mann, der mit ausgezeichneter Bildung ein großes musikalisches Talent vereinigte, seine liebenswürdige Gattin und Töchter; die schöne und ausgezeichnete Fräulein Polyxena von Tubeuf, deren Mutter und Schwester; ein Freiherr von Boyneburg mit seiner Gemahlin aus Kassel; die Familie von Hohenhorst, deren Haus ein wahrer Musiktempel war; der Erzieher des jungen Prinzen von Leiningen, Wagner, ein vortrefflicher junger Mann, späterhin Oberconsistorialrath; der hochgebildete geheime Cabinetssecretär des Fürsten, Steinwarz; der edle Generalsuperintendent Klevesahl, einer der erleuchtetsten Geistlichen, die ich je gekannt. Mein Erkranken hinderte mich, mehr Bekanntschaften zu machen.

Das erste Ziel der neuen Pilgerfahrt war das Schloß Erbach, wo ich eingeladen war, einige Wochen zuzubringen. Wir gelangten um ein Uhr in dies Tusculum, oder wie man sonst den Platz nennen will, wo sich die zarteste Gemüthlichkeit, der erleuchtetste Geist, der vortrefflichste Kunstgeschmack und die heiterste Gastlichkeit vereinigten, um ihn unvergeßlich zu machen. Es wäre überflüssig, der hier vereinigten Kunstschätze aus der Römerzeit und dem fernsten Mittelalter ausführlich zu

erwähnen und nur im Vorbeigehen gedenke ich des Eindrucks, den das Ganze auf mich machte, der überschwenglich war. Durch die Urbanität des Besitzers fühlte man sich sogleich einheimisch, in einer Wunderwelt, die der kühnste Traum der Phantasie nicht überflog. Eine Reihe von hohen geräumigen Sälen prangte mit herrlichen Gebilden der Götter, Helden und Weisen des Alterthums und mit den Waffen und Geräthschaften der Römer, Griechen, Aegypter und anderer Völker der Vorzeit. In den mannshohen Marmorkaminen brannten ganze Bäume. Mit einem Ruck versetzte diese Anschauung den Eintretenden in eine neue Welt, aus welcher alles Gewöhnliche verbannt und über die nur der Schönheitssinn sein strahlendes Scepter hielt. Trat man in den Eßsaal, so leuchtete einem aus allem, was man sah, Ordnungsliebe und anmaßungslose Zierlichkeit entgegen. Das Tafelservice war der Triumph des Rococostils. Alle Zimmer im Schlosse vereinigten mit beschränkter Pracht ernste Zierlichkeit und Würde. Fast möchte ich sagen, daß die Dienerschaft zu den Prunkwerken des Hauses zu gehören schien, man merkte es manchem Einzelnen an, daß er im Schlosse geboren und erzogen war; auch die ergrauten Diener und Dienerinnen hatten einen Ausdruck der Zuversicht und Behaglichkeit, als wüßten sie, daß sie ihre Lagerstatt nur früher oder später mit dem Sarge vertauschen würden. Das ganze Haus war das Reich des Friedens und der Liebe. Meine freundlichen Zimmer gingen auf den Odenwald hinaus, mein Schreibtisch war einladend. „Ich komme erst um elf Uhr morgen zu Ihnen", sagte die liebe Gräfin, „um sieben erhalten Sie Ihr Frühstück und bleiben im Nöthigen, Sie müssen Muße behalten für Ihre Beschäftigungen und für Ihre Kinder." Sie erschien dann zur bestimmten Stunde. Der Morgen ent-

flog unter heitern Gesprächen. Eine Viertelstunde vor der Tafel verließ mich die Gräfin, um die letzte Hand an die Toilette zu legen. Bei der Tafel fanden wir uns wieder. Zwei Schweizerinnen, Fräulein Bellami, Gesellschaftsdame der Gräfin, und Fräulein Roux, ein werther Besuch derselben, arbeiteten die Mittagsstunden. Nach dem Café fuhr der Wagen vor. Das rasche Viergespann durchflog die breiten Alleen des Odenwalds mit freudiger Hast. Verwandte und Freunde wurden aufgesucht. Am Abend kamen werthe Besuche zum Thee oder man verfügte sich zur Frau Baronin von Williers, unvergeßbaren Andenkens. Sie war noch nicht lange ihres zweiten Kindes genesen und mußte das Bett hüten. Man plauderte und las. Baron Williers, aus dem alten berühmten Geschlechte dieses Namens in England, sah dem Besitze von drei Millionen Gulden entgegen, denen noch drei Millionen nach dem Tode zweier Tanten nachfolgen sollten. Für den Augenblick war seine Lage eine höchst aufständige, aber bemessene, späterhin traf ihn und die Seinigen der Wechsel des Glücks, nicht ganz ohne seine Schuld. O wie sie so recht haben die Weisen, Fortuna's Gaben zu fürchten, statt sie zu erflehen. Oft berauschen sie den Verstand und verderben das Herz. Zum Glück gehört mehr innerer als äußerer Reichthum.

Ganz verschieden von dem Geiste, der im Schloß Erbach waltete, fand ich den der Bewohner von Erbach-Fürstenau. Es war der Triumph der modernen Zierlichkeit und Pracht. Die holdselige Besitzerin, Gemahlin des Grafen Albrecht, Emilie geb. Prinzessin von Hohenlohe, walzte dort geliebt und glücklich, wir verlebten dort heitere Stunden. Alle Schreckbilder, Leiden und trübe Ahnungen der Zukunft waren verschwunden, alles

um uns her athmete Liebe, Geist und Frieden. Wir mußten scheiden. Die süße Beschwichtigung aller Leiden meines Lebens hörte plötzlich auf zu walten. Ich ging mit unsichern Schritten der drohenden Zukunft entgegen. Am schmerzlichsten riß ich mich aus den Armen der Gräfin. Ihr Antheil an meinem Schicksal war der Liebe so gleich, daß man ihn wol dafür nehmen konnte. Auch der Graf verstand mein Herz und mein Wesen, und der Odenwald wird immer eine der erquickendsten Oasen meiner Erinnerungen bleiben.

Aschaffenburg fand ich tief verödet. Auch Karl von Dalberg war fort; nach nicht langer Zeit kam er zurück. Er war nicht froh, wie hätte er es sein können? Wie ein Blitz aus heiterer Luft, unvorhergesehen, unabwendbar, war das Unheil über die Welt hereingebrochen. Es gab wenige geistige Anregung in Aschaffenburg, daher war mir Franz Bopp's Bekanntschaft sehr willkommen. Er war im Begriff, nach Paris zu gehen, um persisch und Sanskrit bei Chézy zu studiren. Einstweilen lehrte ich ihn das Persische lesen und viele Zeitwörter und Substantive. Chézy mit seinem glühenden Herzen empfing ihn wie ein Vater. Er erschloß ihm die Pforten der Wissenschaft und verschwendete an den gelehrigen Schüler alle Schätze seines Innern. Ich habe nicht nachgeforscht, ob er Dank erfahren. Professor Merkel fuhr noch fort, spanisch mit mir zu treiben; diese Studien erheiterten mich. Horstig lud mich noch einmal dringend nach Mildenburg ein. Ich lernte dort den Declamator Theodor von Sydow kennen und schätzen. Er war genialer wie seine Declamation, poetischer wie sein Leben, redlich als Freund, er dachte laut. Diese schöne Eigenschaft wird alle Tage seltener.

Der Erbschaften wegen unter den Kindern auf der

Mildenburg aus. Ich eilte fort, aber es war faſt zu ſpät. Mein Max, von einem ungeſchickten Arzte zweckwidrig behandelt, erkrankte tödlich, ſein Blut quoll in Strömen aus dem Halſe heraus; er wollte nichts genießen, lag an mir, meinen Hals umklammernd, und ſchrie furchtbar, wenn ich ihn einen Augenblick niederſetzen wollte. Hofrath Chihak, ein überaus geſchickter Arzt aus Böhmen, der mich noch nicht perſönlich kannte, kam zu mir aus reinem Antheil an den Leiden meiner Kinder, von denen er gehört hatte; er wußte auch, wie unzuverläſſig der Arzt war, den ich unglücklicherweiſe gewählt. Er verſicherte mir, mein Max und mein älteſter Sohn, der nicht ſo gefährlich krank war, würden beide geneſen, wenn ich das Heilmittel des berühmten Hofraths Autenrieth in Tübingen brauchen wollte, er wolle es mir ſogleich verſchaffen. Als ich eine Zeit lang ſchwankte, ob ich ihm Folge leiſten ſollte, fiel er vor mir auf die Knie und rief: „Ich ſtehe Ihnen für den Erfolg mit Ehre und Seligkeit, die zwei lieben Kinder müſſen gerettet werden.“ Ergriffen und tief gerührt gab ich nach. In drei Tagen war mein Max dem Tode entriſſen und Wilhelm beſſerte ſich. Als ich Chézy ſchrieb, ſetzte ich zwei Zeilen auf, die ich unter Angſt und Jammer des Mutterherzens gedichtet hatte:

Wo thronen Lieb' und Schmerzen?
Ach, nur im Mutterherzen.

Welchen ſeelenvollen Brief empfing ich hierauf! Sollte ich meine Augen wiedererlangen, ſo will ich ihn hier abdrucken laſſen. Gott hatte mir von neuem das Leben meines Sohns geſchenkt; doch bleibt es wahr, daß die unverſtändige Behandlung ſeines Arztes ihn in das Grab ſtürzen konnte und daß ſeine Bruſt angegriffen blieb,

dies konnte ich aus verschiedenen Zeichen wahrnehmen. Ich habe genug gesagt, um die Aufmerksamkeit der Mütter auf Autenrieth's wirksames Heilmittel zu lenken, welches ich ihnen aus voller Seele anempfehle. Unzählige Kinder und leidende junge Personen sind durch dies einfache Verfahren gesund geworden. Alle Apotheker bereiten es auf ärztliche Verschreibung. Ein Theil fein pulverisirter Brechweinstein wird mit einer Dosis ausgelassenen Schweinefettes auf einer Platte verrieben, hiervon wird ein Theelöffel voll über die Herzgrube sanft gestrichen. Dies geschieht dreimal des Tags und man fährt damit fort, bis sich auf dem eingeriebenen Platze kleine Pusteln zeigen, welche schnell reifen. Sobald diese Eruption erfolgt ist, muß man die Einreibung etwas unter den Pusteln anbringen. Schon am dritten Tage ist die Gewalt des Uebels gebrochen, der Krampf ist gelindert und die Besserung beginnt, indem man fortfährt, bis nach der Gegend des Unterleibes zu die Einreibungen anzubringen, deren Pusteln eine einzige Kruste bilden. Nur wenige Aerzte habe ich bewegen können, dies Unterrichtsheilmittel zu empfehlen. Jeder wollte auf eigenem Wege das Uebel heben.

Wir siedelten nach Darmstadt über, fanden dort bald eine Wohnung, die zweckmäßig war und einen nicht zahlreichen, aber freundlichen Kreis. Die Staatsdame der Frau Großherzogin Luise, Baronesse von Bode, die Freiin Rothenhahn waren ausgezeichnet durch Geist und Herzensgüte, der Freiherr von Waldbrunn nebst seiner Schwester und Tochter, der er eine vortreffliche Erzieherin beigesellt hatte, bildeten einen gemüthlichen, geistbelebten Umgang. Meta von Liebeskind, eine ausgezeichnete Freundin des Dichters Bürger, schloß sich eng an mich. Die Familien des geistvollen Regierungsrathes Doerr,

ſeines vortrefflichen Schwagers Stumpf und des Kunſthändlers Ludwig Portmann waren für mich und meine Söhne ein ſchätzbarer Umgang, der mir in kurzem hochwichtig werden ſollte. Die Hofſchauſpielerin Miller, eine geborene Baronin Cronſtain aus Hannover, welche ſpäterhin den Namen ihres verſtorbenen Gatten von Montenglaut, den ſie auf dem Theater abgelegt hatte, wieder annahm, kam zuweilen zu mir. Ich lernte bei ihr den Bruder der Frau Varnhagen von Enſe, Ludwig Robert, kennen. Seine ſchönen vaterländiſchen Gedichte waren mir längſt ſchon werth. Er war liebenswürdig und gefühlvoll, werth Rahel's Bruder zu ſein; er lebte damals bei dem geiſtreichen ruſſiſchen Grafen Golowkin, einem der liebenswürdigſten ruſſiſchen Cavaliere, die ich je gekannt. Henriette von Montenglaut bewohnte mit einer jungen Nichte einen geräumigen Pavillon in einer heitern ländlichen Gegend bei Darmſtadt. Sie dichtete dort fleiſſig; engliſche und franzöſiſche Stunden bei den vornehmſten Damen vom Hof füllten einen Theil ihrer Zeit aus. Ich habe ſie nicht in Rollen geſehen, die ein Talent beurkunden konnten. Auf dem Theater war das Publikum gleichgültig gegen ſie, als Sprachlehrerin war ſie wahrhaft ausgezeichnet. Auch der Großherzog Ludwig ſchätzte ihre Kenntniſſe und nahm Antheil an ihrem traurigen Schickſal. Ich traf ſie viele Jahre ſpäter in Berlin, kurz vor ihrer Abreiſe nach Paris, wohin ſie Henriette Sontag begleitete. Nie hätte dieſe ſo vorzügliche Sängerin und berühmte Schönheit, ohne die Einſichten und den Eifer der Frau von Montenglaut ihre Laufbahn ſo glänzend gemacht, wie es geſchah. Gleichwol ſtarb ſie einige Jahre ſpäter in ſchmerzlicher Dürftigkeit in einem Winkel von Holland.

In der Reihe meiner geiſtreichen Bekannten muß ich

einen der ausgezeichneten, Hallwachs, nennen und mehrere übergehen, weil mir Raum zu ihrem Bilde gebricht. Abt Vogler, der Freund meiner Großmutter und Mutter, wurde mein Freund. Meine Söhne waren vermöge der Ehepacten, die bei meiner Heirath festgestellt wurden, bestimmt, katholisch zu werden, wie es die ganze Familie Chézy's war. Dies interessirte Vogler sehr, er war ein eifriger, aber milder Katholik. Er lud uns ein, morgens um acht Uhr der stillen Messe beizuwohnen, die er in einer Kapelle in seinem Hause las. Ich begleitete meine Kinder dorthin gern, weil mir jede christliche Stätte der Andacht eine heilige ist. Auch war diese Kapelle so heimlich und in ihrem einfachen Schmucke so einladend, daß ich gern dort verweilte. An hohen Festen war es Vogler untersagt, dort Messe zu lesen, und da damals die katholische Kirche in Darmstadt keine geweihte Stätte, sondern ein Saal im Gasthof zum Hotel von Darmstadt war, wo eine Feier der Weihe nicht würdig gehalten werden konnte, so pflegte Vogler an großen Feiertagen in eine andere Stadt zu reisen. Wenn er abwesend war, führte ich die Kleinen in den Darmstädter Hof, wo Geheimrath von Wrede Messe las und wo die damalige katholische Gemeinde die Räume füllte. Ich wollte meinen Kindern keinen Begriff von Trennung der christlichen Gemeinde geben, am allerwenigsten sollten sie erfahren, daß ich zu einer andern Kirche gehörte, damit der Frieden ihrer Kindheit ungetrübt bliebe. Sie erfuhren von der Religionsverschiedenheit nicht einmal in Berlin, wo ich sie dem vortrefflichen Pater Siegert zum Unterricht anvertraute, auch in Dresden nicht, wo der verdienstvolle Pater Mende ihr Lehrer wurde. Erst bei ihrer Confirmation erfuhren sie von dieser Trennung, die damals nicht so grausam war, wie sie es später ge-

worden. Friede war wenigstens äußerlich zwischen den zwei Kirchen und man sprach nicht von gemischten Ehen, ein Ausdruck, der an Thiergeschlechter erinnert und mich empörte, als ich ihn zum ersten male vernahm. Eine Verschiedenheit, die zwischen Christ und Christen gar nicht bestehen kann, ist nach meinem Gefühl Gotteslästerung und Entweihung des Namens dessen, der für die ganze Menschheit gelitten hat und will, daß keiner der Seinigen verloren gehe. Ich muß meiner Eigenliebe Gewalt anthun und eingestehen, daß ich nie eifrig Geschichte studirt, ich würde sonst meine Söhne erst in gereiftern Jahren bewogen haben, religiösen Unterricht zu nehmen und dann zu wählen. Doch es gab vieles, was mich innerlich mahnte, mein gegebenes Wort gewissenhaft zu halten, das Andenken meines seligen Schwiegervaters, eines getreuen Sohnes der katholischen Kirche von musterhafter Frömmigkeit und Milde, zu ehren: die Verehrung für mehrere meiner katholischen Freunde und Freundinnen in Frankreich und Deutschland, die Vorstellung, daß ich meine Söhne, die schon von väterlicher Seite verwaist waren, schroffer von ihrer Familie trennte, wenn sie nicht durch das Band der Religion mit ihr zusammenhingen; dazu kam, daß ich auch keinen Augenblick in Versuchung gewesen, mein Wort zu brechen, ich hielt es treu, und was auch dadurch Trauriges für mich entstanden, mußte ich tragen, weil ich nicht anders konnte.

Der Krieg entbrannte im Herzen Deutschlands, die Leidenschaftlichkeit aller Parteien entzündend. Die Befreiung vom französischen Joch, nach der alle Redlichen lechzten, gab den Vorwand zu Handlungen, deren eigenste Triebfeder nicht immer eine lobenswerthe war. Bitter getäuscht sahen sich die meisten, die in diesem

Kriege eine Gewährleistung für die Herstellung beſſerer Zuſtände ſahen. Die erſten Transporte von Verwundeten rollten durch Darmſtadts Straßen, viele davon waren in ſehr traurigem Zuſtande, ich weiß nicht, wohin ſie gebracht wurden. Die Wagen kamen am Darmſtädter Hof und am Hotel des franzöſiſchen Geſandten vorbei. Der biedere Beſitzer des ebengenannten Gaſthofs ließ alle dieſe Verwundeten und Kranken erquicken und ſtärken. Der Geſandte that nichts für ſie, bis großherzogliche Familie war geflüchtet, Prinz Chriſtian ausgenommen. Der Geſandte war der großherzoglichen Familie bis nach Mainz gefolgt, er hatte ſie beſchworen, an dem Kaiſer feſtzuhalten, nach Frankreich zu kommen. Er hatte geweint, er mußte von ſeiner Beſtrebung abſtehen und kehrte trauernd nach Frankreich zurück. Die Transporte von Verwundeten und Kranken, die ſich noch im leidlichen Zuſtand zu befinden ſchienen, wiewol auch ſie von Zeit zu Zeit einen noch warmen Leichnam ſchnell entkleideten und auf die Chauſſee warfen, hörten auf und ihnen folgten, theils zu Fuß, theils zu Wagen, eine Reihe ſchwerverkrankter Krieger, gleichſam die Nachleſe des Schlachtfeldes, man zählte dreitauſend. Sie wurden in das Exercierhaus neben dem Schloſſe abgeladen. Die Schildwache ſchob den Riegel vor, der von draußen angebracht war. Unter dem Thore klaffte eine Lücke von Handbreite, das Gebäude war ungeheizt, ohne Pfeiler, mochte dreißig Fuß Höhe haben und diente zum Exercierplatz bei naſſem, ſtürmiſchem Wetter. Die Behörde verlangte von den Einwohnern Darmſtadts dreitauſend Portionen Eſſen für die gefangenen Franzoſen. Dies Mittagsmahl wurde reichlich geſpendet und aus eigener Bewegung fügten die meiſten noch guten Wein hinzu. Nachmittags gingen faſt alle Einwohner vor das Exer-

cierhaus und unterredeten ſich mit den Gefangenen: Einer derſelben, ein hoher kräftiger junger Mann, führte das Wort an dem Fenſter, wo ich mit meiner Geſellſchaft ſtand. Er ſprach gräßliche Verwünſchungen über den Feldherrn aus, erzählte dann von der mörderiſchen Schlacht, wo er äußerte, daß die Krieger unſinnig in das Feuer geſtoßen worden, und ſprach dann von den Beſchwerden des Transports von Hanau bis Darmſtadt: man habe auf Miſthaufen bivouakiren müſſen, kaum ein Stück Brot über tags, keinen Tropfen Wein oder Bier bekommen. Darmſtadt ſei der einzige Ort ſeit ſechs Tagen und Nächten, wo man eine warme Mahlzeit genoſſen hätte. Er und die umſtehenden Gefangenen brachen bei dieſen Worten in Thränen aus und ergoſſen ſich in Dank und Segenswünſchen. An einem andern Fenſter des Gefängniſſes waren ähnliche Auftritte vorgefallen, wie ich von Bekannten erfuhr. Wir begaben uns am Abend zum Kunſthändler Ludwig Portmann, bei welchem eine Maſſe gefangener Offiziere verſammelt waren, welche der gaſtfreie Holländer mit gutem Wein erquickte; da ihn mehrere plagten, daß ſie von Geld und Wäſche ganz entblößt ſeien, machte Herr Ludwig Portmann den Unglücklichen bedeutende Vorſchüſſe. Ich habe ſpäterhin von ihm erfahren, daß dieſe alle bald und gewiſſenhaft zurückerſtattet wurden. Die gefangenen Offiziere führten dieſelben Reden wie die Soldaten, nur in einem andern Stile. Wir hörten ihnen ſchaudernd zu. Man hatte ſie bei angeſehenen Bürgern einquartirt. Alle die dreitauſend Gefangenen ſollten andern Tags in der Frühe Darmſtadt räumen.

In der Nacht fand ich einigen Schlaf, doch mit Mühe, denn die Vorfälle des vergangenen Tags hatten mich heftig erſchüttert. Am Morgen nach dieſer Nacht

zog uns eine Art Getümmel an das Fenster. Die Gefangenen zogen singend daran vorüber. So ist der Franzose. Ist es Leichtsinn oder Spannkraft? Ich kann es nicht beurtheilen, ich glaube wol, es ist beides beisammen.

Der freudige Zuruf dieser jungen Männer bewegte mich tief. Soll ich erwähnen, daß ich meinen Wintervorrath von Aepfeln durch meine Fenster auf dieselben herabschütten ließ? Er war nicht gering, und man sah, daß diese kleine Spende diese Soldaten wunderbar ergriff und freute. Sie fingen sie mit großer Geschicklichkeit in ihren Kappen auf, theilten sie redlich mit ihrer Escorte und setzten dann ihre Gesänge fort. Einzelne unter ihnen riefen: „Vive l'empereur!“ so stolz und jubelnd, als ginge es in die Schlacht, doch bezeigte sich auch hier und da einer dieser unglücklichen Krieger kleinmüthig. Ein Vorübergehender redete einen an, der schweigsam bleich und bebend weiter ging: „Êtes-vous Français?“ Er antwortete: „Oui, je suis de cette pauvre miserable nation!“ An demselben Morgen ging ich wegen eines kleinen Geschäfts in die Leske'sche Buchhandlung, mein Max war bei mir. „Die Franzosen sind nun fort“, sagte einer der Anwesenden, worauf Herr Mittler, ein Norddeutscher, der sich mehrere Jahre später in Berlin niederließ, gleichmüthig äußerte: „Es sind etwa sechshundert im Exercierhaus zurückgeblieben, weil man sie nicht weiter schaffen kann.“ Dies hören und hastig nach dem Exercierhaus eilen, war das Werk weniger Minuten. Die große Pforte war von außen wie gestern verriegelt und mit einer Schildwache versehen. Ich rief ihr zu, den Riegel zu öffnen, denn ein Jammergeschrei drang mir durch die Spalten des Thors entgegen. Der Soldat versagte, doch ich drang so heftig und bittend in

ihn, daß er mir endlich willfahrte. Kaum öffnete sich die Thür, als pestilenzialische Gerüche mir und Max entgegendrangen, und ein herzdurchbohrender Schrei von allen Lippen erscholl: miséricorde, nous périssons ici! Max verbarg sein bleiches Antlitz in mein Kleid. Wie erstarrt schaute ich auf die Krieger, die in Lumpen gehüllt frostdurchschauert vor mir lagen. Doch ich ermannte mich, rief ihnen zu: ich würde bald mit Hülfe erscheinen und eilte von dannen.

Im Vorübergehen nach Hause suchte ich eine Menge Bekannte auf und flehte sie um Hülfe an. „Es sind Napoleon's Krieger", rief ich aus, „sie sind besiegt! Wären sie siegreich zurückgekommen, würde man ihre Wege mit Rosen bestreut haben. Jetzt bettet man sie auf harter feuchter Erde. In der Mitte des Behältnisses verpestet ein hoher Berg von Mist die Luft um sie her, kein Tropfen Wasser netzt ihren dürren Gaum, entkleidete Leichen liegen zu ihren Füßen, Todesröcheln erschallt um und um, laßt uns zu Hülfe eilen!" Viele versprachen mir dies. Einige Metzger und Weinhändler verhießen mir Fleisch und Wein in mein Haus zu bringen. Einige Geschirrhändler folgten uns mit großen Kochtöpfen. Meine getreue Babet entsetzte sich über mein bleiches Aussehen und mein hastiges Wesen. Der große Herd empfing schnell die mitgebrachten Geschirre mit Suppenfleisch. Lindenblütenthee wurde bereitet, Aepfelmuß gesotten, ehe ich noch ein Wort gesprochen hatte, denn ich konnte vor Herzklopfen nicht reden, und obwol meine Hände flogen, besorgte ich alles selbst oder verständigte mich durch Zeichen. Babet wußte nicht, wozu alle diese Anstalten seien, sie mußte glauben, ich sei wahnsinnig! Endlich genoß ich selbst etwas, versorgte meine Kleinen, und eilte zu den benachbarten

Freunden Stumpf und Dörr. Einige Worte reichten hin Mitleid zu erwecken, Thatkraft anzuregen, in wenigen Stunden stand die Hülfe bereit. Rüstige Weiber eilten mit den Fässern voll Suppen, warmem Thee und Wein nach dem Exercierhause. Vor lauter Freude, helfen zu können', hatte niemand an Eßgeschirr gedacht. Ich weiß noch heute nicht, wie wir unsere Sache gemacht haben. Ich glaube jedoch, daß einige Familien, die dem Exercierhaus nahe wohnten, zu Hülfe gerufen wurden. Ein Jäger nahte sich uns, ein Soldat der kaiserlichen jungen Garde, er bat uns ihm in eine Ecke zu folgen, wo ein todtenbleicher junger Mann an der Wand lehnte. „Hier, meine mitleidigen jungen Damen", sagte er, „liegt mein Herr, ein italienischer Nobile, er hat wol nur noch einige Stunden zu leben, erquicken Sie ihn. Sie müssen italienisch mit ihm reden!" Wir nahten uns dem Leidenden, und reichten ihm Lindenblütenthee, den er begierig trank. Er bat um warme Tücher, Umschläge in der Gegend des Herzens. Von allen Seiten des Gebäudes her wurden wir um Hülfe angerufen. Abends spät hatten wir kaum die Hälfte unserer Arbeit gethan. Den jungen Offizier hatte ich rein vergessen. Eine benachbarte Hauptmannsfrau, Namens Jesse, hatte sich wie manche andere Bewohnerin Darmstadts unaufgefordert zu uns gesellt und half fleißig. Es mochte 2 Uhr morgens sein, als wir unsere unglücklichen Pfleglinge verließen. Als wir vor der Thür der Frau Hauptmann Jesse angelangt waren, sahen wir schon, wie sie uns durchs Fenster gewahr werdend auf uns zueilte und uns bat, einen Augenblick einzutreten. Wir folgten ihr. In einem Stübchen umfing uns eine warme duftende Sphäre; vor uns stand ein junger Arzt, Dr. Ton, der uns beim Eintreten die Hand bot, und zu einem Lager führte, wo mit geschlossenen

Augen der junge Offizier lag, den wir im Exercierhause getroffen. Er lebte. Dr. Ton hoffte er könne hergestellt werden. Er schlug die Augen auf, konnte aber nicht reden, doch sein Blick flammte und durchdrang uns das Herz mit Schmerz und Wonne. Wir verweilten noch lange bei ihm, um ihn mit Trostesworten aufzurichten, dann schieden wir zu kurzer Ruhe. Nachdem uns Baron Wallbrunn verheißen, meine Kleinen gut zu versorgen, eilten wir zu den Gefangenen, nicht ohne uns zuvor mit einigen Löffeln voll Pestbranntwein zu stärken. Wir fanden einen schönen jungen Brabanter, der uns nicht gefährlich krank erschienen war, im Sterben. Er klagte uns auf Deutsch, daß ihm einige neben ihm liegende Kameraden fünf Kronenthaler, die er bei sich trug, gewaltsam abgenommen, und ihn, den Wehrlosen, gemishandelt hätten. Er verschied vor unsern Augen. Wir konnten den Frevler nicht entdecken. Noch beschäftigte uns dies traurige Schauspiel, als wir gleichsam, um uns mit der Menschheit zu versöhnen, zwei junge Wesen eintreten sahen, die mit Hülfe beladen zu den Leidenden eilten, ihnen Frühstückſuppe reichten, und dann fortsprangen frischen Vorrath zu holen. Es waren die Kinder eines darmstädter Schlossermeisters, dessen Name mir entfallen ist, doch er steht gewiß im Buche des Lebens geschrieben und sicherlich treffen wir uns jenseits wieder. Beinahe den ganzen Tag widmeten sich diese holden Geschöpfe diesen mitleidsvollen Mühen. Viele Bewohner Darmstadts schlossen sich ihnen an, keiner der Leidenden durfte verschmachten.

Ueber Tags überraschte mich der Anblick der Frau von Montenglaut. Sie war mit einigen Chirurgen zu dieser Jammerstätte gekommen und half pflegen und verbinden. In der Schulter des einen Kriegers stak der

Schaft einer Kosackenlanze, der in der Wunde abgebrochen war, man konnte ihn nicht retten. Als wir uns auf einige Stunden entfernten, eilte ich zum Pflegling der Frau Hauptmann Jesse. Er empfing uns tief bewegt und konnte uns einige Worte sagen. Ich benutzte jene Augenblicke, wo sein Kopf frei war, um ihn nach seinem Namen zu fragen, er nannte sich Girolamo da Miraltemonte. Dr. Ton, der ihn fleißig besuchte, hegte noch immer Hoffnung für sein Leben. Wir gingen nach dem Exercierhaus zurück. Am Eingangsthor stand ein Piket hessischer Soldaten, vom Grafen von Lehrbach und einigen andern Offizieren befehligt. Der junge Graf eilte mir entgegen und wollte mich bei den Händen aufhalten. „Um Gottes willen, nicht da hinein, gnädige Frau, die Pest ist drinnen, der Tod! Denken Sie an Ihre Kinder!" Ich ließ mich nicht aufhalten. Ich will niederschreiben, was ich sah, um die Herzen der Kriegslustigen zu erschüttern.

In einer Lache, die weit vor dem Gefängnisse sich ausdehnte, belegt mit schwankenden Bretern, schwammen nackte Leichen. Mitten im Gebäude verbreitete der aufgethürmte Unrath der eingeriegelten Gefangenen seine gräßlichen Ausdünstungen. Auf dem naßkalten Boden krümmten sich röchelnd die Sterbenden, doch ich traf die hülfreichen Schlosserkinder und andere Menschenfreunde, die sich unverabredet dem Werke der Barmherzigkeit angeschlossen hatten. Als wir das Exercierhaus abends verlassen, ließ mich die Frau Hauptmann wieder zu sich bescheiden. Der sterbende Girolamo hatte noch nach mir verlangt, doch er konnte keine Silbe mehr aussprechen, reichte uns die Hände, heftete auf uns sein brechendes Auge, in welchem noch einmal sein Herz aufglühte, und sein Geist entfloh dahin, wo wir ihn wiederfinden.

Eine kleine braune Locke wurde bei ihm gefunden, gebunden in ein Kinderhäubchen. Ich schrieb auf Gerathewohl nach Venedig, doch mein Brief blieb unbeantwortet und hat wahrscheinlich kein Mitglied der Angehörigen Miraltemonte's mehr erreicht.

In der Nacht drängte es mich die Feder zu ergreifen und dem Prinzen Christian von Hessen den qualvollen Zustand der Gefangenen zu schildern. Diese kläglichen Ueberreste eines Theils der großen Armee bestanden aus Rheinländern, Belgiern, Holländern, Baiern, Odenwäldern, Franzosen, Italienern u. s. w. Viele schöne achtzehnjährige Jünglinge von Napoleon's junger Garde waren dabei. Mein Freund Ludwig Portmann hatte zwei davon in sein Haus aufgenommen, Derridör und Franz Say, beide sehr leidend. Nachdem ich Prinz Christian geschrieben, setzte ich noch in der Nacht eine Vorstellung an den Präsidenten Freiherrn von Senden auf, und schickte sie in der ersten Morgenfrühe ab. Ich erhielt an diesem Tage keine Antwort und erwartete auch keine, doch andern Tags früh erschienen vor dem Exercierhause eine Menge Fuhren, welche 375 unserer Pfleglinge nach den Hospitälern von Funkstadt und Bückebach übersiedelten. Arbeiter in Menge säuberten das Haus, und Stroh im Ueberfluß wurde herbeigebracht, um die Leidenden zu betten. Nun klopfte mein Herz leichter, die Gefangenen athmeten reine Luft, und viel Helfende begaben sich furchtlos dahin, wo die gereinigte Stätte zwar noch immer ein Wohnsitz des Jammers war, aber doch nicht mehr durch Bilder des Entsetzens verscheuchte. In den Häusern konnten keine der erbarmungswürdigen Krieger aufgenommen werden. Zwei Italiener lagen zwischen ihnen, beide am Typhus. Man erhielt von den Erbauern eines Hauses, das abgelegen

ſtand, nicht ohne Mühe die Erlaubniß, die zwei Italiener dorthin zu ſchaffen. Sie erholten ſich hier und waren auf dem Wege der Geneſung. Das verbündete Heer rückte der Stadt näher. Sein Vortrab, das Menzdorf'ſche Koſackencorps, gelangte an die Thore. Viele Einwohner begaben ſich zur Behörde und baten inſtändig um Koſacken. „Nur ruhig, meine Freunde", rief Graf Menzdorf, „ich ſtehe euch dafür, ihr werdet an Einquartierung keinen Mangel leiden; wenn ich meine Koſacken abſitzen laſſe, ſo ſtehe ich für gar nichts mehr. Darum verſichere ich euch, nicht ein einziger Mann darf ſein Pferd verlaſſen und nicht durch die Stadt darf das Corps!" Es geſchah wie er befohlen.

Wir begaben uns vor die Eingangsthür und ſahen die Koſacken anrücken auf der Chauſſee. Ihre Pferde ſahen ermattet aus. Ich hatte ein großes Brot und einen Krug Wein. Ein Koſack hielt mich an, und rief aus: „Mutter!" indem er nach meinem Brot und Meſſer langte, ich dachte er wolle ſich ein Stück abſchneiden, allein er ſchnallte es ſammt dem Meſſer an den Riemen des Sattelgurts, rief wieder: „Mutter", ergriff den Krug, befeſtigte ihn mit der größten Behendigkeit auf dieſelbe Weiſe, ſpornte ſein Pferd und ritt davon, als ob es Flügel hätte. In dieſem Menzdorf'ſchen Corps waren alle möglichen Nationen, nur nicht Koſacken. Doch der Graf verſtand keinen Spaß, wo es darauf ankam, er hielt ſcharfe Mannszucht.

In dieſen Tagen erlangten wir ungebeten das Glück, von den erſehnten Koſacken beſucht zu werden. Funfzig hochgewachſene wohlberittene junge Männer ſprengten auf das Haus zu. Der Offizier in zierlicher Uniform ſchwang ſich vom Pferde und verlangte in leidlichem Franzöſiſch und mit feinem Anſtand, dem Hausherrn eine

Bitte vorzutragen. Eine sehr elegante Kutsche mit vier schön geschirrten Pferden folgte ihm auf dem Fuße nach. Zwei stattlich geputzte Damen saßen darin. Der Offizier bat Baron Wallbrunn unter Vergunst und mit größter Bescheidenheit, daß die zwei ermüdeten Damen hier rasten dürften, da die Gasthöfe überfüllt und zu geräuschvoll wären. Baron Wallbrunn zeigte sich bereitwillig und bot Erquickung an. Die Damen antworteten blos durch Verneigungen. Der Offizier entschuldigte sie, daß sie nicht Antwort gaben, denn sie könnten nichts als Russisch! Bei der ältern Dame verrieth kein Zug ihren nordischen Ursprung, doch die junge Dame mit etwas aufgestülpter Nase, vollen Lippen, tiefliegenden Augen, denen es nicht an Feuer fehlte, war eine Russin mit Leib und Seele. Nicht sie nur war stumm, ihre Physiognomie war es auch ganz und gar. Der Offizier nannte sich Adjutant des Hetman Platow. Bei diesem berühmten Namen bezeigten Wallbrunns und ich die Bewunderung, womit sie durchdrungen waren. Sie wetteiferten in Achtungsbezeugungen. Der Besuch dauerte keine Stunde.

Der Offizier allein trug die Kosten der Unterhaltung. Die Kosacken hatten ihre Pferde im Hofe frisch gestriegelt und neu geschirrt, sie ließen gewiß aus Dank für die Aufnahme mit Kreide und Kohlen Beweise ihres Künstlertalents zurück. Sie zeichneten ihre Pferde nach der Natur, ihre und unsere Gesichter gleichfalls, und verhielten sich auf eine höchst gesittete Weise. Bald darauf ging der Offizier in das Zimmer, wo die Damen ruhten, besorgte alles zur Abreise und führte die Gemahlin des Platow und deren Mutter vor, die zwar stumm aber herzlich dankten. Wie Pfeile flogen die Rosse mit ihnen davon. Ihre Escorte umringte den Wagen. Wir sahen ihnen

nach, soweit unsere Augen sie erreichten. Es dauerte keine Viertelstunde, so erfuhren wir, daß die Frau Hetman Platow eine Weinwirthstochter aus Frankfurt sei, eine freiwillige Gefährtin des berühmten Hetmans. Dies ergötzte uns ungemein. Ich kam am schlimmsten dabei weg; denn ich war die Dienstfertigste gewesen. Wir wußten uns alle nun die sonderbaren Blicke und das schalkhafte Lächeln des Offiziers zu erklären, von welchem wir nun mit einem mal fanden, daß er keine Devotion an den Tag gelegt hatte. Dies Zwischenspiel nach den gespannten Auftritten, die vorausgegangen waren, war uns willkommen, andere Eindrücke folgten ihm.

In der Nacht langten bairische Truppen an, die auf dem Felde vor unserm Haus bivouakirten, helle Feuer anzündeten und Speisen bereiteten. Die Bewohner Darmstadts sprangen mit Küchengeräth herbei, Körbe mit Weinflaschen wurden gebracht, man zechte fleißig und heiter. Sein Besteck hatte jeder Soldat bei sich. Ich habe selten so heitere Tafeln gesehen. Es fehlte nicht an fröhlichen Liedern. Die lustigen Feuer flammten die ganze Nacht. Man drängte sich von allen Seiten um die Truppen her, schleppte Wein und Kuchen herbei und konnte nicht müde werden, sie auszufragen, bis die meisten von ihnen in Schlummer neben den Wachtfeuern sanken. Frühmorgens sollten die Truppen über den Rhein weiter marschiren. Es war dieser Vorgang ein lustiger Prolog zu den ernsten Auftritten, zu den erschütternden Jammerscenen, die unserer harrten. Seuche und Tod waren im Gefolge dieses ersten Freudenrausches. Andern Morgens kamen lange Züge von Leiterwagen an.

Bald kam auch die großherzogliche Familie zurück.

Als die edle Frau Großherzogin die Gefangenen bemerkte, ließ ſie ihnen Tonnen und Näpfe voll Speiſen und Wein in Fülle auftragen. Vielleicht hat noch in ſeinem Leben nicht einer ſo prächtig geſchmauſt. Am andern Tage war heller Sonnenſchein und laue Luft und alle Gefangenen wimmelten aus ihrer dumpfen Behauſung heraus, und lagerten ſich in den Sonnenſchein. Mittags wurde ihnen ein neuer Schmaus aufgetragen. Doch die Aerzte hatten ſich zu einer Berathung verſammelt, ſie überzeugten ſich, daß die Stadt von einer Seuche bedroht war. Sie hatten recht, denn die Gefangenen kamen zwar aus der Stadt, aber der Typhus zog hinein. Alle Umſtände vereinigten ſich gegen die Unglücklichen, deren Anblick ſchon Entſetzen verbreitete, nicht zu gedenken ihrer Ausdünſtungen und der verwitterten Lumpen, die ihre Glieder umfingen. Die Aerzte beſchloſſen, ſie auf der Stelle aus der Stadt ſchaffen zu laſſen; machten auch auf die Gefahr aufmerkſam, daß die Alliirten, die ſchon nahe an der Stadt waren, ſie zuſammenſchießen würden. Gewiß wäre dies nicht geſchehen, doch dieſe Erklärungen erweckten eine paniſche Furcht in den Herzen der Einwohner. So wurden denn große Scheiterhaufen vor dem Rheinthor errichtet und angezündet, um die Gefangenen dort bivouakiren zu laſſen. Der Himmel umwölkte ſich, der Nordwind ſtob. Das Transportiren mehrerer hundert Menſchen, die ſich nicht regen konnten, ging langſam vor ſich. Die, welche das Feuer zu beſorgen hatten, bildeten ſich ein, daß man in dem entſetzlichen Wetter die Kranken noch in ihren Gefängniſſen laſſen würde, und halfen fleißig dem Regen die Feuer auslöſchen. So kamen denn die Gefangenen erſtarrt und durchnäßt bei den glimmenden Aſchenhaufen an, die man nur ſchwer wieder zum Brennen bringen konnte.

Portmanns kamen abends spät, da der Regen etwas nachließ, mit ihren Leuten, die schwer mit Lebensmitteln und Wein beladen waren, mich nach dem Walde abzuholen. Das erste, was ich dort erblickte, waren die zwei Italiener, die aus ihrem Zufluchtsorte, dem wohlgeheizten Zimmer in jenem neuen Gebäude, weggeholt worden, weil man glaubte, sie könnten dort zusammengeschossen werden. Sie erhoben sich von der nassen Erde und riefen mir zu: „Lebe wohl, Mutter! Wir sterben noch diese Nacht, und müssen mit gesunden Herzen sterben! Lebe wohl und Gott segne dich!“ Vergebens suchten Portmanns und ich sie zu laben und zu trösten, sie verschmähten nun alles. Da wir sie endlich verließen, meinten wir das Herz müßte uns brechen. Mit jedem Schritt schallte uns neuer Jammer entgegen. Der Himmel war schwarz umzogen, der Sturm pfiff, das durchnäßte Holz konnte nicht brennen. Zu unsern Füßen winselten, röchelten die hülflosen Krieger. „Erbarmen, Erbarmen! Nehmt uns mit! Eine Scheuer, ein Bretterdach! Wir müssen hier sterben!“ Nur mit zerrissenem Herzen verließen wir den Wald, nachdem Portmann noch mit Umsicht Wein und Lebensmittel gespendet, und den Unglücklichen verheißen, daß gleich am Morgen für sie Sorge getragen werden sollte; denn für diese Nacht war es unmöglich. Die Alliirten waren angelangt, und die Einwohner alle mit der Sorge um sie beschäftigt. Ehe wir noch ganz aus dem Walde heraus auf dem Wege nach der Stadt waren, kam uns ein neuer Transport entgegen, von einigen bairischen Soldaten und einem Offizier begleitet. Ach, warum habe ich seinen Namen vergessen? Er kam auf uns zu und redete uns an: „Wie“, rief er, „hier soll ich für diese Nacht meine 3000 Mann unterbringen? Meine Marschroute lautet auf Darm-

ſtadt, aber man läßt uns nicht hinein. Welch unerhörte Grauſamkeit! O, und dieſer Transport war ſo geduldig, ſo gutwillig, kein Mann iſt geſättigt worden, keiner erquickt, und ſie haben nicht gemurrt. Jetzt können ſie vor Froſt und Müdigkeit nicht mehr weiter, und wenn ſie das könnten, wohin ſollte ich mit ihnen, wo fände ich Obdach für ſie?" Portmann ſuchte den braven Mann zu beſchwichtigen und ſtellte ihm vor, welch Unheil daraus entſtehen könnte, wenn die Alliirten die gefangenen Franzoſen in Darmſtadt angetroffen hätten, da die Erbitterung gegen ſie ſo unbeſchreiblich ſei. „Was", rief er aus, „beſiegte Feinde! Welcher Mann von Ehre könnte die anfallen wollen? Nicht einer! Und wenn man bedenkt", — er ſchwieg, denn er fühlte wohl, daß ſein Eifer ihn zu weit fortriß.

Bei erneutem Regen erreichten wir unſere Wohnungen. Unfähig Ruhe zu ſuchen, ſtellte ich mich an das Fenſter, von wo ich einige der Bivouakfeuer glimmen ſah, und blieb dort weinend und händeringend die ganze Nacht. Wider Erwarten fand man am Morgen nur ſieben Leichen. In der Frühe berathſchlagten ſich menſchenfreundliche Einwohner mit dem edelmüthigen Wilhelm Stumpf über eine Idee, die er gefaßt hatte. In unglaublicher Eile kam eine bedeutende Summe durch Subſcription zuſammen. Baracken mit Abtheilungen wurden errichtet, Stroh in Fülle herbeigebracht, die Gefangenen hineingeſchafft, und die mitleidsvollſten der Bewohner kamen täglich einigemal dorthin ſie zu verſorgen. Ich kann mich nicht rühmen, dieſe frommen Bemühungen getheilt zu haben, meine Kräfte ſchienen mir ganz erſchöpft. Eine innere Stimme rief mir unaufhörlich zu: „Wir ſind noch fern vom Ziel!" Neue Transporte von Verwundeten langten an, ich konnte es nicht laſſen, ich mußte zu Hülfe kommen. Einmal

als ich einen großen Korb mit Schnitten ſchwarzen Brotes herbeitragen ließ, ſtürzten die Gefangenen, dieſelben Franzoſen, welche vor nicht langer Zeit den armen Bauern das ſchwarze Brot vor die Füße geworfen hatten, über den Korb her, wollten die Stücken herausreißen und verſchlingen. Ein Piket Heſſen, das daneben ſtand, verjagte die Frechſten unter ihnen. Als ich Wein vertheilte, trat ein Mann von der jungen Garde auf mich zu und bat mich mit großer Beſcheidenheit um ein Glas Wein. Mit Thränen in den Augen ſagte ich ihm, auf die Verſchmachtenden deutend, die um uns herlagen: „Wer ſich noch rühren kann, dem darf ich nichts geben!“ Er zog ſich ſchweigend zurück.

Eines Morgens, als ich von meiner Streiferei um den Schloßplatz her, die ich täglich unternahm, um nach neuen Ankömmlingen zu ſehen, zurückkehrte, kam mir meine alte Babet todtenblaß ſchon auf der Treppe entgegen. „Kehren Sie wieder um“, rief ſie mir zu, „oben ſitzt ein preußiſcher Offizier, der will nicht wanken, nicht weichen!“ Ich lachte. „Ach Gott!“ rief ſie aus, „was ſind Sie doch ſo unbeſorgt und ſind in ſo großer Gefahr! Was die Leute alles reden, ſie heißen Sie eine Patriotin!“ Ich lachte noch mehr und trat in mein Zimmer ein. Der Offizier kam mir entgegen und fragte mich: „Sie kennen mich nicht?“ — „Nein! Wer ſind Sie?“ — „Sagt Ihnen Ihr Herz nichts?“ — „Mein Herz ſagt mir La Motte Fouqué!“ — „Das iſt doch abſcheulich!“ rief der Offizier, „du kennſt deinen Bruder nicht mehr!“ Meine Söhne kamen dazu, die Freude war unbeſchreiblich. Heinrich ſah ſich im Zimmer um.

Da rankte ſich eine ſchöne exotiſche Blume mit ihren unzähligen blauen Glocken hoch empor. Zwei Turteltäubchen ruhten auf der Blumenvaſe. Heinrich lächelte

ſchelmiſch. „Bei Tauben habe ich dich 1797 verlaſſen, und finde dich 1813 mit Tauben wieder! In ſo viel Jahren äuſſerlich wenig und innerlich gar nicht verändert.“ Ich mußte dem lieben Bruder recht viel erzählen. Schon am andern Morgen mußte er weiter. Ich hatte mich ſeit einigen Tagen mit einem ſtolzen Traum gewiegt. Ich wollte Mannskleider anziehen, Deutſchland retten, indem ich damit anfing, Mainz zu entſetzen. Mein lieber Bruder lachte mich nicht aus, denn meine flammenden Augen und meine begeiſterten Worte zeugten vom Ernſt meines Entſchluſſes. Er begnügte ſich mit mir von meinem Project zu ſprechen, als wenn ihm ein Kind geſagt hätte, es würde den Mond aus dem Waſſereimer ziehen. Ich kam zur Beſinnung. Zu hart ward es mir, ſo ſchnell von dem kaum wiedergewonnenen Bruder zu ſcheiden. Ich entſchloß mich, ihn mit den Kindern nach Frankfurt zu begleiten. Die Chauſſeen waren mit Menſchen angefüllt; kaum konnten die Pferde ſich Raum ſchaffen weiter zu kommen. Frankfurt war gar nicht wiederzuerkennen, es ſtak voll Koſacken. Mein Bruder rief ihnen zu: „Pruski Kapitan!“ wenn ſie uns den Weg verſperrten. Wir gelangten mit Mühe zum Römiſchen Kaiſer. Mein Bruder verließ mich ſchon am andern Morgen. Der Abſchied war ſo traurig, als das Wiederſehen heiter geweſen war. Wir ſuchten Pilat auf ſeiner Kanzlei auf, der uns mit groſſer Herzlichkeit bewillkommnete, und trafen dort mehrere Bekannte, die uns mit Artigkeiten überſchütteten. Ich wurde überzeugt, daß Napoleon unter keiner Bedingung ſeinen Thron, ſeine Gemahlin, ſein geliebtes Kind wiederverlangen konnte. Kaiſer Franz mußte ſein weiches Herz bezwingen und grauſam ſein. Wer aber hatte das gröſte Recht, über Treubruch und willkürliches Zerreiſſen der heiligſten

Bande zu klagen? Wer hatte einsehen können, daß Napoleon's Riesenplanum Absichten zum Grunde lagen, die das Heil Europas bezweckten? Gegen wen war ein geheimer Bund errichtet worden, ehe noch ein Mann die deutsche Grenze überschritten hatte? Wer war verlassen worden, als sein Glück ihn verließ? und unbesiegt geblieben, bis sich die Wuth der Elemente gegen ihn gekehrt?

Durch die Massen, welche sich durch die Straßen und Plätze drängend kreuzten, rollten langsam und dumpf wie trübe Ahnungen zu jeder Stunde des Tags die Leichenwagen, welche die Opfer des herrschenden Nervenfiebers zur letzten Ruhestätte trugen und oft den Marsch der stattlich geschmückten Kriegsheere hemmten, die durch Frankfurt zogen und freudig dem Kampf entgegengingen. Den meisten Eindruck auf die Massen der Zuschauer machten die jungen Tscherkessen in ihren schneeweißen Uniformen, mit silbernen purpurnen Rockaufschlägen, mit stählernen Helmen, theils mit Gold, theils mit Silber beschlagen, weiß und roth wie Mädchen, mit funkelnden Augen und kräftiger Haltung, der sich Anmuth gesellte, dann die Baschkiren in eiserner Rüstung, den Dolch im Gürtel, in der nervigen Linken Bogen und gefüllten Köcher. Wir werden sie wiedersehen, doch nicht in so poetischer Gestalt und Haltung. Pfeil und Bogen erforderten geübtere Schützen, als die modernen Flinten, mit denen sie jetzt bewaffnet sind.

Wir wurden in die Messe des Kaisers von Rußland geführt. Ergreifend war der Anblick der hochgeschmückten bestarnten Krieger ersten Ranges, als sie auf die Knie sanken, erhebend die Gewalt der seelenerschütternden Gesangchöre. Beim Ausgang aus der Kapelle trat ein mir bekannter russischer Offizier der kaiserlichen Garde,

Hauptmann von Engelhard, zu mir herum und rief mit überwallendem Herzen: „Ist nicht unser Kaiser der schönste Mann auf der Welt?“ Ein anderer rief lachend: „Das wäre gut, wären nur die Augen der Madame Bethmann nicht noch schöner als Kaiser Alexander!“ Die Liebe zu diesem Monarchen war unbeschreiblich.

Unübersehbar war der Zudrang der Fremden in Frankfurt a. M. Im Römischen Kaiser liefen die Prinzen oft vergeblich nach Sitzen an der Tafel umher. Zu jeder Stunde war der Saal mit Gästen überfüllt. Mein Tischnachbar war zuweilen der Graf Golowkin und gewöhnlich der Hauptmann von Engelhard. Dieser pflegte mich aufzumuntern, nach Rußland zu gehen. „Kommen Sie nach Moskau“, rief er aus, „Sie werden nie wieder wegverlangen. Die Gegend ist malerisch, ernst und großartig und nicht ohne Anmuth. Die Straßen sind prächtig und luftig, das Klima ist gemäßigt, das Volk herzig und treu. Der Russe ehrt das Talent, er ist gastlich und großmüthig!“ Diese begeisterte Schilderung machte auf mich keinen tiefen Eindruck; ich liebte mein Vaterland zu sehr. Die Stadt gab dem anwesenden Monarchen, den Fürsten und Offizieren einen prachtvollen Ball. Ich zog die ruhige Augenweide von meinem Logensitz aus dem Gewühle im Saale vor. Der Ueberblick des Ganzen war bezaubernd. Die große Polonaise, mit welcher der Ball eröffnet wurde, war der Triumph der Schönheit und Pracht. Doch vor allen fesselte der Anblick des Kaisers Alexander die Blicke. Die Tracht der Damen war damals malerischer und reizender als jetzt und stilmäßiger, man sah keine Westen sondern Gestalten. Der Luxus war weniger übertrieben; doch wurden viele Perlen getragen.

Das Theater war damals auf dem Höhepunkt seines

Glanzes, die Oper habe ich sagen wollen. Auch das Ballet war schön, doch es gab damals noch keine Taglioni, keine Elßler. Auch Fürst Leiningen kam auf einige Zeit nach Frankfurt. Er schien mir traurig, sprach nur wenig, man sah es ihm an, sein Herz war gebrochen. Er lebte nur noch kurze Zeit. Seine edle Witwe wurde Regentin und waltete, wie schon oben berührt, als Schutzengel über das Land. Nur Frauen können recht das Leid verstehen und die Wunden der Zeit heilen.

Unerfreut von allen Herrlichkeiten, die ich gesehen, tiefbewegt von trüben Ahnungen, die sich nur zu bald bewähren sollten, kam ich nach Darmstadt zurück, wo alles in den gewöhnlichen Kreisen sich schon wieder bewegte. Mein ehrwürdiger alter Freund Abt Vogler setzte seine wohlthätigen und herzlichen Gewohnheiten, Frömmigkeit des Wohlthuns und freundliche Geselligkeit fort. Das Wort „Pfaffe", welches ganz eigenthümlich und einfach, ursprünglich nur die Bedeutung eines Priesters hatte, späterhin aber schief angesehen und gemisdeutet wurde, würde seine ursprüngliche Bedeutung beibehalten haben, wenn es lauter solche Priester gegeben hätte wie Vogler! So liebevoll mild und so bieder selbststreng, so wohlthätig gegen Arme, so treu gegen Freunde, so klar und so weise! Als ich ihm einmal einen Zweifel äußerte: „Ob ich nicht die Verwundeten und Gefangenen von Anbeginn hätte unberücksichtigt lassen sollen, da ihr entsetzlicher Zustand das Leben und die Gesundheit der Meinigen, sowie meine eigene gefährden konnte?" gab er zur Antwort: „Gott hat dem Menschen die entschiedenste Freiheit gegeben, die durch keine Rücksicht bedingt werden darf! Die innere Stimme muß sein Leitstern sein, sie wird ihn am sichersten zum Ziele führen. In außerordentlichen Misgeschicken darf der

Mensch nicht auf dem einfachen Wege der Pflicht bleiben, er ist berufen den steilsten und dornenvollsten zu ergreifen, nachdem er das Maß seiner Kräfte erwogen." Ich erwiderte ihm, daß ich oft schon bereut habe, mich nicht streng an meine nächste Pflicht gebunden zu haben; denn ich hätte uns alle unglücklich machen können. „Gott hat die Ihrigen beschirmt!" rief er aus, „sie sind alle gesund!" — „Und wenn ich nun gestorben wäre?" fragte ich. — „Kleinmüthige!" rief mir Vogler zu, „dann würde Gott für Ihre Kinder gesorgt haben; denn Sie waren berufen. Der Zug des Herzens ist nicht wie Schiller sagt: des «Schicksals Stimme», nein, er ist «Gottes Stimme!»" Diese Worte beruhigten mich sehr und entschieden in der Zukunft über meine Handlungsweise. Wir sprachen noch von seinen zwei herrlichen Schülern, Karl Maria von Weber und Meyerbeer, die ihn vor einiger Zeit verlassen hatten, weil ihre Laufbahn sie nun auf andere Wege rief. Er sprach oft von ihnen, und nie ohne tiefe Bewegung. Er weissagte ihnen eine schöne Zukunft. Er wußte, welche Schätze er in ihre Brust niedergelegt hatte. Eigene Söhne hätten ihm nicht theuerer sein können. „O!" rief er aus, „wenn ich hätte von der Welt scheiden sollen, ehe ich diese beiden ausbilden konnte, welche Wehmuth würde ich empfunden haben. Es ruht etwas in mir, was ich nicht herausrufen konnte, diese beiden werden's thun! Ohne Rafael würden Fra Bartolomeo und Perugino unverständlich geblieben sein, erst Rafael hielt, was jene versprochen hatten." Vogler machte sich ein Fest daraus, drei poetische Frauen zu seiner Mittagstafel zu bitten. Ich that ihm seinen Willen und kam. Henriette von Montenglaut kannte ich schon. Ihr thätiger Antheil für die Gefangenen und Verwundeten hatte mir diese merkwürdige Frau interessant gemacht.

Was die andere betrifft, die allzu bekannte Elise Bürger, so würde ich ihre Bekanntschaft nicht gesucht haben, doch auch sie war gesitbelebt. Bei Henriette von Mutenglaut traf ich Herrn Fresenius mit seiner Gattin und zwei lieblichen Kleinen, deren Schicksal mir nahe ging; denn ihr Vater verließ Frau und Kinder, um mit hessischen Jägern freiwillig in den Krieg zu ziehen. Sein Bruder, August Fresenius, ein junger Dichter, hatte mit etlichen zwanzig Jahren eine Vision gehabt. Ihm erschien eine himmlische Gestalt und sagte ihm Tag und Stunde seines nahen Todes voraus. Er verkündete diese Offenbarung Verwandten und Freunden und seiner geliebten Braut und sah der Erfüllung freudig entgegen. Sie traf glücklich ein. Viele, die dies lesen, werden diese Vision als Einbildung behandeln, ich glaube fest daran. August Fresenius war eine erkorene Seele, kein Kopfhänger, seine Frömmigkeit war freudig und ruhig, wie die eines wahren Christen sein soll. Wie hätte er, den Gott und Natur mit schönen Gaben bedacht, sich ohne diese Offenbarung zum Tode bereiten können? Gern ging er aus dem Himmel der Jugend hinüber in den der Ewigkeit. Dieser Uebergang wird nur einem unentweihten Leben zu Theil. Doch die Natur behauptet ihre Rechte und jede zärtliche Mutter weint am Grabe ihres Kindes.

Oft besuchte ich das Theater in Darmstadt. Trauerspiel, Schauspiel und Lustspiel schienen mir nicht sehr anlockend, doch unübertrefflich war die Oper bestellt. Luise Frank, nachherige Gräu, wird nie vergessen werden. Auch Kathinka Krebs war eine prachtvolle Sängerin, nicht seelen- und anmuthsvoll wie die Frank. Wer aber Kathinka gehört hatte, vermißte nichts, so wunderbar war ihre Stimme.

Abt Vogler sagte mir, daß der Großherzog dreißig Proben für eine einzige Vorstellung abhalten ließe. Dies war ein großes Opfer, doch es lohnte sich auch, denn nicht ein Hauch möchte ich sagen wurde laut, der nicht in das Ganze gehörte. Die edle Großherzogin Stephanie von Baden hatte Luise Frank von frühester Jugend an zur Sängerin ausbilden lassen. Sie wurde des Undanks angeklagt, weil sie in Darmstadt blieb, wo sie auf Gastrollen war, wahrscheinlich hat ihre Familie sie zu diesem Entschluß bestimmt, denn ihr Gehalt war fabelhaft hoch und selbst ihr Vater wurde engagirt. Ihr Abgang vom mannheimer Theater schmerzte ihre großmüthige Wohlthäterin, und gewiß hat Luise Frank ein solches Opfer nicht mit leichtem Herzen gebracht, doch die Lockung war zu groß, besonders da auch die großherzogliche Familie der jungen Künstlerin sehr hold war. Zu einem ihrer Geburtstage schickte ihr die Frau Großherzogin einen prangenden Blumenstrauß, er stand lange im Wasser, doch als die Blumen zu verwelken anfingen, wollte ihn Luise wegwerfen. Da fiel ihr ein, irgendein Blümchen, welches sich leicht abtrocknen läßt, herauszusuchen. Als sie den Strauß aufband, blitzte ihr ein köstlicher Brillantring entgegen, durch welchen Stengel gezogen waren; Blätter waren darüber so künstlich gewunden gewesen, daß man den Ring darunter nicht entdeckte. Solcher zarten Aufmerksamkeiten genoß die liebenswürdige Sängerin viele.

Auch die Milder-Hauptmann kam öfters nach Darmstadt. Diese Nachtigall der Nachtigallen zauberte einen Frühling in die Seele. Madame Schönberger mit ihrem herrlichen Tenor gab den Tamino in der „Zauberflöte", Kathinka Krebs die Königin der Nacht, und Luise Frank die Pamina. Welch ein Verein, welch ein Genuß! In

Vogler's übergelehrtem Werk „Zamori" wurde die Schönberger bewundert, doch sie riß nicht hin; denn diese Oper ließ das Publikum kalt, wiewol sie entzückende Stellen hat. Elise Bürger gab eine Vorstellung lebender Bilder. Die Frau Großherzogin schickte ihr ein hochrothes Atlaskleid, um eine Madonna nach Albrecht Dürer vorzustellen. Elise Bürger erlangte eine überraschend schöne Wirkung, nicht allein durch die echt Dürer'schen Falten, welche sie dem Kleide und ihrem Mantel zu geben wußte, sondern auch durch den ergreifenden Ausdruck. Was doch die Kunst vermag! Alle Demuth, Innigkeit, Reinheit der Jungfrau Mutter, wie sie sich Albrecht Dürer gedacht, leuchtete aus den Zügen einer Elise Bürger! Graf Moritz von Brühl saß neben mir, und wir sprachen lange darüber, mir gefiel seine Ansicht dieser Sache. Er meinte: das Göttliche wohne in jeder Menschenbrust, wenn auch noch so tief unter Schlamm und Wust verborgen, und es käme zur Erscheinung, wenn es der Mensch aus allen Tiefen seiner Seele hervorrufe. Zur Griechin umgewandelt, stellte Madame Bürger eine Niobe vor, um sie her ihre Söhne und Töchter, erlegt von des Sonnengottes Pfeilen. Es war ein herrlicher aber schaudervoller Anblick. Der Zauber einer wunderbaren Beleuchtung, der Frühlingsreiz der blonden Kinder, ihrer goldenen Locken Pracht um das bleiche Antlitz her, die sinnreiche Gruppirung, alles vereinigte sich, um dies Bild unauslöschlich der Seele einzuprägen. Doch Himmel, wie ging mir ein Schwert durch die Seele, als ich meine Kinder bleich mit geschlossenen Augen regungslos vor mir sah. Ich unterdrückte einen dumpfen Schrei, und schlüpfte durch eine Seitenthür zum Saal hinaus. Wie beseligt drückte ich sie an die Brust, als seien sie mir wiedergeschenkt, daß

ſie nun von der Scene wieder in das Anziehzimmer treten konnten und ſich zärtlich an mich klammerten.

Darmſtadt bot damals ſchon herrliche Genüſſe dar, wie mag es ſeitdem noch gewonnen haben! Mich zogen die großen Säle der merkwürdigen Foſſilien ſehr an. Neben den Exemplaren von Thierarten, die nicht ausgeſtorben ſind, betrachtete ich dieſelben Stücke von jetzt lebenden Geſchlechtern. Mit beſonderer Aufmerkſamkeit war das Foſſil ſo kunſtreich gebildet, ſo zierlich in ſeinen kleinſten Beſtandtheilen, daß man über denſelben Theil des jetzt lebenden gleichen Geſchlechts wie über eine plumpe Nachahmung erſtaunen mußte. Hat denn die Natur Erfindungskraft verloren? oder erzeugt der Genius nicht mehr, ſondern die hinwelkende Erde? Gab es eine Zeit, wo nur unbeſeelte Weſen den Erdball bevölkerten? und war die Erſchaffung des Menſchen des Schöpfers ſpäteſter Gedanke? Ich wage mich nicht tiefer in dies Labyrinth, und dennoch will ich nicht ausſtreichen, was ich bisjetzt geſchrieben.

Aus der Gemäldeſammlung iſt mir nichts im Gedächtniß geblieben, wiewol ich ſie oft beſuchte. Von der Bibliothek weiß ich nur noch, daß ſie ſehr reichhaltig war.

Die herrlichen Waldungen um Darmſtadt her gewährten uns den reichſten Genuß. Gern will ich alles andere entbehren, wenn ich nur Waldesduft, den Schatten und den tauſendſtimmigen Geſang der befiederten Bewohner der Wipfel habe. Der Schloßgarten war der Schutzort unzähliger Nachtigallen, nie verſchloſſen, nicht durch läſtige Beſuche verkümmert und reich an einſamen Lauben. An ſeinem Eingang war das Theater beſindlich; man erging ſich in den Zwiſchenacten in den anmuthsvollen Gängen. Dort tummelte ſich oft die kleine Son-

tag mit meinen Kindern umher, es war eine Luſt ſie zu betrachten. Wir trafen die holdſelige Kleine faſt jeden Sonnabend bei unſerm Freund Ludwig Cavallo, ſie mochte damals fünf Jahre alt ſein. Ihre Mutter war noch ſchön, eine einfache gewinnende Erſcheinung. Sie war ſehr unglücklich verheirathet geweſen und hatte einen guten Ruf. Ich erinnere mich nicht, ob die Kleine damals ſchon als Genius oder Amorine auf den Bretern erſchien. Ich verabſcheue dieſen Misbrauch, man ſollte ihn durchaus von der Bühne verbannen. Ach, iſt denn der Schauluſt des Publikums gar nichts heilig? Gibt es für die unſchuldige Kindheit keinen Zufluchtsort, wo ſie unberührt von ſchädlichen Einflüſſen bleibt? Henriette Sontag war, vermöge ihres echt kindlichen Sinnes, ungeſtraft über die Breter gegangen, ganz natürlich geblieben, unbefangen und unverdorben. Ich komme noch ſpäter auf ſie zurück.

Im Frühling 1814 überraſchte mich der Beſuch eines jungen Offiziers von der kaiſerlich ruſſiſchen Garde, er nannte ſich Otto Heinrich Graf von Loeben. Freudig reichte ich ihm die Hand, denn ich hatte ſchon ſinnige Zeichen ſeines Wohlwollens durch Fouqué empfangen. Wir gingen mit meinen Kindern in den großherzoglichen Garten, über welchen der junge Lenz ſein dichteſtes Blütennetz ausgeſpannt hatte; dies waren entzückende Stunden. Graf von Loeben war, abgeſehen von ſeinem Türkenglauben an die Lauterkeit adelichen Bluts, eine liebevolle, wahrhaft poetiſche Natur voll Weichheit und Güte, voll Wahrheit und Sitte. Er hätte gar nicht brauchen ein Graf zu ſein, um als eine der edelſten Schöpfungen, reich bedacht von Himmel und Natur, zu gelten. Das damalige Geſchick ſeines Vaterlandes Sachſen beugte ihn tief. Ich war zu unmaterrichtet von den

Verhältnissen, um mit ihm hierin gleich zu empfinden. Ich suchte das Schöne und Rechte nicht in der äußern Gestaltung, sondern im Wesen der Dinge; aus allen Formen des Lebens suchte ich es herauszufühlen und huldigte ihm. Noch im Sterben werde ich dasselbe thun.

Graf Loeben, oder wie er sich damals am liebsten nennen hörte, Isidorus, war ritterlich, im schönsten Sinne dieses oft gemißbrauchten Wortes. Seine Dichtungen spielen in das Katholisirende, wie zuweilen auch die meinigen thun, doch nur vom poetischen Standpunkt. Tieck, die beiden Schlegel u. a. sind weiter gegangen. Dürre Protestanten haben die Poesie aus der Religion herausgestoßen; dies geschah in den Zeiten der Verfolgung und des Kampfes und dürfte leicht wieder geschehen, denn diese sind wieder da. Isidorus gehörte in die poetische Verbrüderung, zu welcher Ludwig Tieck, die Schlegel, Novalis u. a. die erste Anregung gegeben und die sich in sehr verschiedenen Richtungen verbreitet hatte. Achim von Arnim, Clemens Brentano halfen die neuere Romantik begründen. Auch sie ist abgewelkt und es ist etwas der Poesie ganz Fremdartiges an ihre Stelle getreten. Es gemahnt mich, als lebten wir im Hochsommer der Poesie, wo Felder und Wiesen abgemäht sind, wo die Nachtigallen schweigen, und der Purpur der Früchte die Lieblichkeit der Blüten ersetzt, wo die Erfüllung die Sehnsucht tödtet. Sollen wir darüber klagen oder uns freuen? Diese Frage wird wol noch lange unentschieden bleiben. Man hat nie so kunstreich pompös gereimt, als jetzt geschieht. Herz und Schmerz sind obsolet geworden. Schade darum! Man sollte sie wieder zu Ehren bringen, denn wir bekommen ja doch keinen Goethe wieder!

Im Jahre 1802 bei einer unserer Streifereien durch das Musée Napoléon, blieb Friedrich von Schlegel mit mir vor einem Bildniß von Rafael stehen. In einer gedankenvoll componirten Gebirgslandschaft mit klarem Himmel, auf welcher sich hier und da ein dürftiges Bäumchen zeigt, nur um der Luft mehr Thau zu geben, steht ein junger schwarz gekleideter Mann mit schwarzem, kurz abgeschnittenem Haar, wehmuthvollem Blick und sanft geschwollenen Lippen, auf der Stirn thront Geisteslicht. „Sehen Sie sich das Bild recht an, Helmina, das ist der junge Dichter, den sie so sehr lieben, das ist Ludwig Tieck von der Seite des Genius und des Schmerzes aufgefaßt; das schlanke dünnbelaubte Bäumchen in seiner Nähe bezeichnet sein irdisches Dasein voll Schmerz und Sorge, die knappe einfache Tracht zeigt den vom Glücke nicht Begünstigten; das Bild hat große Aehnlichkeit mit Tieck, ich kann nie ohne die tiefste Wehmuth daran vorübergehen, es zwingt mich zum Verweilen. Da haben wir jetzt des deutschen Dichters Los: für den Genuß seiner Schriften ist die Welt undankbar, um sein Schicksal kümmert sich kein Reicher, kein Mächtiger; verkümmert er, so ist alles gleichgültig dabei; zeigt er eine Schwäche, so packt der vornehme Pöbel sie an und sucht sie in den Staub zu reißen; die Verleger zahlen ihm langsam oder gar nicht einen dürftigen Ehrensold." — „O still!" unterbrach ich Friedrich Schlegel, „wie weh sollte es mir thun, wenn Tieck's Schicksal ein solches wäre." — „Ist es denn nicht das Los unser aller?" sagte schmerzlich lächelnd Friedrich Schlegel, „nur ein Mittelmäßiger, nur ein **** gedeiht. Die große Welt kann geistige Größe nicht ertragen!"

Es sind nun 53 Jahre vorüber, daß dies Gespräch stattfand. Es hat sich seitdem in den Schicksalen der

beiden verbrüderten Dichter, und auch innerlich viel geändert; früher noch in Friedrich Schlegel, als in Ludwig Tieck. Im Jahre 1805 ging Friedrich Schlegel nach Köln am Rhein und änderte dort die Religion, für welche dort seine Väter so rühmlich gekämpft und gewirkt. Dies war bei ihm kein bewußter Drang nach Verbesserung seiner Lage, er hatte sich in ein System hineingedacht und gefühlt, welches ihn nun ganz beherrschte. Die glühende Verehrung der Brüder Sulpice und Melchior Boisserée, ihre unverkennbare Freundschaft, und Johannes Bertram's Beredsamkeit, welcher die katholisch-kirchlichen Zustände vor der Revolution am Rheinufer als Sittlichkeit befördernd und als Wohlfahrt spendend und die alte ostindische Religiosität mit ihren Mysterien und Dogmen als Saatenkorn des christlichen Glaubens feurig pries, hatten großen Einfluß auf Schlegel geübt. Er ging, wie bemerkt, mit seiner Gattin und den Brüdern Boisserée nach Köln, wo ihnen die liebenswürdigste Gastlichkeit, die zarteste und gediegenste Fürsorge entgegenkam. Dort schworen beide unter großer Feierlichkeit die reformirte Religion ab und übten die neu angenommene mit Eifer und aller Glut der Begeisterung. Man muß denken, daß sie Blut und Flammen der Inquisition, der Bartholomäusnacht, des Cevennenkriegs und die Mishandlungen und Grausamkeiten, welche die Kirche und die Monarchen gegen die Stifter der Reformation verübt, vergessen hatten und die katholische Religion noch von der poetischen und glänzenden Seite auffaßten. Sie wurden so aufrichtig katholisch, wie es Kinder werden könnten, die keinen Begriff von der Geschichte haben. Als ich beide später in Wien antraf, fand ich sie in diesem Zustande. Beider Los hatte sich äußerlich verbessert. Ich traf bei ihnen

eine Reihe Convertiten, welche hauptsächlich ihren Kreis ausmachten. Friedrich Schlegel klagte nicht mehr über das Los der Dichter und über den Undank der großen Welt.

Ludwig Tieck war unterdessen, wie man wenigstens ausſprengte, seinerseits gleichfalls in Rom katholisch geworden, aber sein Leben und seine Werke trugen nicht die Farbe dieser Umwandlung; in das katholische Element übergespielt hatte seine „Genoveva", sein „Octavian", so auch mehrere seiner größern Erzählungen, doch im allgemeinen war er phantastisch, ironisch und weltlich geworden. Es schien, als habe er die katholische Religion einzig und allein ihrer poetischen und mittelalterlichen Seite wegen als ein Element seiner Dichtungen benutzt, und als sei es ihm gleichgültig, was sie sonst für Gewalt und Einfluß übe. Seine „Vittoria Accorombona", die in meinen Augen mehr eine Verhöhnung der Sitte und des Glaubens ist als irgendein Werk aus der neuen Schule, läßt die Religion beiseite liegen. Ich sagte vorhin und will es nicht ausstreichen, daß Ludwig Tieck in Rom katholisch geworden sei, doch es fällt mir eben ein, daß es Friedrich Schlegel und seine Gattin mir gesagt, Ludwig Tieck hingegen mir es fest abgeleugnet; jedoch ging er in keine andere Kirche Dresdens, als in die katholische, und alle Zeichen, welche das Zugehören an den katholischen Glauben beurkunden, hatte er in seinem Hause und Zimmer. Seine Gemahlin und Töchter waren zur katholischen Religion übergetreten. Einige Jahre darauf hatte die Familie die liebenswürdige geistreiche Dorothea Tieck zu beweinen; ihr früher Tod war ein herber Schlag für alle und noch besonders für das Vaterherz. Dorothea Tieck war innerlich und äußerlich das Jugendbild ihres Vaters. Ludwig Tieck hatte zu dieser Zeit keine Aehnlichkeit mehr mit dem Ra-

fael'schen Bildniß. Tieck verleugnete nur wenige seiner frühern Freunde und Freundinnen und zwar aus Gründen, die man nicht misbilligen konnte.

Ich werde noch später mehr schildern und bezeichnen die überschwenglichen Tage, die wir mit den dresdener Freunden und Freundinnen verlebt. Welche Reihe von Namen, alle leuchtend und unvergeßlich! Mein edler Freund Isidorus Orientalis (Graf Otto Heinrich von Loeben) mit der Seele eines Kindes, mit dem Herzen voll Liebe und Güte, mit der überreichen Phantasie, mit aller Treue eines echten deutschen Gemüths, war der echte Schüler Ludwig Tieck's. Sein Aristokratismus entsprang nicht aus Hochmuth, sondern war das Erzeugniß seiner Verehrung des Mittelalters. Er glaubte an edles Blut durch Abstammung von edeln Geschlechtern. Das alles klingt so hübsch und ist für Hohe und Niedere so angenehm sich vorzustellen, daß dieser Wahn, den zwar die Geschichte zerstört hat, gleichwol nicht aufhören wird Gewalt zu üben. Manche Dichtungen des Grafen Heinrich von Loeben ringen sich aus den Nebeln verjährter Vorurtheile, und zeichnen ihn ganz in seiner eigensten Eigenschaft als einen der lieblichsten Dichter, die Deutschland aufzuzählen hat. Auch er dichtete in den Formen und in dem Geiste, welchen die neue Schule angenommen hatte und von welchem ich auch nicht freigeblieben bin. Zugleich gehörte er der Herrnhuter Kirche an. Seine vortreffliche Gemahlin verschönte durch klaren Verstand und aufrichtige Güte unsern dresdener Kreis, der sehr zahlreich und dennoch auserlesen zu nennen war. Meine Freundin Thereſe aus dem Winckell, Baron Ernst von der Malsburg, Baron Bock aus Livland, Karl Konstantin Kraukling aus Kurland, Graf Friedrich von Kalckreuth, Koes aus Dänemark, der Dichter Atterbom aus

Schweben, der dort die romantische Schule gestiftet, und manche anziehende Erscheinung aus der Frauenwelt belebten einen Kreis, wie vielleicht seltrn einer sich schloß. Tieck fand sich einmal mit den meisten dieser hier genannten Personen zusammen bei mir. Er fragte jeden einzeln, „ob er rauche!“ Alle antworteten: „Nein!“ Er warf sich zurück in seinen Sessel und rief aus, und das mit dem größten Ernst und der vollsten Stimme: „Was das für gebildete Leute sind!“ Als auf die unter sich ziemlich ungleichmäßigen Honorare, welche wir empfingen, die Rede kam, rief Ludwig Tieck mit Entrüstung: „Welche Anarchie!“

Wer könnte die Flut von Schalkheiten und geistvollen Ausfällen, die Tieck in unserm Kreise entströmten, hier auf das Papier zaubern? Er pflegte uns alle und unsern Freund Baron Bielefeld zu seinen Vorlesungen einzuladen. Nach einem schmackhaften Souper wurden seine Lebensgeister rege und das Feuerwerk seines Witzes spielte rauschend und kräftig empor. Es war harmloser Scherz, allein ich sage dennoch, ich hätte gerade in solcher Laune Tieck's nicht mögen fern sein. Verschonte er doch nicht einmal die Anwesenden! Indeß wir wehrten uns nicht, denn was ihm Vergnügen machte, war uns theuer.

Es ist wol bekannt, mit welcher überschwenglichen Kraft und Anmuth Ludwig Tieck vorlas. Man meinte, der Dichter, den er durch seinen Vortrag ins Leben zurückrief, stehe lebendig vor uns und erschließe uns das kaum noch geahnte Geheimniß seiner Poesie. Man fühlte beim Zuhören, wie dies Lesen der Meisterwerke Shakspeare's und Calderon's (im Malsburg'schen Uebersetzung) Tieck's höchster Lebensgenuß sei. Von seinen eigenen Sachen habe ich ihn nie vorlesen hören. Als ich von Dresden schon entfernt war, sagte man mir, daß Tieck

die vortrefflichen Schauspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen vorgelesen habe. Bekanntlich war der Ertrag dieser ausgezeichneten Arbeiten zur Errichtung eines Waisenhauses bestimmt. Die hohe Wohlthäterin erreichte ihren Zweck, weil der Zudrang zu den Aufführungen ihrer zahlreichen dramatischen Werke bedeutend war. Die Huldigung galt nicht allein der edeln Absicht und dem schönen Zweck der Dichterin, sondern auch dem Werth ihrer reizenden Schöpfungen, dieser echten Lebensbilder, meisterhaft entworfen, hinreißend, erschütternd und erfreuend durch den höchsten Zauber der Dichtung: durch Wahrheit.

Schon manche haben in Goethe und Ludwig Tieck wegen ihrer Vielseitigkeit Vergleichungspunkte mit Voltaire gefunden. Mir scheint diese Ansicht unrichtig. Voltaire war sehr gottlos, wiewol auch er Gutes und Großes gethan und neben entsetzlichem Schaden Wohlthaten für die ganze Menschheit gestiftet. In meinen Augen ist Tieck minder Lichtgeist als Glanzgeist, Voltaire war beides. Die Wahrheiten, die er unter dem Chaos von Irrthümern ausspricht, fließen nicht aus der reinen Quelle feurigen Eifers für das Gute, wenigstens nicht immer. Voltaire's wahrhaft edle und siegreiche Bestrebungen, des gerichtlich ermordeten Calas Ehre wiederherzustellen, sind vielleicht die glänzendste Großthat seines Lebens. Goethe's und Ludwig Tieck's Leben haben keine solche That aufzuweisen. Allein im allgemeinen haben beide wohlthätig für Mitwelt und Nachwelt gewirkt und waren größere Dichter, zumal Goethe, dessen göttliche Werke in Blut und Mark des Volks übergingen, wie die von Schiller in einem noch höhern Sinne gethan, und wie die des großen gesinnungstüchtigen Ludwig Uhland, des unsterblichen Jean Paul, des weltweisen Herder u. a. Tieck war mehr künstlerisch als

gesinnungstüchtig, seiner eigensten Natur nach rein lyrisch. Der bedingende Drang des Lebens, welcher Taschenbuchsartikel ihm zur Nothwendigkeit machte, drängte ihn weg vom heiligen Quell der lyrischen Ergüsse. Er schlug seine innere Welt in Trümmer wie einen Solitaire, der dann stückchenweiß verkauft wird, doch der innere Kern, der unerschöpfliche Schatz des Wissens, der feinsten und gediegensten Beurtheilungskraft blieb unberührt und verherrlichte noch seine späten Jahre. Zeitgenoß eines Novalis, eines Schleiermacher, eines Friedrich von Schlegel, zu welchen unter Bedingungen die übrigen Mitstifter der Schule zu zählen sind, z. B. Wilhelm von Schlegel u. a., denen Verdienst nicht abzusprechen ist, die jedoch nicht aus eigenem, stets sich neu erzeugendem Quell schöpften, war Tieck unter diesen die reichhaltigste schöpferische Natur und stand ganz eigenthümlich zwischen ihnen. Sich ihm nachzubilden strebten Geister, nicht an Aufschwung und Umfang gleich. Der Ludwig Tieck, der den „Sternbald" geschrieben, war nicht derselbe mehr, der die „Vittoria Accorombona" verfaßt, deren Erfolg viel einträglicher war, als der des herrlichen „Sternbald", dessen Werth das Häuflein der Gleichgesinnten zu schätzen wußte. Nicht ein Nachahmer, sondern ein Nachfolger Tieck's ist Heinrich Heine, wie denn überhaupt das Lied Ludwig Tieck mehr zu danken hat als Goethe und Uhland selbst. Der Genius ist aus dem Paradiese der Lyrik durch die Weltbegebenheiten vom Cherub mit flammendem Schwerte verjagt worden. Die Poesie hat wie die ersten Aeltern ihre Unschuld verloren. Wäre nicht die Musik da, welche das wahre Lied noch über Wasser hält, es würde gar keine Empfänglichkeit mehr dafür leben.

Ich kann mich nicht enthalten, noch eine Eigenheit

Tieck's, welche sich alle großen Vorleser aneignen sollten, zu erwähnen. Er litt nicht, daß die Damen eine weibliche Arbeit mitbrachten, und die Thür blieb dem eingeladenen Gaste verschlossen, welcher nicht zur anberaumten Stunde kam. Ich finde das höchst natürlich und recht. Bei jedem Schönheitsgenuß muß die feinste Sitte obwalten. Wer mit allen Kräften seines Wesens eine herrliche Dichtung gleichsam wieder gebiert, muß jeder Regung der Zuhörer, die nicht Hingebung und ich möchte sagen Andacht ist, feind sein. Uebrigens entdeckte man in seinem Wesen noch oft Spuren der Anhänglichkeit an die Gefühle seiner Jugendjahre. Sein schönes Angesicht, bestrahlt von den zwei schwarzen Augen, glich einer Welt, die von ihnen beleuchtet wurde. Seine Gedanken verkörperten sich in seinen feurigen Blicken, seine beweglichen regelmäßigen Gesichtszüge beurkundeten Kraft und Feinheit, Scharfsinn und rasches gediegenes Urtheil. Sein Körperbau hatte entsetzlich von der Gicht gelitten, dennoch war ihm nichts von seiner Würde benommen. Es lag so viel Heiterkeit und Größe in seinem Ausdruck, daß man meinte, die edle Gestalt müsse sich in dem Augenblick gebietend emporheben. Tieck äußerte zuweilen nicht ohne Wehmuth, daß etwa zwölf Bäder in Nizza ihn hergestellt haben würden. Hätten seine spätern hohen und edeln Gönner doch das zu rechter Zeit gewußt! Es war nun zu spät.

Ganz im Gegensatz zu Friedrich Schlegel, der am liebsten das Gespräch auf politische und religiöse Zustände lenkte, blieb aus Ludwig Tieck's Unterredungen Religion und Politik weg. Sie enthielten nur Ansichten über Poesie und Litteratur, und zwar nicht von der ernsten Seite, sondern von der erheiternden und spöttischen, die deshalb nicht minder belehrend waren. Ein großer

Freund und Verehrer der Frauenpoeſie war er nicht. Von dem Ehepaar de la Motte Fouqué ſagte er, Fouqué ſei die Verweſung, jedoch nur die Verweſung des Apfels, aber ſeine Gemahlin die des Fleiſches. Ludwig Tieck hatte das mit Friedrich Schlegel gemein, daß er erbarmungslos ſchlachtete, ohne ſeinen Opfern im geringſten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Frau de la Motte Fouqué war genial und hochbefähigt und verdiente nicht im geringſten den liebloſen Ausſpruch des großen Dichters. Auch gegen ſeine Schweſter Sophie Bernhardi war Tieck ungerecht. Sophie Mereau, eines der lieblichſten Geſtirne am Himmel deutſcher Poeſie, und die Günderode wurden gleichfalls von ihm nicht anerkannt. Ich muß ihm nachſagen, daß ich in ſeinen Briefen an mich und im Geſpräch noch am beſten weggekommen bin. Zwar gab er wenig auf meine Novelle: „Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann"; aber mich verletzte das um ſo weniger, als er von einem meiner Werke: „Emma, eine Geſchichte", liebevoll ſprach und alle meine Lieder liebte. Von Goethe, Schiller, Herder und Jean Paul ſprach er nie warm und überfließend, wenn er ſie gleich wie billig gelten ließ. Shakſpeare allein hatte ſeine volle Glut der Bewunderung und Liebe. Er hatte ſich ganz in ihn hineingelebt, er war der Frühling ſeines Gemüths, die menſchgewordene Poeſie. Man mußte ſeiner Anſicht ſein, wenn man ihn reden hörte; der Strom ſeiner Beredſamkeit riß alles hin.

Tieck war folgende Stelle aus meinen „Erinnerungen" aufgefallen, ich mußte ihm noch viel über den Gegenſtand derſelben ſagen; es war folgende:

„Ich lernte beim Grafen Eſchernay Fanny Beauharnais kennen, eine Frau, deren Geiſt und Herz im ſeltenen Einklange ſtanden. Ich beſuchte ſie von Zeit zu

Zeit und fand ihren Umgang sehr liebenswürdig. Sie war Tante der Kaiserin Josephine, hielt aber damals 1802 noch kein glänzendes Haus, und vereinigte um sich her nur einen kleinen Kreis von Schöngeistern, die nicht in dem Rang eines Delille, Legouvé u. a. unter den beliebtesten standen, deren Gespräch doch anziehend und belehrend war. Der genialste unter diesen Männern war Rétif de la Bretonne; seine Erscheinung hatte etwas Gewinnendes und Anziehendes. Er war von ziemlich großer Gestalt, ziemlich beleibt, er trug sein Haar wie Bernhardi de St.-Pierre in natürlichen Locken bis auf den Hals herabfallend, sein Gesicht war oval, die Nase sanft gebogen, der Mund angenehm, die großen Augen ausdrucksvoll, die Blicke liebend und leuchtend, seine sanfte Stimme traf das Herz. Er zeigte sich gegen mich so gütig, wie ein Mann an der Neige des kräftigen Mannesalters ein junges Wesen zu behandeln pflegt. Ich hätte ihn gern oft gesehen, allein das Anathema, welches die Welt über ihn ausgesprochen, schreckte mich zurück. O die Welt, wie gern und voreilig urtheilt sie ab! Welche Blüten zertritt sie mit eisernem Fuß! Lange nachdem ich Rétif de la Bretonne bei Frau Beauharnais begegnet, fand ich von ungefähr seine «Contemporaines» vor, ich las darin mit heftigem Schmerz.

„Die Bekenntnisse des unsterblichen Rousseau weisen nichts Aehnliches auf. Nackter Sinnentaumel, Umstoßung aller hergebrachten Sittenlehre, Verletzen aller zarten tiefen Empfindungen, welche das Band der Gesellschaft rein und unverletzt in der Masse der Menschheit erhalten und Schwestern, Töchter zu unantastbaren Gegenständen erheben, denen ihre Angehörigen Schutz, keusche Ehrerbietung und die reinste Anhänglichkeit schuldig sind, fand ich in diesem Werke. Doch glaube ich mich zu erinnern,

daß Rétif de la Bretonne seine bedauernswürdigen Verirrungen nicht beschönigen will, sondern nur sie unverhehlt darstellt. Zur Zeit der Regentschaft war Aehnliches, ich möchte sagen Schlimmeres im Schwange. Die Erzählung «St.-Jean La Fontaine» und die Schriften Voltaire's enthalten Strecken bodenlosern Schlammes als Rétif's verrufenste Werke. Wäre Rétif kein Franzose und nicht so unglücklich gewesen, er hätte einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit werden können. Er bedurfte nur sittlicher Würde, so würden die reine Gutmüthigkeit, der Feuergeist und das Talent dieses Mannes ihm allgemeine Verehrung gesichert haben. Sein «Paysan perverti» im Gegensatze zu Merreaux' «Paysan parvenu» ist ein Werk, in welchem man keine Ahnung von der Unsittlichkeit, die in vielen Werken Rétif's herrscht, findet. Es enthält vornehmlich für Frankreich treffliche Sittenlehren, und schreckt vom Laster zurück. Rétif war arm, er gerieth in solche Kreise, deren Mitgliedern es vornehmlich um Umwälzung aller Tugend und Sittengrundsätze zu thun war. Es gab deren in allen Ständen."

Vom Throne herab lächelte das Glück dem greisen Tieck zu. Friedrich Wilhelm IV. schuf ihm ein beneidenswerthes Los. Er lebte in des Königs Nähe, von der ganzen hohen Familie mit Verehrung, man durfte sagen, mit Zärtlichkeit umgeben. Prinz Friedrich Wilhelm zeigte ihm Huld, die in so zarter Jugend, verschönt durch alle Grazien des Geistes und der Anmuth, ihren Gegenstand noch süßer beglückt.

II.

Rheinreiſe. — Köln. — Mein Conflict mit der Invaliden-prüfungscommiſſion in Köln.

Graf Loeben hatte mich bei Reiſeanſtalten angetroffen. Ich wollte am andern Morgen nach Manheim, wo die Hermannſchlacht mit großem Pomp aufgeführt werden ſollte. Noch heute verſchmähe und verkenne ich nicht das Schöne, was im deutſchen Aufſchwung gegen die Bedrückung des fremden Jochs waltete; aber es war ein Fieber, die Geneſung davon war ſchlimmer als das Uebel.

Nie war die männliche Jugend ſo ernſt, ſo würdig, ſo großartig, als zu jener Zeit. Es vergingen keine zwei Jahrzehnde, ſo erſchien ſie mir abgeſpannt und vernüchtert. Gewaltigen Zeiträumen folgt gewöhnlich Erſchlaffung. Auch edle Naturen nehmen verkehrte Richtungen, um dem Bedürfniß nach Kämpfen Genüge zu leiſten, Ruhe ermüdet ſie. Bloße Tugend ohne Gewürz genügt den Verwöhnten nicht; um ſich zu betäuben, zugleich ſich aufzuregen, greifen ſie nach den Bechern der Sinnlichkeit und ſchwelgen in ſüßen Giften. Statt die Jugend anzuwenden, ſuchen ſie dieſelbe davonzujagen,

und eilen auf der Eisenbahn zu Siechthum und Grab. Es liegt ja nichts mehr jenseit des Grabes, mit dem Tode ist ja alles aus. „Bethörte! mit dem Tode fängt ja das Leben erst an."

O wie fern lagen mir damals diese und ähnliche Vorstellungen, besonders nach einem so herrlichen Frühlingsabend, ganz der Poesie geweiht! Graf Loeben sollte am andern Morgen früh nach dem Rhein. Ich verhieß ihm, von Manheim aus nach Heidelberg zu gehen, wo wir uns wieder treffen wollten. Schon grünte und blühte der Frühling überall mit allen seinen Bezauberungen. Selbst die Sandflächen zwischen Darmstadt und Manheim war in einen Blumenwald umgezaubert. Die „Hermannschlacht" entsprach meinen Erwartungen übrigens nicht, denn diese waren zu überspannt. Es entriß die Zuschauer nicht aus der gleichmüthigen Stimmung, die ich überhaupt schon bemerkt hatte, und die mich unangenehm überraschte. Alles sollte so fühlen wie ich, und es gab dort so viel Menschen, welche die Dinge nicht durch ein Prisma betrachteten. Waren sie glücklicher als ich? Ich glaube es nicht.

Graf Graimberg hatte eine wahre Freude uns in Heidelberg wiederzusehen. Ich fand ihn wieder, wo ich ihn verlassen hatte, an seiner Staffelei. Die Schloßruine, und die Gegend von Heidelberg waren ihm, was einem frommen Rittersmann die Dame seiner Gedanken, seine Welt, sein Leben, sein Einziges und Alles. Es hatte ihm wol nicht geahnt, daß er, als er als junger Emigrant in Gesellschaft mehrerer Freunde von England zurückgekommen, eine Nacht in Heidelberg zubringen wollte, vom mächtigen Reiz des Anblicks der Ruine ergriffen, sich nicht mehr von hier losreißen würde, daß hier seine braunen Locken silberweiß werden sollten, daß er hier

vergessen würde, wie unglücklich Frankreich und wie erschüttert die Welt. Wer für etwas Großes lebt, der vernichtet die Wirklichkeit und waltet in seiner eigenen Schöpfung.

Isidorus traf nach einigen Wochen in Heidelberg ein. Hier hafteten die reizendsten Erinnerungen seines Lebens, hier war sein Herz heimisch geworden. Heidelberg hatte noch nichts von seinen frühern Reizen eingebüßt. Man merkte noch fast nirgends, daß dort etwas anderes waltete, als der Zauber großer Erinnerungen und der Reiz der schönen Natur. Es schien durchaus nichts dem Bedürfniß zu gehören, sondern alles dem freien unverkümmerten Genuß. Auch der Garten der Clara von Detten prangte noch in seiner wilden Schönheit, mit seinem quellbeperlten Schmuck, den rieselnde Bächlein ihm spendeten. Mit Freuden an der Gefahr kletterten wir über bemooste Steinstücke und schwankende Wurzeln bis zur Schloßhöhe, wo Freund Graimberg zeichnete und meinen Kindern Papier und Bleistift gab, damit sie ruhig wären, indeß wir plauderten. Wir durchstrichen nach allen Richtungen die Ruine, die jetzt in ihren schönsten Theilen hermetisch verschlossen ist. Da wo die Großen und Mächtigen der Erde Rath gepflogen oder lärmende Feste begangen hatten, rauschten und säuselten hohe Bäume, dufteten Waldblumen, grünten Rasenstücke, leuchteten aus der Tiefe wasserreiche Cisternen. Am liebsten weilten wir in Otto Heinrich's Bau, dem Graf Graimberg liebevollen Fleiß gewidmet. Das Blatt, das ihn vorstellt, ist ein Daguerreotyp von Menschenhand. Jetzt kommen so viele ehemals verborgene Kräfte der Kunst zu Hülfe, die Sonne braucht nur wenige Minuten, um auf der Platte das Bild hervorzubringen, zu welchem der geübteste Künstler unerhörten Fleiß und lange Jahre be-

durfte, und dabei noch nicht so treu wie sie. Doch ist dieser ungeheuere Fortschritt mehr zum Nachtheil der Menschen, er vernichtet das Verdienst der Kunst, die Seligkeit des Strebens, des Schaffens, des Gelingens, auf Erden die höchste und süßeste. Nur das Errungene hat Preis und Werth, nicht das Geschenkte; das ausgenommen, was Himmel und Natur schenken. Edler Graimberg, welch ein Heil für dich, daß es zu deiner Zeit noch keine Daguerreotypien, keine Photographien gab. Ich glaube mein Auge täuscht mich nicht, wenn ich auch in den gelungensten dieser Bilder die Seele vermisse, die vom Menschen aus seine Schöpfungen durchströmt. Die Daguerreotypen verhalten sich nach meinem Gefühl zu den Werken genialer Künstler, wie das Spiel einer Wanduhr zur Musik. Die entzückendsten Tage, die wir im Kreis herrlicher Menschen zubrachten, entschwanden unaufhaltsam, noch heute beseelt mich ihre Erinnerung.

Graf Loeben schied mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr. Ihm wurde eine Wohnung gemiethet. Meine ahnende Seele sagte mir, daß er sie nie beziehen würde, und so geschah es. Mich rief mein Herz nach Belgien, um einige Zeit lang in der Nähe meines Bruders zu sein, der dorthin beordert worden. Die Reise den Rhein hinunter über Köln und Aachen war einladend und gar nicht kostspielig. Der Dom von Köln war, wie alles Werdende, von eigenthümlichem Reiz des Entstehens. Als Kind liebt der Mensch zu zerbrechen, um zu sehen wie ein Spielwerk gemacht ist; als Erwachsener hat er einen Schritt voraus, wenn er verfertigen sieht. Wir besuchten den Dom in des würdigen Wallraf Begleitung. Das Gemälde von Wilhelm Kalv erfreute mich sehr, es gewährte mir einen Blick in eine neue Welt der Schönheit hinein. Ich habe es noch

manches Jahr nachher oft und lange betrachtet und immer neue Lieblichkeiten darin entdeckt. Wilhelm Kalv hat keinen Vorgänger gehabt und keinen Nachfolger gefunden. In seinem Meisterwerke im Dom von Köln waltet noch das byzantinische Princip der symmetrisch-pyramidalischen Gruppirung vor; nicht aber wie bei den ältern Byzantinern in der ängstlich symmetrischen Unordnung, sondern im Gesetz ist Freiheit, und ich möchte hinzusetzen, Bewegung in der Unbeweglichkeit. Rafael hat gleichfalls dies Princip der Gruppirung anerkannt und beibehalten. Die Madonna di Foligno, die heilige Cäcilie, die Transfiguration, die Madonna in Dresden, selbst die kleine Madonna del silentio, die del pesce, und andere herrliche Darstellungen zeugen von Rafael's Anhänglichkeit an diesen uralten Stil voll Feierlichkeit, Pracht und Würde, für welchen Rafael die Vorliebe aus Perugino's Werken schöpfte. Gleichzeitige Meister, wie z. B. Correggio, wichen beinahe unmerklich von dieser Darstellung ab und suchten ihre Gestalten nach dem Leben zu gruppiren. Für heilige Darstellungen war dieser neue Weg eine Abirrung, durch welche die Kunst einen Rückschritt that. Der Menge gefiel sie, weil ihr alles Neue gefällt.

Wilhelm Kalv's heilige Ursula steht unter den aus der Vorzeit geretteten Bildern durchaus einzig da, weil es zeigt, wie unerschöpflich die Natur in der Gestaltung der Schönheit sei. Wie Rafael in seinen Bildern die Grundzüge der antiken Schönheit beibehielt, so waltet die der echt deutschen in Wilhelm Kalv's Gemälde vor: runde Gesichter, hohe Stirnen, Nasen die durchaus der deutschen Gesichtsbildung eigen, geschwellte Lippen von zartestem Rosenpurpur, die noch keinen ersten Kuß empfunden, deren Brennen noch der Sehnsucht gehört,

runde Augen, deren feuchter Blick noch von himmlischer Rührung zeigt! Ich möchte das deutsche Princip der Schönheit einen frischen Urgedanken der Natur nennen, beim griechischen hat sie sich besonnen. Das deutsche Antlitz der Frauen ist wärmer, ohne deshalb sinnlicher zu sein. Eine Deutsche ist liebefähiger, inniger. Ich kann nicht beurtheilen, ob nicht bei dem Gemälde von Wilhelm Kalv eine leichte Uebermalung stattgefunden hat. Die Gesichtsfarben sind blühend, jedoch nicht transparent. Ich unternehme nicht, das Gemälde hier zu beschreiben, Friedrich Schlegel's „Europa" enthält das Schönste und Wahrste, was darüber gesagt werden kann; ich füge nur hinzu, daß ich in König Ludwig's Pinakothek, der die Boisserée'sche Sammlung daselbst vereinigt hat, kein Bild gefunden, das ich diesem von Wilhelm Kalv zur Seite stellen könnte, wiewol sich dort viele dieser Richtung und Schule angehörende Gemälde befinden. Bewunderungswürdig ist die große Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und die Wahrheit der Charakteristik bei der Menge der Gesichtsbildungen, die alle den Stempel der deutschen Volksthümlichkeit tragen, den ich vorhin bezeichnet, und der sich immer mehr vom deutschen Boden verliert.

Wallraf war eine höchst eigenthümliche Erscheinung. Um sein bleiches Antlitz ringelten sich schneeweiße Locken von der hohen Stirn herab, seine azurnen Augen überglänzten ruhig und hell wie Sterne seine edle Gesichtsbildung, seine Gestalt war hoch, schlank, harmonisch in allen ihren Bewegungen, ein schöner Ernst leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor. Wallraf war Priester; stille Kämpfe und freudige Siege hatten in dem Friedenslächeln des Mundes ihre Spur zurückgelassen. Er war einer der seltenen Menschen, die Altar und Tempel eines

großen Gedankens sind und der Welt nicht bedürfen, um des Lebens zu genießen. Er wurde von allen Edeln und Guten verstanden und anerkannt, sein Andenken wird nie erlöschen und auch außerhalb seines Vaterlandes blühen. Es gibt in Köln viele Kunstliebhaber, die man näher oder entfernter ihm zur Seite stellen kann. Vergleichungen sind etwas sehr Undankbares und können nur selten richtig sein, weil Gott und Natur jedem Ausgezeichneten sein Gebiet angewiesen und dessen Grenze gesteckt hat.

Rector Fochner war ein sehr schätzbarer Kunstfreund. Die Bettendorff'sche Sammlung enthielt vieles mit Recht Gepriesene. Ich könnte manche rühmlich bekannte Namen hinzufügen, mir fehlt es an Raum, auch wol an Gedächtniß zur richtigen Bezeichnung. Sulpice und Melchior Boisserée, mit ihnen ihr verbrüderter geistvoller Freund Johannes Bertram, hatten den Impuls zum Sammeln der alten Kunstwerke gegeben, die seit den Zeiten mannichfaltiger Zerstörung unbeachtet in allen Winkeln umherlagen, und von denen man viele, nämlich diejenigen, die verwüstlich waren, bereits zertrümmert hatte, um sie (nützlich) zu verwenden. Fensterladen, Tischplatten und andere Gegenstände dieser Art bestanden aus werthvollen Gemälden, die theils durchbohrt, theils durchklopft waren, manche konnten noch gerettet werden. Mir wurde in Köln von einem Manne erzählt, den sie nur den Kappesbauer nannten, dieser sei, sagte man, ein durchtriebener Kauz. Er habe viel schöne rare Gemälde aus Klöstern, Kirchen und alten Schlössern heimlich erstanden und aufbewahrt, doch er zeige sie niemand. Ich bereue, daß ich mich abschrecken ließ, Namen und Wohnung des Kappesbauern zu erforschen. Ein anderes Original stieß uns auf unsern Wanderungen auf, es war ein Freiherr

von Meering. Sein Wappen war viel poetischer als er und seine Kunstsammlung. Eine Taube mit einem Ring im Schnabel zieht über das Meer. Der brave Mann von altadelicher Abkunft, reich, abgemagert und genau, war sehr stolz auf seine Ahnen und führte sie immer im Munde. Nun gab es einige lose Gesellen, von denen einer das Bildniß eines Ehepaars aus alter Zeit besaß, auf dem die Frau mit weißen Fingerspitzen eine Citrone emporhielt, am Halse ein Brillantkreuz und Porzellanblumen in dem gepuderten Haarbau trug, der Gemahl aber einen grauen Papagei wohlgefällig beäugelte. Auf diese Bilder in den alten vergoldeten Rahmen ließen die lustigen Gesellen das Meering'sche Wappen malen, und beredeten einen Trödler, die frisch gefirnißten Bilder unter seinem übrigen Kram aufzustellen. Baron Meering, der täglich auf der Bilderjagd umherstreifte, bemerkte die weiße Taube, und frug hastig danach, wo die Bilder her wären? Der Trödler nannte „Amsterdam", und wußte dem Alten sie für einen hohen Preis aufzuhängen. Er nahm theil an der Beute, welche die lustigen Gesellen unter tausend Spötteleien verzechten. Baron Meering erfuhr später den Zusammenhang; doch er begnügte sich damit, die beiden Gemälde auf seinen Speicher hin zu relegiren, und hütete sich von dem Schwank zu sprechen, weil er sich schämte.

Beim Durchstreifen der Kirchen traf auch die Reihe die zierliche Kirche von St. Gereon, die man für eine versteinerte Blume halten könnte, und die der heiligen Ursula mit ihrem Berge von Schädeln aus den Reihen ihrer 11000 Begleiterinnen, die hier den Martertod fanden. Als sie nach Köln zogen, läuteten (so spricht die Legende) von allen Kirchen die Glocken ihnen entgegen. Köln war aber auch heidnisch. Wenn es christlich war,

und Kirchen hatte, wie durften die Jungfrauen darin gemartert werden? Als ich die Schädel sah, empfand ich den widerwärtigen Contrast zwischen ihnen und den entzückenden Gebilden von Wilhelm Kalv, die ich tags zuvor erst gesehen hatte; fast kam es mir vor, als hätten sich diese verwandelt. Welch schaudervolles memento mori! Das kirchenbestreute Köln war nicht bigot. Der rüstige Niederrheinländer schien mir heiterer, als der Bewohner des Ober- und Mittelrhein. Er hatte sich in seine kirchlichen Pflichten aus alter Gewöhnung ruhig hineingefunden, sie waren ihm theuer, er hing daran ohne Fanatismus, ohne Haß gegen die Reformirten. So war es damals. Ich schied von Köln, begleitet von schönen Erinnerungen, und hoffte es bald wiederzusehen. Ungern hatte ich Eberhard und Joseph von Groote dort vermißt. Auch Friedrich und Dorothea Schlegel waren schon fort, nach Wien. Köln hat einen Lichtpunkt, die Aussicht vom Rhein nach dem Siebengebirge, welches die Sehnsucht mächtig anlockt, und den alten Steinhaufen gleichsam zuruft: „Blickt auf uns, wir sind ein Gottesbau der Andacht, wir sind treu. Euch hat Menschenhand aufgethürmt; unsere Thäler hegen Blumen, Waldungen, Wiesen und Gebüsch! Euer Inneres füllt hinwelkender Tand; uns bringt der schöne Frühling unabläßig unsern Duft, und den leuchtenden Schmuck zurück!" Ich habe im Anblick des Siebengebirgs schweigen können, wie im Schos des herrlichsten Thals. Sind es doch Sehnsucht und Phantasie, welche der Erde den schönsten Schmuck verleihen.

Wir gelangten auf raschem Fuhrwerk nach Aachen. Damals saß das Gerippe Karl's des Großen noch verborgen in einer Nische des Doms, wo es, ich weiß nicht wie, warum, noch wann, eingemauert worden.

Scheint es doch, als sei er wie eine Mahnung der alten Zeit wieder erschienen, wo der Begriff von Größe ganz ein anderer ist als der damalige; wo das Christenthum, für welches er kämpfte in der Gestalt unkenntlich geworden und nur noch in des Herzens stillen Räumen lebt. Wir durften Aachen nur flüchtig besehen und gelangten nach Lüttich, wo wir die Begriffe der Einwohner so finster fanden, wie seinen Boden von Kohlenstaub. Man fragte uns im Ernst, weil man erfuhr, wir seien Protestanten: ob wir an Gott glaubten, ob wir verpflichtet seien zu beten? Was ließ sich darauf antworten? Schweigen war das Beste. Nicht ohne Befremden sahen wir die Damen im größten Staat, weiß beschuht durch den Kohlenstaub der Gassen gehen, sie beschmutzten sich nicht. Mir fiel dabei Mignon's Eiertanz ein. Als wir eine Kirche besuchten, lasen wir an der Kirchthür einen Zettel folgenden Inhalts: „Die heilige Kirche hat ihrer liebsten Tochter, der frommen Stadt Lüttich, die unschätzbare Wohlthat des vierzigtägigen Gebets, welche ihr lange entrissen war, auf wiederholtes Flehen wiedergeschenkt. Nun aber gibt es Gläubige, welche theils wegen Erkrankung, theils wegen überhäufter Geschäfte abgehalten sind, diese Andacht zu begehen, und somit aller ihrer Wohlthaten verlustig bleiben. Diesen Mangel zu ersetzen, erbieten sich fromme Christinnen, gegen eine angemessene Gabe die vierzigtägige Andacht an der Stelle derjenigen abzuhalten, welche daran verhindert sind, diese in Person zu begehen. Indem wir dies anzeigen, ersuchen wir sie, nach der Sakristei zu kommen und daselbst ihre Gaben zu entrichten."

Wir verließen Roms geliebteste und frömmste Tochter, um unsere Reise fortzusetzen, und bestiegen ein bequemes Fahrzeug, um unser Ziel zu erreichen.

Wir gelangten nach Verviers, wo wir meinen Bruder antreffen ſollten. Eine Wohnung auf dem Platz der Märtyrer nahm uns auf. Die Ausſicht von unſern Fenſtern beherrſchte eine Reihe von nackten Hügeln, unlieblich, ja widerwärtig. Das Laub der Bäume auf dem Platze hatte keine Transparenz, kein freundliches Grün. Das Volk lief in Lumpen umher, die Bettler zogen ſcharenweiſe durch die Gaſſen und Plätze. Die Kirchen, die wir uns anſahen, ſtaken voll Bettler und ſtrotzten vom überladenen Schmuck und von Heiligenbildern, die nichts Heiliges an ſich hatten. Sonntags fanden wir dieſelben Bewohner, die hier zerriſſen umherliefen, in ſtattlicher Kleidung und mit gewaſchenen Geſichtern. In allen Küchen ſtanden hohe Tonnen, angefüllt mit einer Flüſſigkeit, die man bei uns wegzuſchaffen bemüht iſt, hier aber von den Fabrikanten ſehr gut bezahlt wird; ſie färbt das Tuch müllerblau. Die Atmoſphäre in den Küchen gewann dadurch keineswegs an Wohlgeruch, doch die Bewohner niederer Klaſſe kümmerten ſich nicht daraus, denn ſie kochen nur auf ihren gegoſſenen Oefen im Zimmer und nähren ſich meiſt mit Kaffee. Auch die Aermſten beſitzen den ſchönen blanken meſſingenen Kaffeekeſſel, der früh und abends auf ihrem Eßtiſch prangt. Wenn das Waſſer auf dem kohlenerfüllten Unterſatz kocht, wird für eine ziemlich zahlreiche Familie ein Eßlöffel voll Kaffee genommen, dann mit Salz lange durchſiedet, dann abgeklärt und mit dünner Milch genoſſen. Man ißt dazu Brotſchnitte mit Butterſmus beſtrichen. Sonntags und Feiertags wird etwas Fleiſch genoſſen; doch die Kinder und jungen Leute ſind kräftig, rothbäckig und fidel. Mein Bruder war ungern hier, wiewol ſein Quartiergeber viel Aufmerkſamkeit für ihn hatte. Er ſehnte ſich ſehr nach ſeiner Familie. Es

lagen viele Preußen in Garnison in Verviers, wir sahen sie auf Spazierfahrten. Die Volksunterhaltung bestand hauptsächlich in einem geschickten Werfen nach einem bestimmten Zielpunkt, gegen welche hölzerne Schinken geschleudert wurden. Die Leute tranken dort schlechtes Bier und genossen dazu geschrotenes Brot, Käse und Würste, steinhart mit ranzigem Fett und Fleisch gefüllt. Unsere Offiziere saßen am Spieltisch. Wehe aber dem, den es in der freien frischen Luft zu hungern anfing! Ein Adjutant bestellte sich in der Kneipe frische weichgesottene Eier, man brachte ihm vier, die er nach kurzer Untersuchung auf die Erde warf. Vier andere hatten dasselbe Los. So ging es fort und in kurzer Zeit stand ein See von Eiern um seine Füße her, eine Flut von Verwünschungen kam dazu, wonach ihn der Hunger nach seinem Quartier rief, und er ihn stillte. Wir machten fast jeden Abend eine Spazierfahrt. Zuweilen war „Spa" unser Ziel, von welchem ich vor mehreren Jahren in den Zeitungen gelesen hatte, daß es nun in schönster Blüte stände. Damals wuchs Gras in den Straßen vor den prachtvollsten Hotels. Fast alle Fensterladen waren geschlossen, die Gasthöfe waren leer, die Quellen unbesucht, nur die Waldseite war von mehreren englischen Familien bewohnt.

Mein Bruder wurde endlich von Verviers abberufen. Meinen armen Max befiel ein Wechselfieber, denn die Luft war ungesund in Verviers. Bei Mangel an Regen trockneten die Flüßchen und Bächlein ein, welche die Maschinen trieben, dann belud sich die Luft mit Miasmen. Das schöngebaute Verviers mit breiten Straßen und freien Plätzen wurde dadurch ein ungesunder Ort. Höchst wahrscheinlich sind durch die Fortschritte der Industrie jetzt alle Uebelstände verschwunden. Wir konnten endlich

nach Heidelberg zurückkehren, brachten einige genußreiche Tage in Köln zu, dann in Koblenz, wo wir bei Görres eingeladen waren. Wie herzig war der Empfang, wie reizend Görres' Besitzung, wie schön und liebreich seine junge Frau, wie geistvoll seine Kinder! Es waren entzückende Tage, die wir dort verlebten. Wir waren meist im Garten oder oben auf der Karthause, die damals einer verwitterten Ruine glich, nun aber gewaltig, fast wie eine Drohung die reizende Gegend überthront. Ich möchte die Inschrift darauf sehen, welche, ich weiß nicht wer, auf das schöne Schwert zu setzen vorschlug, welches die gute Stadt Paris dem kleinen Grafen von Paris verehren wollte: „Möge er es niemals brauchen!" Die sinnreichsten Worte, welche man auf ein Schwert setzen kann. Vielleicht bleibt der fromme Wunsch nun erfüllt.

Damals sah man noch eine Menge Ruinen am Rheinufer. Die alten Raubschlösser, die der Rheingegend einen so melancholischen Schmuck verliehen, sind nun fast alle in heitere Lustsitze umgewandelt. Vielleicht sind schon jetzt ganz neue Gebäude gleicher Art auf den weit ausschauenden Felsenhöhen um und um entstanden. Trauern wir nicht darüber, daß mit der Schale der alten Zeit ihr Kern nicht wieder gewachsen ist, denn er war bitter. Wie beinahe alles Schöne auf Erden war auch das Ritterthum entartet, nachdem es seinen höchsten Blütepunkt erreicht hatte. Die Burgschlösser wurden Raubschlösser. Nach ihrer Zerstörung zog der Wanderer im Thale friedlich seine Straße. Jeder Misbrauch wird vertilgt, sobald der Wehrlose zum Bewußtsein seiner eigenen Kraft gelangt und sie anwenden lernt. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß gegen Ende des Jahres 1814 die Odenwälder eines Morgens bei der Behörde zu

Protokoll gaben, daß der Rodensteiner wieder eine wilde Jagd begonnen habe und zwar mit ungewöhnlichem entsetzlichen Getümmel. Ich hatte damals noch wenig Erfahrungen dieser Art gemacht, doch ich glaubte an diese Vorbedeutung, und die Folgezeit bewies, daß ich recht gehabt.

Es war ein sehr milder Winter gewesen, am Fuße des heiligen Berges waren Centifolien aufgeblüht. Wir bewohnten ein kleines Haus über der Brücke, umrauscht von den Wogen des Neckars. Lüfte wehten milde und die Waldungen hauchten Duft. Nur kurze Zeit hatte der Winter seine Strenge geübt. Der Frühling war entzückend, sorglos blickte ihm alles entgegen. Da kam die Kunde von Napoleon's Landung von Elba, die anfangs blos überraschte; der Stadtdirector von Heidelberg, nachheriger Minister Winter, äußerte bei einem Besuche: „Es ist eine bloße Maghalsigkeit, es muß bald damit ein Ende nehmen. Aber ich wollte die Katastrophe verzögerte sich noch eine Zeit lang, damit man doch einigen Spaß davon hätte!“ Ach, nur zu sehr ging sein Wunsch in Erfüllung!

Nun wurden von allen die Schneider und Nähterinnen in Anspruch genommen, die Gesinnung war da, aber das Kleid fehlte. Männer, Jünglinge, Frauen, Mädchen und kleine Kinder trugen altdeutsche Tracht. Charpie wurde gezupft, ehe noch eine Wunde klaffte. Kühlende Getränke wurden bereitet, als sich noch kaum die Früchte geröthet hatten. Millionen saftige Citronen wurden bitter gemacht, weil man sie tonnenweis zu Limonade zerdrückte. Schinken und Zungen wurden eingesalzen und verdarben zu allem Glück. Ich selbst bereitete vielerlei, davon mir jedoch nur mein Himbeeressig verdarb. Meine Charpie, zu deren Bereitung ich eine

Menge junger Mädchen verwendete, meine Socken und Hemden, wollene Leibbinden, gebackene Kirschen und getrocknete Lindenblüten bewährten sich als zweckmäßig. Die Subscription für meine auserlesenen Schriften ging ein, wenn auch nicht wie die von Johanna Schave für die Negersklaven eröffnete, dennoch erfreulich, edle menschenfreundliche Gesinnung beurkundend. So ausgerüstet und mit einer Cabinetsordre meines Königs beglückt, trat ich meine Reise nach den Lazarethen von Belgien und vom Niederrhein an. Es war am 14. Juni 1815. Wir suchten den Commandanten von Mainz, Herrn von Harthausen auf, der uns eine Marschroute stellte und uns mit wahrer Herzlichkeit empfing.

Ich war nicht die einzige Frau, die in gleicher Absicht nach den Niederlanden ging und von Sr. Majestät dem König selbst ermächtigt war, sich dort der Verwundeten anzunehmen. Freund Niclas Müller, der frühere Dichter dieses Namens, empfing uns wie bei einem vormaligen Besuche mit frischherziger Güte. Er war noch jung, an der Seite einer lieblichen Gattin, von hoffnungsvollen heitern Kindern umgeben. Er zeigte uns einige seiner Arbeiten und führte uns in das Museum, wo er uns mit dem Vorsteher, Professor Lehne, bekanntmachte, in dem wir eine schöne, offenherzige, süddeutsche Natur, voll Leben kennen lernten. Abends wollte ich noch Heinrich Frauenlob's Denkmal wiedersehen. Wären doch lieber die Frauentadler Stein und hätte der edle Frauenlob warmes Blut! Wie zierlich und sorglich tragen ihn die mainzer Frauen zu Grabe, die Gruppe ist seelenvoll! Vom mainzer Dom ist mir noch ein dunkles Bild der Erinnerung geblieben. Mainz ist die heiterste befestigtste Stadt, die ich je erblickt. Der breite klare Spiegel des entzückenden Rheines gibt ihr gleichsam zwei Himmel; das Gebirge

liegt umher wie ernste Gedanken des Weisen, es stört nicht durch Nähe, sondern rundet das freundliche Gemälde ab. So oft ich daran denke, liegt Mainz freudig vor mir und ruft: „Komm wieder!“ Als ich Mainz zum ersten mal sah, war der Handelsstand dort sehr verdrießlich über Napoleon. Er hatte andere Dinge im Kopfe als die mainzer Angelegenheiten, und beachtete ihre Wünsche nicht. Die Einwohner waren daher auch geneigt, als er zur Reise nach Rußland über die Schiffbrücke fuhr und wie eingezaubert in eine Herde von Schweinen dort beinahe zwei Stunden ausharren mußte, diesen Vorfall für eine böse Vorbedeutung zu nehmen. In der That gibt das, was man Zufall heißt, zuweilen einen Fingerzeig des Geschicks. Die Heerde der garstigen Thiere war schon auf der Brücke, als der kaiserliche Kutscher, in Begleitung der Wagen des Gefolges noch schnell hinüber nach dem andern Ufer zu gelangen glaubte. Die Treiber hatten sich bemüht die Heerde zurückzudrängen, doch diese wüthend über die kräftigen Peitschenhiebe, die auf sie hagelten, waren nur desto unaufhaltsamer vorangeeilt, und drängten sich um die Wagen her, welche sie hemmten; fast hätten sie die Pferde angefallen. Sie grunzten und schnobten schaudervoll zu Tausenden; man war gezwungen halten zu bleiben, und abzuwarten bis sie besänftigt waren. Beide Ufer waren gedrängt von Zuschauern, welche dies unwillkommene Drama theils kichernd belachten, theils als unheilbringend beurtheilten. Man hörte sagen: „Der kommt nicht glücklich wieder zurück!“ Es war auch so. Als ich später nach Mainz kam, fand ich die Bewohner noch lebhaft mit diesem Vorfall beschäftigt, es wurde noch überall davon erzählt. Die Empfindung des Volks über die Vorbedeutung war halb Schmerz, halb Freude. Man ersehnte eine Veränderung, sah aber

voraus, daß diese nur durch Blut und Flammen ihren Weg nehmen könnte.

Bei der furchtbarsten Hitze schifften wir uns damals auf der Wasserdiligence nach Köln ein. Das Fahrzeug blieb in Koblenz kurze Zeit liegen. Ich eilte mit meinen Kindern zu Görres, um ihn auf eine Viertelstunde zu begrüßen, und konnte nicht verhindern, daß uns eine Chocolade gemacht wurde. Wir glaubten noch zu rechter Zeit das Schiff zu erreichen und mußten fünf Gulden zahlen, weil es eine Strecke voran war. Meine rechtschaffene Babet war beim Gepäck zurückgeblieben. Nachmittags gelangten wir nach Köln, nachdem wir in Bonn bei einem wackern Gastwirth, Namens Coirty, gespeist hatten. Bonn war damals von den herrlichsten alten Baumalleen umgeben; bei einer spätern Reise nach dem Rhein waren sie alle fort und gewaltige Gebäude säumten beinah das ganze Ufer ein. Köln fanden wir, wie wir es vor einem Jahre verlassen hatten. Wir eilten am Morgen nach unserer Ankunft nach dem Dominicanerkloster, wo ein großes Militärhospital errichtet war. Die Chirurgen des alten braven Görcke versahen daselbst noch den Dienst. Ich ging mit meiner Schreibtafel an die Betten und glaubte, ich würde dem medicinischen Personal sehr willkommen sein. Doch so gut wie es Literaten gibt, die keiner Schriftstellerin noch Dichterin hold sind, gibt es auch Chirurgen, die weiblichen Beistand bei Kranken und Verwundeten nur ungern sehen. Ich schrieb eben die Bitten derjenigen Kranken auf, welche deren an mich gerichtet hatten, als zwei Chirurgen sich mit hastigen Schritten dem Bette näherten, wo ich stand. „Was thun Sie hier, Madame?" rief mir der eine mit großer Lebhaftigkeit zu. Ich erwiderte ihm gleichmüthig: „Ich bin gekommen, Beistand zu leisten und die Kranken zu

erquicken." „Erlauben Sie mir Ihre Schreibtafel, Madame!" fuhr der Chirurg fort. Ich reichte ihm diese, und während er die Seite las, welche ich voll geschrieben hatte, nahm ich die königliche Cabinetsordre aus meiner Tasche. „Sieh einmal her", rief mit finsterer Miene der Feldarzt seinem Gefährten zu, „da sieh einmal, Hemden, Binden, gedämpftes Obst, kühlende Getränke, ei, da soll doch der Teufel drein schlagen, was fällt den unverschämten Kerlen ein, das alles zu verlangen? Madame, wir sind Ihnen für Ihren guten Willen sehr verbunden, müssen Sie aber höflich bitten, unser Lazareth nicht ferner mit Ihren Besuchen zu beehren. Jeder Soldat empfängt hier seine nöthige Wäsche und keinem geht etwas ab, was es sei. Wenn Sie den Kranken milde Gaben bestimmen, so behändigen Sie uns dieselben, wir werden sie verwalten." Ich fand, daß der Mann in gewisser Hinsicht recht habe und begnügte mich, ihm statt meiner Antwort die königliche Cabinetsordre zu überreichen. Nachdem er diese gelesen, mochte er glauben, auch ich habe meinerseits recht. Er zeigte sie seinem Collegen und richtete die Frage an mich, ob er mich durch das ganze Lazareth führen sollte. Ich nahm seinen dargebotenen Arm an und besah mir alles in den Sälen recht aufmerksam. Er führte mich zu den am gefährlichsten Kranken, und bat mich, ihnen Erquickungen zuzuwenden. Ich fand die Säle reinlich und wohl gelüftet, die Suppen wohlschmeckend, die Kranken sanft und geduldig, den Arzt gütig gegen sie.

Zu Hause erwartete mich ein Frauenzimmer, welche mir eine Einladung für den Abend vom edeln Frauenverein brachte; ich nahm sie dankbar an und ließ mich zu einer der Vorsteherinnen hinführen. Hier kam mir Joseph von Groote entgegen und geleitete

mich in den glänzenden Kreis eleganter Damen, welche Charpie zupfend um eine längliche Tafel her verſammelt waren. Ich wurde ſehr herzlich bewillkommt. Das Geſpräch unterbrach die Arbeit nicht, die am Abend vor einer Schlacht nicht eifriger hätte betrieben werden können. Die eine dieſer Damen äußerte ſich ungefähr folgendermaßen: „Es iſt ſehr lobenswerth von Ihnen, daß Sie gekommen ſind, uns Hülfe zu bringen, wir bedürfen derſelben ſehr, denn wir haben viel zu verſorgen und unſere Zuflüſſe fangen an einzutrocknen.“ Hier machten viele dieſer Damen Chorus und ich konnte aus ihren Reden entnehmen, daß man mein Opfer nicht verſchmähen würde, wenn ich die mitgebrachten Gelder und Vorräthe dem edeln Verein übergeben wolle; das war nun ſehr gütig, und wenn ich einige Ueberlegung beſeſſen hätte, würde ich das gethan haben, was mir ſo nahe gelegt wurde. Es war bequem und zweckmäßig, ich konnte bald nach Heidelberg zurück. Statt verleumdet und verkannt zu werden, durfte ich glänzender Belobung entgegenſehen. Der Luiſenorden, vielleicht gar eine Penſion, waren ſo gut wie in meiner Hand. Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wenn ich dies erwogen, wenn ich nur von weitem her geahnt hätte, welche Unbilden meiner warteten, welche großen Verluſte aller Art ich erleiden würde und wie wenig ich meinem Unternehmen gewachſen ſei. Die Begebenheiten in Darmſtadt bei Ankunft der Gefangenen von Hanau hatten ſich meiner Phantaſie und meines Gemüths bemächtigt. Ich hatte in meinen damaligen Drangſalen und Mühen himmliſche Süßigkeit empfunden. Wer jemals gelitten und erkannt hat, daß der höchſte Troſt in nagenden Leiden zu finden iſt, wenn man Unglücklichen helfen kann; wer in ſeinem Herzen das Wort des Erlöſers trägt:

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen", der wird verstehen, daß ich mich sehnte, Werke des Erbarmens zu üben. Ich glaube, daß einige Damen des Frauenvereins verstanden, warum ich vermied, den Sinn ihrer Anerbietungen zu durchdringen, denn sie bezeigten mir Liebe und zärtliche Hochachtung. Ich nenne von diesen sympathisirenden Frauen nur die seelenvolle Frau Hirn und die vortreffliche Frau Windek; ich könnte diesen Namen noch manchen andern beigesellen.

Ich wurde in alle Hospitäler geführt und angemahnt, den berühmten Generalstabschirurgen Geheimrath Gräfe zu besuchen, der bestimmt war, an Görke's Statt die oberste Leitung des Lazarethwesens zu übernehmen. Ich fuhr mit meinen Kindern dahin. Für die Tage meines Aufenthalts war mir von der Behörde das Haus einer geistvollen edeln Frau, Namens Karstanien, angewiesen, wo ich die seelenvollste Aufnahme fand. Da ich erst Tags nach meiner Ankunft den Geheimrath aufsuchen wollte, benutzte ich einige Stunden, um Justus Gruner, den Polizeioberdirector Schnabel und andere ausgezeichnete Männer kennen zu lernen. Den Abend brachte ich in einer großen Gesellschaft bei Frau Karstanien zu. Bis jetzt ging mein Weg noch über lauter Rosen. Geheimrath Gräfe, ein schöner Mann von etlichen dreißig Jahren, auf dessen noch so jugendlicher Brust viele Orden prangten, empfing mich wohlwollend und wies mir das Dominicanerhospital als das höchst bedürftigste an, ohne jedoch meine Wirksamkeit hierauf beschränken zu wollen. Er klagte mit feurigem Ton und Blick darüber, daß die Lazarethbedürfnisse vergantet seien, belobte meine Aufopferung und ermahnte mich, Muth zu fassen und Beharrlichkeit zu üben. Ich bat ihn, mit meiner gewohnten Aufrichtigkeit, mir einen andern Wir-

kungskreis als Köln oder Deutz mir darbot, anzuweisen. „Ich will an den schlimmsten Ort", erwiderte ich zu ihm, „Köln und Deutz sind versorgt, sie haben dort den edeln Frauenverein." „Das ist richtig", sagte Gräfe, „Löwen und Namur sind verwaist; wenn Sie wollen, so gehen Sie an einen dieser beiden Orte, wir wollen die Sache noch überlegen." Beim Abschied besann ich mich darauf, daß der Dirigent eines der Hospitäler mich ersucht hatte, dem Geheimrath wissen zu lassen, daß es an Charpie zu fehlen anfinge. Er ließ mir ein mächtiges Packet in den Wagen werfen. Ich besuchte noch die Frau Generalin von Clausewitz und ihre Freundin, die Gräfin von Dohna, Scharnhorst's Tochter, beide feurige Wohlthäterinnen der Verwundeten und Kranken. Auch Hofrath Dr. Bischoff lernte ich kennen. Nie werde ich das geliebte Düsseldorf vergessen.

Der Geburtstag des Königs wurde mit einem großen Ball, dessen Ertrag den Verwundeten bestimmt war, gefeiert. Ich nahm auch ein Billet, ging aber nicht hin, weil ich mir keinen Ballanzug anschaffen wollte. Ich zog es vor, in einige Hospitäler zu gehen, wo alle Kranken und Verwundeten vom edeln Frauenverein köstlich bewirthet werden sollten, um sich am Lebenstage des Monarchen zu freuen. Dies war ein schöner Gedanke. Selbst meinen liebsten Pflegling, den geduldigen Lucas, der eine Kugel in der Lunge trug, fand ich heiter. Er bezeigte großen Appetit nach Salat, ich fürchtete, diese Speise möchte ihm übel bekommen und ließ den wackern Oberarzt Hellwig herbeirufen, damit er es ihm verböte, dieser erlaubte den Salat; der Leidende sah mich triumphirend an. Hellwig flüsterte mir zu: „Man braucht ihm nichts mehr zu verbieten, er kann nicht mehr lange leben!" Nichtsdestoweniger genas Lucas.

Geheimrath Gräfe erfüllte meinen Wunsch, nach Namur zu gehen. Man kommt von Lüttich die Maas entlang, der Weg ist reizend. Als ich andern Tags früh mich nach dem Hospital begab, entsetzte ich mich heftig, die Verwundeten waren vom Schlachtfelde dorthin gebracht worden. Jeder schmachtete auf einem Marterlager, jeder litt an den entsetzlichsten Verwundungen, mit deren Aufzählung ich den Leser verschone. Sie waren bleich und eingefallen wie Leichname, die sich noch ein wenig regen können; sie sprachen nur mit Mühe einige Worte und konnten beinahe nichts genießen, auch waren ihre Nahrungsmittel nicht einladend. Alles, was für sie bezogen wurde, war von schlechter Qualität. Ich beklagte mich darüber beim Dirigenten, einem Geheimrath Brennicke, den Gott in seinem Zorn zu diesen Unglücklichen hinbeschieden hatte. Er gab mir folgenden Bescheid: „Wir müssen schweigen und dulden, um die belgischen Behörden nicht zu erzürnen." „Aber ich habe Geld mitgebracht und Sie, Herr Geheimrath, haben in der Lazarethkasse 12,000 preußische Thaler liegen, die unser edler König zur Erquickung dieser Kranken, der bejammerungswürdigsten des ganzen Feldzugs, bestimmt hat." Herr Brennicke nahm eine wichtige Miene an und sagte halbleise: „Diese 12,000 Thaler will ich, sobald das Lazareth aufgehoben wird, dem Geheimrath Gräfe zu Füßen legen." „Ei", rief ich zürnend, „Gräfe kümmert sich viel um ihre 12,000 Thaler, für ihn hat sie der König nicht hergeschickt." Doch es war nicht möglich, bei diesem Unmenschen etwas auszurichten. Mir blieb nichts übrig, als ihn anzuzeigen. Dies fruchtete, es kam Untersuchung, er wurde wegberufen und ein Ehrenmann, Dr. Seegert, kam als Dirigent an seine Stelle.

Ehe diese Veränderung vor sich ging, hatte ein Vor-

fall der empörendſten Art das ganze Lazareth in Aufruhr gebracht. Eines Morgens früh trat der zweite Inſpector des Lazareths, ein gutmüthiger Mann, todtenblaß in mein Zimmer und bat mich, zu Hülfe zu kommen. „Die Kranken", ſagte er, „geberden ſich wie wahnſinnig, da ſehen Sie her!" Er zog ein halbes Brot aus der Taſche. „Solch Brot iſt ihnen geſchickt worden." Als ich einen Finger daraufdrückte, drang Waſſer heraus; es war ſchwärzlich grobes, geſchrotenes Brot. Ich ließ mich ſogleich zum Commandanten, Freiherrn von Arnim, führen, das Brot in der Hand; kaum konnte ich reden. „Unſern Todkranken und Verwundeten ſolche Koſt", rief ich aus, „iſt das die Meinung unſers Königs?" „Nein", ſagte lächelnd Arnim. „Begeben Sie ſich in das Lazareth, wackere Frau, ich werde ſogleich dort erſcheinen." Mein Händedruck, meine ſtillen Thränen dankten dem Ehrenmanne. Wie geflügelt eilte ich in das Lazareth, wo nur eben ein neuer Transport der ſchaudervollen Nahrungsmittel angelangt war. Ich gebot dem Bäckergeſellen mit ſeinem Karren ſogleich umzuwenden und vorſchriftmäßiges Brot herbei zu bringen. Er zuckte die Achſeln und meinte, die Direction allein habe ihm Befehl zu geben. Ich weiß nicht, was aus meiner Verordnung geworden wäre, wenn der Bäckergeſell nicht den Commandanten erblickt hätte, der ihm mit funkelnden Augen auf der Stelle befahl zu thun, wie ich ihm geſagt hätte; und mir den Arm bot, um mich zu den Kranken zu führen. Er befahl ſogleich, gutes weißes Brot herbeizubringen und zwar 1½ Pfund für den Mann, weil der zweite Inſpector ihm geklagt hatte, daß auch die Reconvaleſcenten nur 1 Pfund Brot bekämen. Er verlangte nun nach Brennicke; dieſer hatte ſich im Lazareth verkrochen. An ſeiner Stelle erſchien

der erste Inspector mit seiner frechen Stirn. Er warf sich in die Brust, fragend, was denn den Herrn Commandanten so früh am Tage hierherführe. Mit einem Blick donnerte ihn der Major nieder und drohte ihm mit der Festung, er würde in seinem Bericht nach Berlin dahin antragen. Der Unmensch suchte noch Frechheit zu üben und erklärte auf des Commandanten Befehl, den Reconvalescenten 1½ Pfund Brot zu geben, er würde es nicht thun; doch eine zweite ernste Drohung bewirkte, daß der Herr Inspector andere Saiten aufzog. Das Brot wurde in Gegenwart des Commandanten ausgetheilt, und mit Thränen in den Augen dankten die Empfänger. Er wendete sich zu ihnen: „Meine Kinder", sagte er mild, „heut soll euch die Strafe geschenkt sein, die euch eigentlich zukäme, weil ihr Rebellion gemacht habt. Ziemt es euch, dem guten, zweiten Inspector das Brot an den Kopf zu werfen? Es ist unsers Königs Wille nicht, daß man euch hungern läßt; wenn ihr zu klagen habt, so schickt zu mir; ich werde euch bald wieder besuchen." Er entfernte sich von Segenswünschen begleitet. Als er fort war, heftete der erste Inspector einen wüthenden Blick auf mich und murmelte eine Drohung, die ich nicht verstand.

Wenige Tage hierauf erschien der neue Dirigent. Ich brauchte ihn nicht auf die Uebelstände, die im Spital herrschten, aufmerksam zu machen, denn man hätte blind sein oder keine Nase haben müssen, um sie nicht stracks zu erkennen. Bei den Schwerkranken floß an den Betten ein handbreiter gelber Bach von Eiter ihrer Wunden durch den ganzen Saal; schlechte grobe, starre Verbandstücke ließen diese verderbte Masse ungestört durchsickern. Vergebens hielten die Wäscherinnen, sowie die Chirurgen, um ordentliche Binden an. Sie sowol als die Kranken wurden durch Drohungen zum Schwei-

gen gebracht. Ich ließ mit Hülfe meiner Bader vier mal des Tags eine Räucherung mit Braunstein und Vitriolsäure vornehmen, auch zu gehöriger Zeit lüften; dies half aber nicht hinreichend. Ich führte den Dirigenten zu den Wäscherinnen hinunter. Wir fanden diese Armen in einer furchtbaren Atmosphäre, Arme und Hände voll dicker Beulen; sie wuschen die schmalen groben Verbandstücke, die nicht rein wurden und starr blieben. Man führte uns in die Vorrathskammern für die chirurgischen Instrumente und die Wäsche, die mir schon einmal gezeigt worden waren. Da lagen die herrlichsten Binden handbreit, glänzten von Reinlichkeit und von der feinsten Leinwand. „Warum werden diese Sachen nicht für die Kranken benutzt?" fragte der Dirigent mit strengem Blick. Ihm wurde sehr ernsthaft, mit wichtiger Miene geantwortet: „Diese schönen Vorräthe müssen aufgespart werden; was hätten wir denn aufzuweisen, wenn Untersuchung kommt?" Es ging nämlich mit den Untersuchungen folgendermaßen zu: sie sollten überraschend vorgenommen werden, allein die Verwaltungen hatten viele zärtliche Freunde, die nicht ermangelten, geheime Untersuchungen auf Tag und Stunde voraus anzuzeigen, sodaß alles auf ihre Ankunft vorbereitet wurde. Die Suppen wurden kräftiger gekocht, das Fleisch war von besserer Qualität, die Verwundeten bekamen weiche und feine Verbandstücke, minder grobe Hemden und Bettücher, die Säle wurden gehörig gereinigt und gelüftet u. s. w., und den Kranken wurde bei scharfer Ahndung befohlen, freundliche Gesichter zu zeigen und den Untersuchungscommissarien zu betheuern, daß ihnen nichts abgehe. Der Dirigent Hofrath Seegert kannte diese Umtriebe und ließ sich von dem schönen Anschein nicht blenden. Ihm war nicht unbekannt geblie-

den, daß es hier und da an Charpie fehlte, und daß sich Kranke wegen Mangel an guten Instrumenten beschädigt hatten. Ein Verwundeter war zum Beispiel durch Ermangelung eines Tourniquets in einer Nacht verblutet und gestorben. Die hohen Kisten, in großer Anzahl mit den feinsten Instrumenten aus England angefüllt, standen in den Vorrathskammern so fest zugenagelt und verschlossen, wie sie über das Meer gekommen waren. Hofrath Seegert bezeigte sein Erstaunen, daß man diese Instrumente unbenutzt stehen ließe. Ihm flüsterte jemand zu: „Wenn das Hospital erst aufgehoben sein wird, so werden alle diese Sachen vergantet; sie werden zwar spottwohlfeil losgeschlagen, aber es kommt doch eine schöne runde Summe heraus. Die Charpie wird an die Papiermühlen verkauft; ich weiß Orte, wo der Dirigent 20 Centner und mehr auf diese Weise zu Geld gemacht hat.“ Hofrath Seegert verhehlte sein Entsetzen, seinen Unwillen nicht. Es ist mir versichert worden, daß er allen diesen empörenden Uebelständen abgeholfen hat und mehreren, die ich übergangen habe, ein Gleiches that, und daß unsere verwundeten Krieger der 12,000 Thaler, welche der edle König zu ihrer Erquickung bestimmt hatte, theilhaftig geworden sind. Vielleicht kann ich, wenn meine Augen geheilt sein werden, in meinen Papieren die Hefte finden, die über diese wichtigen Gegenstände das Nähere enthalten. Ich schreibe jetzt aus dem Gedächtniß, werde dann aber nicht ermangeln, einen Band darüber herauszugeben. Wenn meine Leser erstaunen, daß ich 40 Jahre lang geschwiegen habe, so mögen sie bedenken, welche Abhaltungen mich an dieser Herausgabe verhindert haben. Es eilte nicht damit, es war ja Frieden. Jetzt aber muß ich eilen, denn ich stehe am Grabesrande. Da ich durch die Betheiligten viel Unge-

mach erlitten hatte, so wäre es leicht gewesen, zu glauben, daß ich Rache nahmen wollte. Jetzt sind die einen todt, die andern alt, aus allen frühern Verhältnissen hieraus. Kein Einsichtsvoller kann bei diesen Enthüllungen eine andere Absicht voraussetzen, als die einzige, die Wahrheit zu verbreiten, die noch in Zukunft nützlich angewendet werden kann. Ich verfahre dabei mit höchster Schonung; dies werden die Betheiligten, die etwa noch leben, erkennen. Dem innern Richter ihres Bewußtseins entgehen sie nicht; dem dort oben ebenso wenig. Auch die öffentliche Meinung hat schwere Richtersprüche über sie ergehen lassen. Man lese nur die vielen Artikel über meine Rechtsangelegenheit in den angesehensten deutschen Zeitschriften von 1816 und 1817.

Gegen Ende des Sommers erkrankte ich bedenklich. Unter den Achseln verhärteten sich Drüsen, die bei einem heftigen Fieber eiterten; der Arzt wollte schneiden, ich zog es aber vor, mich einer langsamen Cur zu unterziehen, die Hofrath Seegert mir vorschrieb und ihm auch gelang. Ich hatte den Trost, daß meine Pfleglinge wohl versorgt waren. Einer derselben, der acht Tage nach der Schlacht von Bellealliance ohne Erquickung, mit Maden in den Wunden gelegen hatte, genas. Ich traf ihn nach in Köln wieder, wo ihm der Invaliden-Versorgungsdirector, der würdige Graf von Schlieffen, viel Gutes that. Der Commandant von Namur, Freiherr von Arnim, stellte mir unaufgefordert ein ehrenvolles Zeugniß über meine Wirksamkeit im Lazareth aus; ebenso handelte das ärztliche Personal. Nach Köln zurückgelangt, hielt ich mich noch lange dort auf, um eine Untersuchung wegen der Lazarethverwaltung zu ermitteln. Ich verlangte nichts als einige Protokolle vom Major von Ende, auf welche wahrscheinlich ein Stein gelegt wurde;

denn ich hörte nichts weiter davon. Ich benutzte die Zeit meines Aufenthalts in Köln, um dort und in den umliegenden Lazarethen mich nach den Kranken umzusehen und bestmöglichst für sie zu sorgen. Auch kamen viele der Genesenen, mir von ihrem Befinden Nachricht zu bringen. Ich konnte nicht mehr viel für sie thun, denn längst schon mußte ich meine eigenen Mittel zu Hülfe nehmen, um Gutes zu thun; davon erfuhr niemand etwas, ich selbst dachte nicht einmal daran. Ich und meine Kinder waren gewöhnt, einfach zu leben, wir ließen beim Gastwirth Dekotte unser frugales Mittagsbrod holen, tranken morgens und abends Thee, und beschränkten uns in allen unsern Bedürfnissen auf das Nothwendigste. Es war in Köln wohlfeil leben.

Ich fand für nöthig, auch einmal nach meinen Pfleglingen in Aachen zu sehen. Die Nähe des Schlachtfeldes und eine große Umwandelung und Versetzung der Lebenden verursachte, daß viele schwer Verwundete nach Aachen gebracht wurden. Mehrere hatten sich durchgelegen, lebten daher im jammervollsten Zustande. Ungefähr einen Monat lang blieb ich bei ihnen, dann mußte ich wegen der sogenannten Untersuchung meiner eigenen Verfahrungsweise nach Köln zurück. Ich hatte auf das kraftvollste diese Untersuchung erheischt, und sie war mir endlich nach langem Aufschub zugestanden worden. Ich hatte gehofft, die Spitze gegen meine Widersacher zu kehren; binde aber einmal jemand gegen die Behörden an! Der Parteigeist wird sie zusammenbringen wie einen Bund Pfeile. Ich erlangte, wie oben gesagt, nichts als einige nichtssagende Protokolle, die mir nicht einmal zur Unterschrift vorgelegt wurden und nie wieder zum Vorschein kamen. Ich würde aus mehreren Gründen bis zum Frühling in Köln geblieben sein, wenn nicht eine

unerwartete Wendung meiner Sache mich bewogen hätte, nach Berlin zu gehen, um die Wahrheit vor den Thron zu bringen, und mein gutes Recht geltend zu machen. Folgender Brief an Se. Excellenz, unsern grosen Feldherrn, Grafen von Gneisenau, wird diese Angelegenheit in das hellste Licht stellen.

„Köln, den 10. Januar 1816.

Von herber Sorge um die tapfern Krieger, die bei Ligny und Wavre sanken, ganz niedergebeugt, ruft mir ein Genius Ihren Namen zu, vaterländischer Held und Retter, und ich hoffe wieder. Von den zu Gott emporschreienden Ungerechtigkeiten, welche hier gegen diese wackern Soldaten, jetzt, da sie invalide abgehen, begangen werden, ist in Köln keine Hülfe zu hoffen; ich rufe zu Ihnen, der sie in Tod und Sieg geführet, Sie werden mich hören.

a) Eine mir selbst dem Namen nach unbekannte Commission untersucht die zerschossenen, wenigstens brustkranken Reconvalescenten, welche derselben von den Dirigenten der Lazarethe als halbe oder ganze Invaliden angezeigt werden. Alsdann befragt man sie, ob sie sich ernähren können. Bei der verneinenden Antwort wird ihnen gedroht, man wolle sie nach Jülich schicken.

b) Diesem Ungemach ziehen die meisten den Bettelstab vor, und entsagen den zwölf Thalern Gnadengehalt. So gehen sie trostlos mit sechs oder drei Thalern Reisegeld aus der Lazarethkasse dem gewissen Elende entgegen, das ihrer wartet. Ihr Körper ist siech und entkräftet, irgendeines ihrer Glieder hat durch den Schuß seine Thätigkeit verloren; sie sind ausgeplündert und nur nothdürftig bekleidet; man gibt ihnen abgetragene knuppe Mäntel und Leinwandhosen, sie gehen hin mit dem herben Gefühl, daß sie alles für das Vaterland hingegeben und nicht einmal Dank dafür erhalten, und dies ist schmerz-

licher als das Elend selbst, das ihrer wartet. Zehn Thaler bekommt ein Verstümmelter, sechs Thaler und drei Thaler ein Krüppel; Verstümmelten ist der Gnadenthaler noch nicht versagt worden, wol aber vielen Verkrüppelten.

Von einem Transport von 150 Mann habe ich die Ehre, Ew. Excellenz diejenigen Namen beizulegen, die ich in Erfahrung gebracht, die alle theils verkrüppelt, theils brustverletzt sind und alle ganz invalid und denen der monatliche Gnadenthaler versagt worden ist, weil sie nicht nach Jülich wollten. Da hat die Commission denn aufgeschrieben, sie könnten sich selbst ernähren und verlangten ihn nicht; aber diese Unglücklichen sind trostlos heimgegangen am 7. Januar. Noch über funfzig Invaliden waren bei diesem Transport in demselben Fall, allein die Zeit drängte und ich konnte ihre Namen nicht mehr aufnehmen. Alle diese Menschen sind siech, entkräftet und arm; viele haben Frau und Kinder. Die Transporte geschehen im nassen Wetter auf Karren, die nicht einmal mit Leinwand bedeckt sind, viele sind leicht bekleidet, viele müssen unterwegs in Spitälern liegen bleiben; viele Wunden müssen wieder aufbrechen. Von solchen Transporten Reconvalescirter aus Namur, die mit Sorglosigkeit bestellt gewesen, liegen jetzt viele recidiv in den Spitälern zu Köln und einige sind gestorben.

c) Vor vierzehn Tagen wurden aus dem Lazareth zu Deuz 35 Reconvalescenten, welche vom edeln Frauenverein zu Mühlheim eigenhändig mit etlichen 60 Thalern beschenkt worden, entsendet. Der Dirigent zu Deuz machte von diesem Geschenk Erwähnung, welche zugleich mit dem Transport nach Köln an die Commission gelangte. Zwei Pommern vom Regiment Kolberg, Martin Wilke und Joachim Tiede, ersterer amputirt am rechten Arm, wollten mit der Sprache des Geschenkes

nicht heraus, als die Commission sie befragte. Sogleich ließ der Oberstlieutenant die beiden in Arrest werfen. Den übrigen 33 wurde bei Heller und Pfennig von den ihnen zukommenden sechs oder drei Thalern das abgezogen, was der Frauenverein schon gegeben hatte. Der Musketier Tiede kam aus dem vierundzwanzigstündigen Arrest nach Deuz und erzählte den dortigen Einwohnern, welche sich an ihm gütig bezeigt, die an ihm und dem Wilke verübten Elendigkeiten. Er setzte hinzu, daß sein Kamerad, über die unwürdige Handlung empört und als Amputirter immer noch reizbar, eine Entzündung am abgenommenen Arm bekommen habe und nun im Hospital Cäcilienkloster an den Folgen des Arrests liege. Dem Joachim Tiede war gleichfalls von seinem Reisegeld, das der Frauenverein gegeben hatte, abgezogen worden. Scharnhorst's edle Tochter, Frau Gräfin von Dohna, hatte mir den Wilke ganz besonders empfohlen und die vereinte Sorgfalt des Stabsarztes Lehmann (vom Hauptfeldlager Nr. 1) und des Wohlthätigkeitsvereins hatten ihn, der in Gefahr war, gerettet. Wie sehr es empört, wenn die Frucht langer Sorge, Pflege und Aufopferung durch solche Mishandlungen zerstört wird, werden Ew. Excellenz leicht ermessen. Der Herr Pfarrer Mühlinghausen in Mühlheim und ich haben uns überzeugt, daß der gute Mensch wieder auf das Krankenlager zurückgeworfen ist. Sie werden auch wissen, ob es dem Kriegsrecht gemäß ist, einen braven verstümmelten Krieger von unbescholtenem Ruf um eine Kleinigkeit in Arrest thun zu dürfen. Mir ist das Kriegsrecht unbekannt, aber die Rechte der Menschheit erkenne ich klar, und dies gibt mir den Muth, sie zu vertreten, da, wo Hülfe zu hoffen ist.

d) In trostlosem Jammer gehen in ihre Hütten die Schmerzensopfer nach siebenmonatlichen Leiden im Hos-

pital mit ihren kaum vernarbten Wunden, hinausgestoßen in das sorgenvolle Leben wie ungerathene Kinder, nachdem sie alles aufgeopfert haben. Das will unser König nicht, das wollen die edeln Führer der Heere nicht; doch ist nicht jedes Wort überflüssig, nachdem ich diese Angelegenheit in Ew. Excellenz Hand gelegt?"

Diesem Briefe an Se. Excellenz, Grafen von Gneisenau, füge ich hier noch nachstehende Anmerkungen bei:

a) Es ist mir entfallen, warum die armen Invaliden es für ein Unglück hielten, nach Jülich zu müssen; wahrscheinlich wartete ihrer dort schwere anstrengende Arbeit, wie man sie Missethätern auflegt, und sie, welche das Vaterland retten halfen, würden in eine Reihe mit dem Abschaum der Menschheit gestellt worden sein. Ihr Widerstreben war natürlich und gerecht. Was würde aus einem Kriege, in welchem der Soldat nicht von Ehrgefühl beseelt wäre? Er ist kein Schachbauer aus Holz geschnitzt, er tritt als beseelter Mensch in die Reihen der Krieger. Er strebt nicht nach Beförderung, nicht nach Beute noch Gold. Keine Gedenktafel an seiner Ruhestätte bezeichnet seine Thaten. Er ist Sache geworden und hat beim Eintritt in das Feld auf alles verzichtet, was ihn als Mensch beglücken könnte. Der, welchen der Tod verschont, hat nichts von der Zukunft zu erwarten, als Verkrüppelung, Verstümmelung, die mehr als einmal überflüssig wäre, und ein Stück hartes schwarzes Brot für den Rest seiner Tage.

b) Es war harter Winter, wo diese Maßregeln barbarisch zu heißen waren.

c) Alle diese schaudererregenden Thatsachen könnten noch heute beglaubigt werden. Bei den Acten meines Processes liegen Namen der Individuen und ihrer Aufenthaltsorte, die ich als Zeugen meiner Aussagen ange-

geben hatte. Das Kammergericht, der Informationscommissär Theodor Amadäus Hoffmann, welcher kein anderer war, als der berühmte Schriftsteller dieses Namens, selbst Sr. Majestät Friedrich Wilhelm III. und der Fürst Staatskanzler kannten alle diese Thatsachen. Es galt keine Kleinigkeit: nicht allein der gute Name einer unbescholtenen Frau, die keine Opfer gescheut hatte, um für die gute Sache zu wirken und welcher von einer Rotte Unmenschen Gefängniß und Geldbuße zugedacht war, hing von der Erläuterung dieser Angelegenheit ab; auch die Invaliden hätten Schadloshaltung erlangen sollen. Doch meine Widersacher hatten eifrige Freunde, und man wird sehen, daß es auch hier unvermeidlich war, dahin zu wirken, daß der Pelz gewaschen wurde, ohne daß man ihn naß machte. Geheimrath Gräfe, dessen Herz feurig gegen Unbilden aufgebracht war, hielt dennoch den esprit de corps gegen mich aufrecht. Sein Personal hatte viel Geist, es war geschickt und schrieb Protokolle, gegen deren Kalligraphie nichts auszustellen war. Die Aerzte des alten Görcke, Dirigenten und Inspectoren hatten mehr Gemüth, kümmerten sich wenig um äußere Form, mehrere davon waren beibehalten worden.

d) Das bittere Gefühl war es, welches alle Herzen unserer wackern Krieger bluten machte; es konnte mir nicht geahnt haben, welches schwere Geschäft ich übernahm, als ich mich ihrer Pflege widmete. Die Sorge für die Gefangenen und Verwundeten von der Schlacht bei Hanau war eine Bemühung voller Anstrengung, allein der Augenblick belohnte sie, und sie blieb stachellos; wogegen in den Lazarethen alle Bestrebungen für die Linderung der Leiden verkümmert wurden. Es war ein Kampf mit lauter Feinden. Man konnte Gott danken,

wenn man Edelmüthige unter ihnen traf. Dieser Feindseligkeit lag kein persönlicher Haß zum Grunde, sondern meist bei allen das System und im allgemeinen die Gewinnsucht. Den Soldaten sollte von den Summen, die unser großmüthiger König für sie erlegt hatte, das Meiste abgezogen werden, um es nach dem Ausdruck Brenicke's dem Geheimrath Gräfe zu Füßen zu legen, oder auch unter dem nicht minder nichtigen Vorwand, Ersparnisse für den Staat zu erzielen. Dies hieß ebenso wenig im Sinne des Königs handeln, als in dem des würdigen Geheimrath Gräfe. Bei genauer Untersuchung würde es sich herausgestellt haben, daß die saubern Herren dabei nur an sich gedacht, wäre es auch nur in der Absicht gewesen, für vortreffliche Staatsausgaben-Ersparer zu gelten und auf Belobung und Beförderung Anspruch machen zu können. Die Bessergesinnten mußten zu den verübten Greueln schweigen. Selbst der Geheimrath wurde durch die Umtriebe getäuscht, die gegen mich im Werke waren; er lieh sein Ohr erfundenen Märchen, die zu empörend sind, um ihnen hier eine Stelle zu geben und die ich nicht gerügt, sondern blos verachtet habe. Er sagte mir auch unter anderm: „Wir handeln nach Principien, die wir nicht umstoßen können noch wollen; wir gehen verfassungsmäßig zu Werke und üben Menschlichkeit nach allgemein anerkannten Grundsätzen. Wir können nicht die Individuen nach ihren einzelnen Bedürfnissen und Wünschen befriedigen, wir haben es mit den Massen zu thun. Da erscheint mit einmal ein weiblicher Geist, tadelt uns und will alles umgestalten, was wir für nothwendig anerkannt haben, und Sie, gnädige Frau, verwundern sich, daß wir dies nicht hingehen lassen wollen!"

Ich hörte solche Reden stillschweigend an, es war in

Köln kein Ort und keine Zeit, um mich darüber zu erklären; mir ahnte, daß ich nach Berlin kommen müßte; es geschah. Dort ging die Sache schon besser, und Gräfe hat mir dort vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Im Brockhaus'schen Conversationslexikon, wo unter andern unrichtigen Umständen auch angeführt wird, daß ich nach dem Tode meines Mannes wieder Paris bewohnte, steht wie eine Rüge, daß ich bei meiner Behandlung der Lazarethangelegenheiten nicht weiblich zu Werke gegangen wäre. Schlimm genug, daß kein Mann aufgetreten ist, die Rechte der Menschheit zu verfechten, Dr. Frowein allein ausgenommen, der mit Kraft und Muth Unbilden aufdeckte, und die Wahrheit vor das Forum des Publikums brachte. Er hat unter andern Zeugen auch mich aufgeführt, und ich habe seiner gerechten Erwartung gewissenhaft entsprochen. Herr Professor Daniel Voß in Halle, damals Herausgeber der Zeitschrift „Die Zeiten", hat verschiedene Aufsätze in meiner Angelegenheit daselbst abdrucken lassen und später das Erkenntniß des königl. Kammergerichts dort aufgenommen. Es steht im Octoberheft des Jahres 1817. Nach vielen Lobeserhebungen meiner Handlungsweise äußert der Professor, „daß ich vollkommen im Rechte war, die Mängel in der Verwaltung der Lazarethe zu tadeln, daß man aber einsehen muß, daß diese Mängel verfassungsmäßig waren". Er würde in große Verlegenheit gekommen sein, wenn man ihn aufgefordert hätte, eine solche Behauptung zu rechtfertigen. Er saß zwischen zwei Stühlen; alle gewichtigen öffentlichen Stimmen vereinigten sich, die Unbilden der Behörden gegen unsere wehrlosen Vaterlandsvertheidiger zu tadeln. Auch er konnte nicht anders als der Wahrheit die Ehre geben, und überbot so-

gar die andern Publicisten in der Anerkennung meines redlichen Wollens und Handelns; er ließ sogar meinen Brief an den Grafen von Gneisenau drucken, allein er wagte zu behaupten, daß die Mängel, über die ich klagte, verfassungsmäßig wären, und diese Behauptung widersprach der gesunden Vernunft und der Wahrheit. Professor Daniel Voß beging noch ein Unrecht gegen mich im Laufe des Sommers 1817. Ich hatte ihm eiligst einiges mitzutheilen, dictirte den Aufsatz an eine Freundin, Fräulein v. H., die schon mehrere hübsche Sachen in Zeitschriften gegeben, und schickte ihn Herrn Voß für sein Journal, da mir nicht im Traume einfiel, daß orthographische Fehler darin stehen könnten. Nicht lange darauf erschien mein Aufsatz mit der Bemerkung, er sei mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt. Der Herausgeber konnte genau wissen, daß dieser von Fehlern wimmelnde Aufsatz nicht von meiner Hand war, er konnte sich erinnern, daß ich ihm nur ein untadelhaftes Manuscript geschickt, und brauchte mich nicht vor der ganzen Lesewelt lächerlich zu machen. Ich blieb ihm nichtsdestoweniger dankbar für den bisher bewiesenen Eifer und guten Willen, und begnügte mich mit einer Rüge seines Benehmens.

Ich erwartete schweigend die Wirkung meines Briefes an Graf von Gneisenau. Ich bemerkte öfters hämische Blicke, triumphirende Mienen; doch ich kümmerte mich nicht darum. Ein Offizier, der einen Transport heimkehrender Invaliden befehligte, sah mich mit bekümmerter Miene am Rheinufer stehen und rief mir höhnisch zu: „Ach, da ist ja die barmherzige Pflegerin unserer Soldaten; sie wird wohlthun, sich nach Hause zu begeben, denn sie hat hier nichts zu suchen; sie will wahrscheinlich bei nächster Gelegenheit auf Pelzmäntel für die

Invaliden antragen und Tuchhosen für sie verlangen; über die Wagen soll gewiß eine Plane gezogen werden." Ein Blick von mir hieß ihn verstummen. Ich nahm noch Abschied von unsern guten Kriegern, die im Begriff waren, die Fuhrwerke ohne Stroh und Decke zu besteigen, und ging mit schwertrauerndem Herzen zu Hause. Einige Tage darauf erschien derselbe Offizier in meinem Zimmer, doch mit ganz veränderter Miene. Er bezeigte mir Kummer wegen der zugefügten Kränkung und bat mich um Erlaubniß, mir etwas eröffnen zu dürfen. Es sei nämlich gegen mich etwas im Werke, er dürfe nicht sagen was; doch er wolle das einzige Mittel ergreifen, das ihm übrig bliebe, sein neuliches Betragen wieder einigermaßen gut zu machen und mir rathen, den Abfahrplatz der Invaliden beim nächsten Transport nicht zu besuchen, denn er selbst sei nicht im Stande, mich zu beschützen. Er sei durch Verleumdungen gegen mich verhetzt worden, habe aber nun sein Unrecht eingesehen und bäte mich von ganzem Herzen um Verzeihung. Ich sicherte ihm diese gern zu und überlegte in meinem Herzen, was nun zu thun sei. Mein reines Bewußtsein hob mich über alle Umtriebe meiner Verfolger hinaus, doch ich stand schutzlos in Köln am Rhein, man konnte mich gewaltsam aufheben, in ein Gefängniß bringen und mich auf eine lange Zeit von meinen Kindern trennen. Diese Vorstellung überwog jeden Hang der Gefahr zu trotzen und ich beschloß, mich mit Klugheit zu waffnen, da ich Gott und mein gutes Recht zu Beschützern hatte. Wenige Tage nach diesem Vorfall kam ein Gerichtsdiener, der mir einen Zettel überbrachte, Feder und Tinte verlangte, ein Wort auf den Zettel schrieb, ihn dann auf den Tisch legte und sich schleunigst entfernte, ohne nur ein Wort hervorzubringen. Ich las, es war ein Man-

dat, am dritten Tage nach Empfang deſſelben vor dem Zuchtpolizeigericht zu erſcheinen.

Andern Morgens früh begab ich mich mit meinem Zettel zum Präſidenten von Lambert, den ich früherhin als einen Ehrenmann hatte rühmen hören. Er empfing mich mit ſichtlicher Bewegung und erſuchte mich, ihm mitzutheilen, was mich zu ihm führe. Ich trug ihm meine Angelegenheit der ſtrengſten Wahrheit gemäß kurz und ausführlich vor. Er ſagte mir ſanft und herzlich: „Sie haben in ein Wespenneſt geſtochen. Hören Sie jetzt den Rath, den ich Ihnen geben darf. Bemühen Sie ſich nach der Kanzlei und verlangen Ihre Anklageacte zur Einſicht, wie auch nicht minder alle übrigen Papiere, die auf Ihre Sache Bezug haben. Will man ſie Ihnen verweigern, ſo beſtehen Sie darauf und berufen ſich auf mich, dann wird man ſie Ihnen unweigerlich aushändigen. Leſen Sie die Acten aufmerkſam und machen Sie ſich Auszüge daraus; mit dieſen begeben Sie ſich zu Ihrem Advocaten. Sie haben doch einen?“ Ich nannte ihn; ich weiß nicht, welcher Mann von Ehre und Gefühl ihn mir zugewieſen hatte. Der Präſident rief aus: „Da ſind Sie an den rechten Mann gekommen, der wird Ihnen einen Rath geben, den ich Ihnen vermöge meiner Stellung nicht geben darf, dieſen befolgen Sie, Gott wird Sie ſchützen!“ Mit tiefgerührtem Herzen nahm ich von dem würdigen Greiſe Abſchied und eilte zum Advocaten Wilhelmi, den ich ſchon bei meiner Ankunft in Köln wegen der Unterſuchung, die ich betreiben wollte, zu Rath gezogen hatte. Sein erſtes Wort war: „Da iſt leicht zu helfen, gehen Sie nach Berlin, da fürchten ſich die Canaillen.“ Ich dankte von ganzem Herzen, ich hatte mir dieſen Rath ſchon ſelbſt gegeben; allein ich hatte kein Geld. Nach einiger Ueberlegung begab

ich mich zu Herrn Bernhard Boisserée, dem ältern Bruder meiner Freunde Sulpitz und Melchior, welcher schon einigemal Geld aus Paris für mich bezogen hatte. Ich trug diesem würdigen Manne mein Anliegen vor, schrieb drei Wechsel, deren Betrag er vom 1. März bis zum 1. Mai beziehen konnte, und schickte mich zur Abreise an.

Die Vorladung an mich war auf den 24. Februar festgestellt. Ich schrieb dem Präsidenten des Zuchtpolizeitribunals, Herrn Begasse, daß er kein Befugniß habe, mich vor sein Gericht zu ziehen, daß ich nach Berlin eile, um meine heilige Sache vor den Thron zu bringen.

Während der Tage, die zwischen meiner Vorladung lagen, wurden andere Sachen abgehandelt, und da ich noch unschlüssig gewesen war, ob ich nicht vor meiner Abreise selbst erscheinen wollte, so wollte ich einer solchen Verhandlung beiwohnen, um so mehr, da die angezeigte sehr interessant sein mußte. Ein würdiger Greis, Advocat Eschenmeier, sollte erscheinen, um sich wegen der Anklage, den Generalgouverneur Sack beleidigt zu haben, zu vertheidigen. Dieser Rechtsfall hatte Aehnlichkeit mit dem meinigen. Eschenmeier war vorgeladen, weil er im Namen und Auftrag mehrerer Bauern eine an Se. Majestät den König selbst gerichtete Vorstellung aufgesetzt hatte, in der sich die Bauern über Bedrückungen beklagten und um Abhülfe baten. Diese Bittschrift wurde als Anklagestück vorgelesen. Ich erinnere mich, daß der Ausdruck incriminirt war: der Generalgouverneur Sack schiene ganz besonders in der Absicht, seinen Sack zu füllen, in dies Land gekommen zu sein. Dieser allerdings unzeitige Ausfall wurde als Hauptgrund der Verurtheilung aufgestellt. Uebrigens war die Vorstellung ernst

und würdig. Eschenmeier vertheidigte sich in einem meisterhaften Vortrage gegen die Anklage des Generalprocurators von Saudt; er hob zugleich noch besonders hervor, daß es nicht gesetzmäßig wäre, einen Brief an Se. Majestät den König zu einem Beweisstück für eine Injurienklage zu benutzen. Er sprach kräftig über das schwere Unrecht, welches den Bauern nachweislich durch Erpressungen geschähe, und wie wenig eine solche Behandlungsweise geeignet sei, Vertrauen und Liebe für die neue Regierung zu gewinnen. Die Rede des alten Rechtsgelehrten ging den wenigen Zuhörern im Saale durch Mark und Bein. Es wurde nun zur Erwägung der Gründe, der Anklage und der Vertheidigung, sowie zur Abfassung des Urtheils geschritten. Jedermann war auf das Urtheil gefaßt. Eschenmeier wurden fünf Jahr Festungsstrafe und 5000 Francs Geldbuße zuerkannt, weil er Se. Excellenz den Generalgouverneur in Ausübung seiner Functionen beleidigt habe. Ich hielt es für angemessen, dem Greise mein Gefühl zu bezeigen und ihm von meiner Angelegenheit, welche soviel Aehnlichkeit mit der seinigen hatte, zu sprechen. Er lächelte wehmüthig. „Mir war schon alles bekannt, was Sie angeht, Ihre Sache ist auf allen Lippen, man ist empört und beklagt Sie allgemein. Personen wie Sie und ich müssen condemnirt werden, um die Behaglichkeit ihrer Ankläger nicht zu stören. Auch Ihnen ist Gefängniß und Geldbuße zugedacht." „O, das sollen sie nur thun", rief ich flammend aus, „sie werden es schwer büßen." Eschenmeier lächelte wieder bitter und wehmüthig. „Es wird denen kein Haar gekrümmt werden. Sie sind verloren, edle Frau, wenn Sie dem Schlage nicht ausweichen. Bedenken Sie Ihre armen Kinder, Ihre Gesundheit, die Kerkerluft, die grobe Kost, welcher im Nothfall

leicht noch ein Beisatz gegeben werden könnte.“ Ich sah ihn mit Erstaunen an. „Verstehe ich Sie recht?“ fragte ich. Er rief: „Ja, man wird suchen, Sie auf alle Weise aus dem Wege zu räumen; doch Sie haben das Recht, sich der Gewalt zu entziehen. Sie haben noch keine sechs Monate Domicil in Köln, gehen Sie nach Berlin, Ihrer Vaterstadt, Sie haben sich für die gute Sache verwendet, niemand kann Ihnen etwas anhaben. Ueberlegen Sie die Sache, sie hat Eile.“

Ich blieb gedankenvoll zurück, nachdem mich der edle Greis verlassen hatte; ein brennendes Verlangen, den Kampf durchzukämpfen, am 24. Februar selbst zu erscheinen und mich und die Sache der Menschheit zu vertheidigen, kreuzte sich in mir mit der Besorgniß, vor Gericht kraftlos zu verstummen, zermalmt vom Gewicht meines Schmerzes, erdrückt vom Andrang meiner Empfindungen. Aus diesem bittern Kampfe mit mir selbst ging zuletzt der Entschluß hervor, dem Rathe erleuchteter Männer zu folgen und nach Berlin zu eilen. Ich schrieb dem Präsidenten Begasse, wie schon gemeldet, und zählte meine Rückstände, die nicht gering waren, weil ich meine eigenen Einnahmen meinen Wohlthaten widmete und meine Bedürfnisse auf Credit nahm. Im Frühling, wo ich meine besondere Einnahme zu erwarten hatte, wollte ich alles wieder ausgleichen; doch es kam nicht dahin, weil ich fortmußte. Ich nahm schmerzlichen Abschied von meinen Pfleglingen, die nach ihren verschiedenen Leiden abgetheilt waren. In welche Station ich auch kam, glaubte ich, diese sei die beste, so lobenswerth war eine jede. Freilich ist es möglich, daß die langen Leiden dieser Verwundeten so heilsam auf ihr Gemüth gewirkt hatten, das ursprünglich wilder war. Zu den bedauernswürdigsten gehörten die Augenkranken. Die Aerzte äußerten, das Uebel sei endemisch, epi-

demisch und contagiös. Besserung gehörte zu den seltensten Fällen; man sah im Gegentheil einer bedeutenden Menge unheilbarer Erblindungen und an Schwäche der Sehkraft Leidenden entgegen. Ich habe nicht erfahren, welches ihr Schicksal war, wiewol ich mich viel mit ihnen beschäftigt hatte. Auch das ärztliche Personal widmete ihnen besondere Sorgfalt. Ich erwähne noch im Vorübergehen, daß ich beim Verwalten der Gelder manchen Misbrauch wahrnahm; doch ist hier der Ort nicht, ausführlicher auf diesen Punkt einzugehen. Halb scherzhaft, halb wehmüthig war mir dabei zu Muthe, als mir ein Entrepreneur der Spitalkost, von welcher mir Geheimrath Gräfe mit Entrüstung klagte, daß sie vergantet worden sei, mit ernster Miene versicherte, er liebe die Soldaten wie seine Kinder, und wenn welche stürben, so litte er nicht, daß sie in schlechte Tannenholzsärge kämen, sondern er ließe jedem einen Sarg von Eichenholz machen. Ich verschwieg ihm meine Ansicht nicht, daß es mir lieber wäre, sie bekämen kräftigere Suppen und weicheres, saftigeres Fleisch. Schon früher hatte ich erfahren, daß man sie allerdings in eichenen Särgen zu Grabe führe, aber im tannenen Schnepper in die Erde senkte. Von den Damen, die sich speciell mit den Kranken befaßten, kann ich wenig sagen, weil ich verhindert war, sie aufzusuchen, sie waren weit weg umher verstreut, ich weiß nicht mehr wohin. Ich erinnere mich noch, daß eine mir aus Berlin bekannte Witwe, Frau Hauptmann von Tuchsen, in Löwen war, von wo aus sie mir öfters schrieb. Die Briefe enthielten interessante Data; ich erinnere mich noch einiger Worte aus dem einen: „Mich lassen die Herren gewähren und machen mir keine Chicane. Ich kenne meine Soldaten, waſche ihnen die Hände und das Gesicht, bringe ihnen gute Bissen, wo

ich kann, ſchaffe ihnen ihren Kaffee wenigſtens an Sonntagen und beſorge ihnen, wo es mir möglich iſt, feine Hemden, weil die Commißhemden den ſchwer Verwundeten wehe thun. Uebrigens laſſe ich fünf gerade ſein, probatum est!" Die Pfleglinge der Frau von Tuchſen, deren ich viele ſah, als ich in Berlin war, lobten ſie ſehr. Sie iſt dieſelbe, die einen großen Brillantring von hohem Werth, den ihr der Kaiſer Alexander verehrt hatte, ausſpielte, um die 1000 Thaler, welche die Loſe eintragen ſollten, Sr. Majeſtät dem König zu Füßen zu legen. Auch ich nahm ein Los, werde es aber wol ſchwerlich gewonnen haben, denn ich habe von der ganzen Sache nichts mehr gehört.

III.

Reiſe nach Berlin. — Freiſprechung. — Schriftſtelleriſche Arbeiten.

Beim Buchhändler Rommerskirchen, der meine Vertheidigungsſchrift für Ernſt Moritz Arndt hatte drucken laſſen, hielt ich mich am 24. Februar auf, um meinen Reiſewagen zu erwarten. Ich hatte meine Freunde und Bekannte dorthin beſchieden, um Abſchied von ihnen zu nehmen; ich weinte heiß, unaufhaltſam; meine treue Babet, die ich zurücklaſſen mußte, war nicht minder als ich erſchüttert und angegriffen, ſie begleitete mich bis Düſſeldorf, von wo ſie mein Wagen am andern Morgen nach Köln zurückbrachte. Wir hatten ſtatt des Nachteſſens ſowie am andern Morgen Thee getrunken, und dafür und für drei Betten in einem kleinen Hinterzimmer mußte ich zwölf Francs zahlen; dies erſchien mir etwas viel für ein bischen warmes Waſſer und ein knappes Stückchen Butterbrot. Die Nacht durch war kein Schlaf in meine Augen gekommen, denn mein Herz war zu bewegt, zu voll, um Ruhe zu finden; dabei fühlte ich mich zu matt, um vor dem Zubettlegen noch einige werthe Familien in Düſſeldorf aufzuſuchen; auch war mein Reiſegeld ſehr knapp, die

Witterung feindselig und die Etappenstraße, die ich wegen meiner Marschroute nehmen mußte, durch die häufigen Durchmärsche bodenlos. In Elberfeld suchte ich den damaligen Prediger Strauß auf, der dort mit seiner liebenswürdigen Schwester zusammenwohnte. Er war mir durch die Mittheilungen seines Freundes, des Grafen von Loeben, und durch seine „Glockentöne" unendlich werth. Die Geschichte meiner Verfolgung ergriff ihn tief. Ich verlebte einen entzückenden Abend dort, einen Vorläufer der vielen Vergeltungen, die mir nach so vielen unbeschreiblichen Leiden zu theil werden sollten. Nicht aller Ruhepunkte meiner Reise kann ich hier erwähnen. Einer der erquickendsten und beseligendsten war bei der Witwe Majorin von Blomberg und deren Söhnen. Die theure Frau schrieb mir noch einigemal nach Berlin. In Lippstadt erkrankte ich nach einer entsetzlichen Nacht voll Drangsale und Gefahr. Alle Fuhrwerke waren so sehr in Anspruch genommen worden, daß ich Extrapost nehmen mußte. Der Weg ging durch Wasser, welches den Pferden bald bis an den Bauch ging; sie waren heut über Gebühr in Anspruch genommen, legten sich ungefähr drei Stunden vor Lippstadt nieder und konnten trotz aller Bemühungen des Postillons nicht zum Aufstehen gebracht werden. Er erklärte, daß er Vorspann suchen müßte und versprach, bald wiederzukommen. Sowie er die Pferde abspannte und diese sich von der Last des Wagens frei fühlten, machten sie sich vom Eise los. Das Handpferd nahm den Postillon auf den Rücken und enteilte mit ihm wohlgemuth nach Lippstadt. Ich blieb in unbeschreiblichen Aengsten zurück. Wir hatten keine Erquickung, keine Stärkung, keine Decke, uns vor dem Frost zu schützen, der bei heftigem Sturm immer schärfer wurde; uns selbst überlassen, waren wir in einem Korbwagen jedem Unfall ausgesetzt. Ich blies die Hände

meiner Kinder warm und umſchlang ſie feſt, befahl mich Gott und ſeinem Schutze, des feſten Glaubens, hier in tiefer Nacht umzukommen. Mit einem mal war es, als durchdränge mich eine ſanfte Glut, als flüſtere mir eine Stimme zu: die Gefahr iſt vorüber, und nach einer Viertelſtunde vernahm ich Pferdetrappen im Eiſe, ich betete und dankte Gott. Zwei rieſenhafte Reiter in Fuhrmannskitteln kamen auf den Wagen zu, hieben nicht ohne Anſtrengung die Räder aus dem Eiſe, ſpannten ihre Renner ein und jagten durch das Gewäſſer nach Lippſtadt. Die Bäume auf dem Wege ſtanden beinahe bis an die Wipfel im Waſſer, doch wir kamen glücklich an und hielten vor dem Rathhauſe, wo wir nach einigem Beſinnen einen Einquartierungszettel zu einer Familie Richard bekamen. Ich belohnte meine guten hülfreichen Bauern nach meinen Kräften. Mein Reiſegeld war beinah eingeſchmolzen, doch ich war nicht mehr weit von Detmold, wo die Nichte der großen Katharina lebte und ich der Hülfe gewiß ſein konnte. Die Familie Richard empfing mich, wie ſie nur eine nahe geliebte Verwandte hätte empfangen können. Mich ſchüttelte ein heftiges Fieber; die ganze Nacht hindurch wurde ich gepflegt, mir war zu Muthe, als wäre ich mit Engeln umgeben. Andern Tags, wo ich noch ſehr matt war, jedoch meine Reiſe hätte fortſetzen können, mußte ich den ſtürmiſchen Bitten der Familie nachgeben und mich noch einige Tage erholen. Meine Söhne fühlten ſich dort ſehr glücklich, denn man beſchäftigte ſich unabläſſig mit ihnen. Der Herr Poſtmeiſter hatte mir am dritten Tage nach meiner Ankunft geſchrieben, er müſſe auf Gehorſam für das Geſetz beſtehen, welches vorſchriftsmäßig beſtimme, daß kein Reiſender mit Extrapoſt länger als zwei Tage in dem Ort bleiben dürfe, von welchem aus

er weiter wolle. Ich erklärte ihm unſere überſtandene Gefahr. Er ſah nun ein, daß ich für den Augenblick nicht weiter könne, und die Sache war beigelegt. Der Abſchied von Richard wurde mir und ihnen ſchwer. Ich habe unzählige mal liebend und ſehnend an ſie gedacht und doch nicht ein einzig mal an ſie geſchrieben, gewiß haben ſie mich für undankbar gehalten. Wir langten andern Tags in Detmold an. Vor mir glänzte die angenehme Hoffnung, eine Fürſtin kennen zu lernen, die mit ſtarkem männlichen Geiſte ein gefühlvolles Herz verband. Ich ſuchte den Geheimen Oberconſiſtorialrath Werth auf und wurde noch denſelben Abend, begleitet von meinen Kindern, bei der Fürſtin zum Thee eingeführt. Der Abend verging auf Flügeln; die hohe Frau hatte ausgebreitete Kenntniß der Literatur, ein reiches und reines Gefühl für Poeſie und dichtete ſelbſt ſehr lieblich, doch lenkte ſie bald das Geſpräch auf die Begebenheiten meines Lebens, auf meine Familienſchickſale, auf meine Erfahrungen in den Lazarethen und zuletzt auf den Krieg gegen Napoleon. „Die Zukunft wird beweiſen", rief ſie feurig aus, „daß der große Mann recht hatte, daß ihm die Menſchen unrecht gethan. Die Deutſchheit iſt ein Unding. Der letzte Krieg war eine Gewaltthätigkeit, die durch nichts zu rechtfertigen iſt." Die Fürſtin ſagte noch mehreres in dieſem Sinne, doch ich werde vielleicht nicht die Zeit erleben, wo man unbedenklich ihre Worte wiederholen dürfte.

Andern Morgens beſuchte ich noch den würdigen Generalſuperintendenten Werth. Er verhieß mir ſeinen Abſchiedsbeſuch und kam in etwa einer Stunde, mir im Namen ſeiner Gebieterin einen anſehnlichen Beitrag zu meiner Reiſe nach Berlin zu überreichen. Dies geſchah

unter der Bezeichnung einer Pränumeration auf meine angekündigten auserlesenen Schriften.

Da unser Weg durch Hamm ging, entsann ich mich dort, daß die Familie des Freiherrn Klencke daselbst nahe wohnte, und ich hoffte, gütig aufgenommen zu werden. Den Abend brachten wir sehr angenehm bei der Familie von Reden zu. Philippine, Freifrau von Reden, Tochter des bekannten Schriftstellers Freiherrn Knigge und Schwester des Oberschenks dieses Namens, selbst eine bekannte Schriftstellerin, bezeigte mir warmes Wohlwollen und herzlichen Antheil, und munterte mich auf, die liebenswürdige Familie Klencke zu besuchen, mit welcher sie durch Elise geb. Knigge nahe verwandt war. Ich fuhr am andern Morgen hin.

Schloß Hämelsche Burg prangt ernst und großartig auf einer bewaldeten Anhöhe, umschwebt von großen Erinnerungen. Hier wurde die Macht der Römer vernichtet, hier fielen Augustus' Legionen, besiegt von den Deutschen, weil die rohe Gewalt der wahren Tapferkeit oft weichen muß.

Ich und meine Söhne wurden herzlich empfangen. Bei dem abenteuerlichen Leben der Frau von Klencke waren über die nunmehrige Rechtschreibung des Namens, daß ihr Gemahl ein Klencke sei und das uralte Familienwappen führe, nähere Nachrichten nicht vorhanden. In den Briefen an uns hatte sich seine Mutter von Klenk geschrieben und meiner Mutter ein Phantasiewappen geschickt. Meinem Vater war der Betrug zu verzeihen, er war noch sehr jung, liebte unbeschreiblich, zappelte in den Netzen einer ränkevollen Mutter und einer schlauen heuchlerischen Schwester. Sein braver älterer Bruder, der noch in seiner Jugend der väterlichen Leitung eines würdigen Mannes, des Majors von Klencke,

Commandanten von Bremen, genossen, starb an der Auszehrung. Karl Friedrich's Erziehung war unreif geblieben. Er ließ sich blindlings von der Mutter leiten und von der Schwester beherrschen.

Die Familie von Hämelsche Burg mehrte den Glauben, daß wir aus demselben Stamme entsprossen seien; allein vom Zweige der Klencke Oynhausen herrührten. Ich wurde liebevoll als Verwandtin begrüßt und herzlich ersucht, meinen Namen so zu schreiben, wie die übrige Familie, weil man sich wahrhaft freue, mich unter ihre Mitglieder zu zählen, die nicht blos ihr Wappen adelte, sondern ihr edler Sinn und ihr ruhmvolles Leben.

Ich war sehr kränkelnd auf Hämelsche Burg angekommen, doch ich erholte mich dort vollkommen bei der zärtlichen Pflege und in der liebenswürdigsten Umgebung. Oberst Georg von Klencke war ein geistvoller Mann, der sich sehr verdient gemacht hatte und gern sein Bewußtsein als die einzige Belohnung, die ihm zu theil wurde, aus Kämpfen und Gefahren davontrug. Seine Augen hatten im Felde sehr gelitten, sein kräftiger Körperbau schützte ihn nicht gegen die Nachwehen seiner rücksichtslosen Anstrengungen. Er erzählte mir umständlich, aber mit Gelassenheit, von erlittenem Unrecht; doch ich weiß die rechten Data nicht mehr und kann nur sagen, daß ich aus seinen Berichten die zärtlichste Verehrung für ihn schöpfte.

Ich habe noch von einem Klencke gehört, der diesem Namen, wie ich vernehme, durch wissenschaftliche Bildung, Kenntnisse und Schriften Ehre macht. Er führt mit einigen Abänderungen dasselbe Wappen, jedoch kein „von" und kein Prädikat als Freiherr. Ein solcher Mann kann einen adelichen Titel leicht entbehren, nur historische Romane soll er nicht schreiben, welche mir ein

leihbibliothekarisches Dasein kümmerlich fristen, in die Klasse der Eintagsfliegen gehören, und nicht einmal in die der reinlichsten Gattung. Ich würde die Sache ganz auf sich beruhen lassen, denn die öffentliche Stimme hat sich durch mehrere ihrer geschätzten Organe scharf und vollgenügend über diese Machwerke ausgesprochen. Allein ich halte es für Pflicht, als Enkelin meiner Großmutter und Wohlthäterin, der Karschin, hier öffentlich auszusprechen, daß Herr Dr. Hermann Klencke in seinem historischen Roman „Anna Luise Karschin" ein Lügengewebe von armseliger Ausführung über sie aufgestellt hat. Ihr Betragen war streng sittlich, ihr Wandel tadellos, ihr Charakter rein. Sie litt Noth. Allein gleichwol gingen ihre Dichtungen nur aus innerer Nothwendigkeit hervor. Den großen Friedrich feierte sie, weil die poetische Natur viel Aehnliches mit der Epheuranke hat, die sich gern an einer Säule emporschlingt. Sie feierte ihren Helden aus innerm Drang. Ich glaube, sie lebte wie der Kolibri, vom Thau; denn ich habe sie nie Geld zählen sehen. Wenn welches kam, legte sie es unten in das Schreibzeug, und kümmerte sich nicht darum, was damit geschah. Ihr Leben und Wesen war rein poetisch in jeder Beziehung. Sie lebte in einem harmlosen Selbstvergessen hin, war frei von aller Absichtlichkeit. Eine so edle Todte, die schutzlos im Grabe liegt, anfallen, und wie der Schakal an ihren Gebeinen zehren, ist nicht die That eines Ehrenmannes.

Baron Leopold Klencke, Gatte Elisens, und Vater zweier hoffnungsvoller Söhne, waltete auf Schloß Hämel'sche Burg als Vater und Freund seiner Untergebenen, unaufhörlich auf ihr Wohl bedacht. Ich verlebte schöne Tage der Ruhe und Erholung auf diesem alterthümlichen Sitz, den ich nie hätte verlassen mögen, da

Geist und Herzensgüte hier in so reinem und vollem Einklang standen. Doch ich mußte ja wieder in den Kampf. Es galt ja nicht allein meine Rechtfertigung gegen hämische öffentliche Angriffe, es galt die Rechte der Menschheit, die so bitter gekränkt wurden.

Nachdem meine Kräfte wieder etwas hergestellt waren, eilte ich nach Potsdam, wo mich die edle Adelheid von Bassewitz mit wehmuthsvoller Freude empfing, und mir zweckmäßigen Rath gab, wie meine Sache einzuleiten sei, auch mehrere ausgezeichnete Männer zum Rechtsbeistand vorschlug.

Schon am ersten Tage nach meiner Ankunft in Berlin begegnete mir unter den Linden eine Freundin der Königin Luise, Verfasserin eines Werkes voll Würde und Wahrheit über die unvergleichliche Frau. Ich eilte auf sie zu, doch sie empfing mich kalt, und sagte mir mit schneidendem Tone: „Unsere Wege sind getrennt, der Ihrige ist dunkel, es thut mir um das Andenken und das ihrer herrlichen Mutter weh!“ Dies war nun der erste wahrhaft bittere Kelch, den ich zu leeren hatte. Ich sah die edle Frau ruhig und liebevoll an. „Sie werden“, sagte ich, „anders sprechen, wenn mein Rechtshandel erst im Gang sein wird.“ Sie stutzte und schwieg. Ein zweiter Sturm wartete meiner an demselben Tage. Ich war zu meiner Muhme Thielemann gegangen, die mich liebevoll aufnahm. Nachmittags suchte ich die Wohnung meines geliebten Bruders auf. Ich traf ihn mit seiner Gattin und seinen drei Kindern, die mich sehr wohl empfingen. Er aber gab mir harte Worte. „Du trittst unter dies Dach!“ rief er mir zu, „du bist öffentlich angeklagt! Ich will voraussetzen, daß du unschuldig bist, denn ich habe mir gedacht: die Schwester hat zwei Richtungen vor sich; ist sie schuldig, so flüchtet sie

nach Paris; iſt ſie es nicht, ſo kommt ſie furchtlos hierher und rechtfertigt ſich. Du biſt hier, und dies ſpricht für deine Sache. Doch ich erſuche dich, komme mir nicht vor Augen, bis über deine Strafloſigkeit entſchieden iſt.“ Somit eilte der Bruder aus dem Wohnzimmer hinaus, ohne nur den Blick auf mich zu richten. Ich ſaß wie erſtarrt, bittere Thränen rollten über meine blaſſen Wangen. Meine Schwägerin ſuchte mich aufzurichten, aber vergebens. Ich fühle noch heute, wie mir zu Muthe war. War es denn möglich, ſchwerer gekränkt zu werden? Jedes Wortes unfähig, küßte ich die Kinder, drückte der Schwägerin die Hand, und eilte.

Bei meiner guten Muhme fing ich an mich zu beruhigen, ſuchte am andern Tage nach einer kleinen Wohnung, die ich auf dem Döhnhofſchen Platz fand, und ſann nun auf das, was ich zu thun hätte, um meine Sache zu fördern; denn ich war rein auf die Defenſive angewieſen; an einen Angriff von meiner Seite war gar nicht zu denken. Ich ſuchte zuerſt meinen Rechtsfreund auf, einen Mann von Geiſt, Gefühl und Ehre. Er rieth mir, damit anzufangen: eine Erklärung in die Zeitungen zu ſetzen, und ſie ihm vorläufig mitzutheilen. Ich that es, ſie fiel ganz zu ſeiner Befriedigung aus.

Ein junger vortrefflicher Mann Namens Lange, den ich ſchon in den Niederlanden kennen gelernt hatte, und der einen werthen Verwandten in Berlin beſaß, wo er auf Univerſität war, hatte mir geſchrieben, daß dieſer mündige Mann mir mit einſichtsvollem Rath beiſtehen würde. Ich begab mich zu ihm, und fand glühende Theilnahme, weiſe Beurtheilung meiner Sache. Ich empfing zugleich das Verſprechen, meine bündige und

gemäßigte Erklärung sofort in die öffentlichen Blätter einrücken zu lassen. Von dort begab ich mich zum Justizminister von Kircheisen, der mich mit den Worten empfing: „Scheren Sie mir man nicht, gnädige Frau!“ Meine Kinder erschraken und weinten. Der Minister wurde in wenigen Augenblicken freundlich, und sagte nicht ohne Milde: „Auf Ihnen lastet eine schwere Beschuldigung!“ „Ich weiß es“, antwortete ich gelassen, „ich bin gekommen mich zu rechtfertigen.“ „Wenn Sie das nicht können“, sagte der Minister mit strengem Blick, „so wird man ein Exempel statuiren.“ „Ich hoffe das selbst“, rief ich aus, „die Schuldigen werden der gerechten Strafe nicht entgehen. Ich verlange keine Gnade, ich verlange nichts als strenge Gerechtigkeit, ich bin das meinem Manne, meinem eigenen Namen und den Pflichten gegen mich selbst schuldig!“ Minister Kircheisen erglühte vor Zorn bei diesen Worten, und fragte nicht ohne Hohn: „Sie sind also nicht von Ihrem Manne verstoßen? Sie irren also nicht auf Gerathewohl in der Welt umher, verbreiten Lügen und stiften Unfrieden, klagen nicht die rechtschaffenen Männer an?“ Ich zog ganz stillschweigend einen Brief aus Paris hervor, den ich erst diesen Morgen bekommen hatte, und es fügte sich, daß er meine vollkommene Rechtfertigung von allen diesen aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen enthielt.

Der Minister las ihn aufmerksam durch, gab ihn mir dann zurück und sagte: „Gerechtigkeit soll ihnen werden, das verspreche ich Ihnen! Doch glauben Sie mir, auch wir haben einen schweren Stand. Die exaltirten Gemüther verursachen uns großen Kummer, sie wollen die Welt und die Verhältnisse nicht nehmen wie sie sind. Sie heißen den sicher gebneten Gang der

Dinge den „alten Schlendrian". Das geht doch nun einmal nicht, wir verlangen Recht und Ordnung! Wir kämpfen gegen das Schwanken. Nur das Wohlbegründete, auf sichern Stützen Festgestellte hat Werth und Dauer. Wir müssen das Wohl der Massen im Auge behalten, und können die einzelnen Fälle nicht berücksichtigen."

Der Justizminister entließ mich, noch einmal betheuernd, daß mir volle Gerechtigkeit werden sollte. Ich gestehe, daß ich ihm nicht glaubte.

Ich suchte eine Jugendfreundin, die Frau Präsidentin von Heydebreck, geb. von Brand, auf. Sie bewohnte ein schönes Haus im Thiergarten. Nach einem schmerzerfüllten Jugendgeschick schuf sie sich Trost an der echten Quelle aller Erquickung, in Handlungen der Menschenfreundlichkeit und Milde. Sie besaß drei herrliche Kinder, Minna, Friedrich und Jettchen. Die beiden letztern waren, man begriff nicht weshalb, im Wachsthum zurückgeblieben; doch ihr Geist hatte sich überraschend entwickelt. Fritz war ein gediegener Mensch voll Kenntnisse und Herzensgüte. Jettchen vereinigte die schönsten und seltensten Eigenschaften: sie glich einem wohlgebildeten Kinde von zehn Jahren; ihre regelmäßigen Züge sprachen von Anmuth und Geist; ihr sanfter Blick drang in das Herz; ihr ganzes Wesen war lieblich, ernst und heiter; ihr Herz hatte nie eine andere Regung gekannt, als die der innigsten Menschenliebe; es ging alles innerlich in ihr vor, was sie empfand, nicht daß sie verschlossen gewesen wäre, nur daß sie niemals prunken wollte. Das Gute, Schöne und Rechte war ihr angeboren, sie übte es ohne Vorsatz und Nachdenken, wie die Rose duftet und die Nachtigall singt.

Frau von Heydebreck empfing mich mit aufrichtiger

Herzlichkeit. Ich mußte ihr meine ganze Lage ſchildern, um zu wiſſen, wie mir zu helfen ſei. Da ich meine kleine Einnahme ſchon drei Monate voraus hatte, rieth ſie mir an, Stunden zu geben. Sie ſchaffte mir zuvörderſt eine bei ihrer Nichte Fräulein Antonie von Kamecke, und deren Bruder Eugen, dann beim engliſchen Geſandten von Roſe, endlich einen Freitiſch bei einer liebenswürdigen Schwägerin. Sie billigte meine ganze Handlungsweiſe. Von einer ſo erprüften herrlichen Frau that mir das unendlich wohl.

Ich ſuchte noch meine alten Freunde auf. Keine und keinen hatte der Tod weggerafft. Ich ging nach dem Luiſenkirchhof, der damals einem Walde glich. Ich blickte die Bäume an, als könnten ſie mir ſagen, unter welchem ſie ruht! Ach die Armuth hat zuweilen recht bittere Stunden! Meine ſelige Mutter drückte in ihrem Teſtamente den Wunſch aus, auf ihrer Gruft ein ſchwarzes Kreuz zu haben, in deſſen Mitte ein weißes eingelegtes ſei, mit der Inſchrift: „Es drückt nicht mehr!“ Ich hatte dieſen Wunſch nicht erfüllen können.

Meine Wohnung am Döhnhof'ſchen Platz vertauſchte ich mit einigen Zimmern in der Taubenſtraße, in dem Hauſe, wo Graf Georg von Blankenſee wohnte, und der ſich beeilte, unſere Bekanntſchaft anzuknüpfen.

Graf Kalkreuth, ſein Freund Wilhelm Müller, der vortreffliche Helleniſt und ausgezeichnete Dichter, ſchloſſen ſich dem Bund der früher Genannten an. Sie hatten mit noch zwei Freunden einen Band gefühlvoller Lieder unter dem Namen „Bundesblüten“ herausgegeben. Alle fünf hatten den Feldzug gegen Napoleon mitgemacht und wurden mir ſehr werthe Freunde.

Mein Proceß hatte begonnen. Man hatte mich angeklagt, die Invalidenprüfungscommiſſion verleumdet zu

haben. Ich hatte nicht einmal ihren Namen gewußt, als ich dem Grafen Gneisenau der Wahrheit gemäß berichtete, wie sie mit unsern Invaliden umgingen.

Graf Gneisenau hatte meinen Brief Punkt für Punkt mit rothen Strichen begleitet und zu strengster Untersuchung anempfohlen. Die Beschuldigten selbst führten diese Untersuchung, wahrscheinlich weil man in Köln voraussetzte, daß sie am besten wissen müßten, was an der Sache sei. Das war ganz richtige Logik! Die Herren gaben Punkt für Punkt eine Auskunft nach ihrer Art, und beschlossen damit, mich als Calumniantin zu verklagen und, wie schon erwähnt, auf Gefängnißstrafe und Geldbuße anzutragen. Abbitte und Ehrenerklärung vergaßen sie zu verlangen. Von Delinquenten, als welche sie mich stempeln wollten, verlangt man freilich in der Regel keine. Zum Inquirenten wurde Theodor Amadeus Hoffmann ernannt. Diese Wahl machte mich stolz und froh. So viel gewichtige Stimmen waren bei diesem Rechtshandel laut geworden, daß die Meinung des Publikums sich bereits ganz zu meinen Gunsten ausgesprochen.

Eines Morgens empfing ich ein Packetchen von meinem Bruder. In einige Zeilen gewickelt war das krystalline Petschaft meiner Großmutter Karschin. Mein Bruder beglückwünschte mich, indem er hinzufügte, „er habe mir die Anlage selbst bringen wollen; dies Petschaft gehöre mir zu, weil denn doch einmal in unserer Familie die Krone des Genius ein Kunkellehen sei". Ich küßte Brief und Petschaft. Seit 1801 hatte ich es nicht wieder gesehen. Ich eilte zum Bruder, von meinen Kindern begleitet. Wir freuten uns innig, und blieben für diesen Tag beisammen; er war heiter, die Rosen waren in Fülle aufgegangen, die Herzen beseligt.

Eine Frau von Rieben wurde uns zugeführt, die uns ihre Wohnung anzutragen kam, welche sie wegen unvermutheter Abreise verlassen mußte. Man wurde bald einig über die Bedingungen, und in wenigen Tagen waren wir unter demselben Dache vereinigt.

Mich und meinen Bruder hatte das Wiederfinden des Petschafts der Großmutter, welches seit September 1802 verschwunden war, freudig bewegt. Es war ein Geschenk des edeln Domdechanten Freiherrn Spiegel von Diesenberg aus den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, geschmückt mit poetischen Sinnbildern und aus der ersten Krystallstufe gehauen worden, welche dieser Freund aus Diesenberg gewann. Nach dem Tode der Mutter fand es sich nicht in ihrem Nachlasse vor. Mein Bruder glaubte, ich hätte es nach Paris mitgenommen. Ich dagegen meinte, mein Bruder besitze es selber. Der es in Händen hatte, Ramens Bratsch, sprach nicht davon. Jetzt, im Mai 1816, als ein neues Dienstmädchen zu meinem Bruder kam und er ihr Attest durchsah, fiel ihm das Siegel auf. Er wußte es sich in einer halben Stunde zu verschaffen und brachte es mir. Dies Wiederfinden eines Familienkleinods rührte uns freudig und mutherhebend.

In ruhiger Erwartung des Ausgangs meines Processes setzte ich meine Geschichte „Emma" fort. Ich war von meinen Papieren in Heidelberg getrennt; wollte ich „auserlesene Schriften" haben, so mußte ich geschwind welche schreiben.

Die gute liebenswürdige Pastorswitwe Hensel, Mutter Wilhelm Hensel's und seiner Schwestern Luise und Minna, bewohnte ein Häuschen in Schöneberg. Dorthin ging ich jeden Morgen mit meinen Kindern. Mein Essen wurde mit dem der Familie zugleich bereitet. Mir

war zu Muth, als könnte ich nur dort schreiben. Das Zimmer lag hoch und freundlich; die Wipfel der Bäume säuselten, reine Lüfte wehten mit Düften vom botanischen Garten her. Luise und Minna kamen oft an meinen Schreibtisch und freuten sich meiner Arbeit. Mittags gingen wir in das Zimmer der Pastorin, wo uns unser einfaches Mahl einladend entgegendampfte. Gegen Abend ging es in ein Wäldchen, welches mir Luise Hensel als den liebsten Spaziergang unsers Freundes Adalbert von Chamisso bezeichnete. Hier sprachen wir viel und mit Liebe von ihm. Er war eben auf seiner Fahrt in die Welt begriffen, und begleitete Otto von Kotzebue. Diese Reise wurde stark durch Misverständnisse gestört, doch ging sie im ganzen glücklich von statten.

Chamisso brachte eine große Ausbeute von Blumen und Pflanzen heim. Als er sie auspackte, sagte er zu seiner Köchin mit seinem französischen Accent, der sehr artig in seinem Munde klang: „See—en Sie, dies Eu ist Gold, und dies Papier ist auch Gold, da darf nichts von abkommen."

Luise Hensel gehörte zu den Zierden des anmuthigen Kreises, den das Stegemann'sche Haus in sich vereinte. Laura Gedicke, späterhin dem liebenswürdigen Friedrich Förster verlobt, und andere holde Mädchen, umblühten Hedwig von Stegemann wie ein duftender Kranz. Unter den männlichen Gestalten der Abendgesellschaft war Clemens Brentano der älteste und merkwürdigste. Ein noch nicht ausgeglühtes Herz, eine noch nicht verstummte Aeolsharfe, ein noch flammendes dunkles Augenpaar! Er war unter vielen Menschen schweigsam, in der heitern Umgebung seines Kreises zuckte zuweilen seine Rede wie ein gewaltiger Blitz durch eine laue Sommernacht. Ich wußte von ihm durch entzückende Briefe, die mir Görres

vorgeleſen hatte. Sein Weſen kam mir darin vor wie eine Epheuranke, die hoch und einſam in den Lüften umher nach einem Felſen ſucht. Er kokettirte mit Witz und Spott wie ein Edelſtein mit Farbenſtrahlen, die ein heiteres Spiel mit der Sonne treiben. Er lebte in den Zauberkreiſen der Phantaſie, verſchmähte die Welt und ihre Bedingniſſe, und konnte doch von ihr nicht laſſen. Seine erſte Gattin, Sophie Moreau, bekanntlich eine unſerer lieblichſten Dichterinnen und ganz Poeſie und Innigkeit, blieb unverſtanden an ſeiner Seite. Sie ſtarb im Harm dahin. Vielleicht hatte er nie erfüllt, was er hingeriſſen von Leidenſchaft verhieß, weil er lange Zeit hindurch in dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaften nur ein Traumbild erblickte, das ſeine Phantaſie geſchaffen hatte, wenn es gleich in Wahrheit viel ſchöner war als ſeine Einbildung. Er nahm dann Rache an dem armen Herzen, daß ſich ihm hingegeben, und zerriß es in unauslöſchlicher Wuth. Er war jung geblieben, bis er ſtarb Er glühte für die Religion mit verzehrender Flamme, wie ehemals für die Liebe. Nur wenige Jahre vor ſeinem Tode hatte er ihr entſagt, nachdem ſein oft ſo ſchwankendes Herz ſich zu ihr emporgerungen und in ihren Süßigkeiten geſchwelgt hatte. Der Gegenſtand ſeiner Liebe war die Verwirklichung ſeines Traumbildes. Die Seinige konnte ſie nicht werden. Beide trennten ſich, um in der Religion die Verſchmelzung ihres Weſens zu ſuchen.

Durch die umſichtige Führung Hoffmann's behielt meine Rechtsſache ihren feſten Gang. Die Verhöre, welche ich zu beſtehen hatte, wurden in einem rechtlichen Sinne geleitet. Die Protokolle, höchſt geiſtvoll aufgeſetzt, ſollten gedruckt werden. Ich fürchte, ſie ſind vernichtet. Hoffmann war ganz vom Ernſt und der Würde

seiner Mission durchdrungen. Eine unschuldig peinlich angeklagte, unbescholtene Frau, die sich allen Gemächlichkeiten einer bescheidenen aber ruhigen Lage entrissen hatte, um arme Leidende wie eine Mutter zu versorgen, und fern von jeder Nebenabsicht, ihre Gesundheit daran gewagt, mußte aus einem höllischen Gewebe herausgezogen werden, um nicht durch Schmach und Gefängniß ihre Bestrebung für eine gute heilige Sache zu zahlen.

Das erste der Verhöre, die ich zu bestehen hatte, ging auf dem Kammergericht vor. Ein Referendarius war zugegen. Es wäre gescheidt gewesen, wenn ich seinen Namen aufgeschrieben hätte, denn ich weiß ihn nicht mehr. Es war ein geistvoller Mann von Ehre und Gefühl. Es leuchtete mir ein, daß Hoffmann sowol als der Referendarius, in der peinlichen Empfindung, die sich ihrer bemächtigte, als sie auf Anordnung des Justizministers die Schuldigen unbeunruhigt lassen mußten, statt die Schuldlose sogleich in ihr Recht als Klägerin einzusetzen, nun alles aufbieten wollten, um mich dafür zu entschädigen, daß ich gewissermaßen als Delinquentin behandelt wurde.

Das zweite und dritte Verhör wurde bei Hoffmann abgehalten. Ich hatte seine Wohnung noch nicht gesehen, er hatte die Wände selbst ausgemalt. Das schönste Zimmer war auf überraschend sinnreiche Art mit den Zierathen ausgeschmückt, die auf seine Oper „Undine" Beziehung hatten. Mit zwei wunderkleinen zarten Händchen, und einer Gestalt vom regelmäßigsten Knochenbau, mit seinen zwei Funkelaugen, deren Augäpfel so unbeweglich waren, daß gewiß niemand erfahren hat, ob diese Augen groß oder klein, mit feinen feinen Lippen, die man niemals lächeln sah, glich Hoffmann einem gespenstischen Wesen, an welches die Natur nur das unent-

beträchtliche Quantum von Fleiſch und Bein gewendet hatte, um es unter die Körper reihen zu können. Glut und Beweglichkeit war alles, was man von ihm wahrnahm. Manche höchſt geiſtvolle Männer ſtehen unabgeſondert durch ihr Aeußeres zwiſchen den übrigen Menſchen da. Hoffmann war von innen und außen ein Weſen für ſich, wie man noch nie eines geſehen. In manchen Beziehungen erinnerte jedoch die Erſcheinung des franzöſiſchen Miniſters Thiers an Hoffmann. Auf die übrigen Analogien dieſer zwei genialen Männer, wenn es welche gab, kann ich mich hier nicht einlaſſen.

Als ich bei Hoffmann angelangt war, ſahen wir uns lange ſtillſchweigend an. Ich wagte einige Scherze, die ihm das erſte und einzige Lächeln entlockten, welches ich auf ſeinen Lippen ſchweben geſehen. Wir beide empfanden die Ironie des Geſchicks, das zwei Dichter wie wir in einer ſolchen Lage einander gegenüberſtehen, ich hätte beinahe geſagt, miteinander cavambolizen ließ.

Als eine durchaus lyriſche Natur, will ſagen eine träge, habe ich wenig von den merkwürdigen Worten behalten, die mir im Leben geſagt worden ſind. Ich wüßte kein einziges mehr, wenn ich mir nicht viel aufgeſchrieben hätte; ſie gingen ſogleich in mein Weſen über, ſtreiften ſich von ihrem Sinne ab wie eine Hülſe, oder beſſer geſagt eine Schlacke, das gediegene Gold blieb zurück in meinem Innern, glänzte und glühte dort, mein ganzes Sein bereichernd. Ich wünſchte gleichwol, ich hätte die Worte auswendig behalten, welche mir Hoffmann zu meiner Vertheidigung in den Mund legte, als er das dritte Protokoll ſeiner Verhöre aufſetzte. Es war nämlich die am meiſten incriminirende Stelle in dem als Corpus delicti angewendeten Briefe an Gneiſenau: „die an Wilke und Tiede verübte Elendigkeit!“ So hießen

die Worte, auf welche sich die Invalidenprüfungscommission bezog, um mich als Injuriantin zu belangen.

Hierauf ließ mich Hoffmann ungefähr folgende Worte sagen: „Dies sei nicht als eine Injurie anzusehen. Denn es sei nicht möglich, eine That die man rügen wolle, mit andern Worten zu bezeichnen, als mit solchen, die den Begriff davon gäben, wie man sie empfunden." Ich sah wol ein, daß diese Art, sich über die Sache auszusprechen, ziemlich spitzfindig war. Vielleicht wäre sie auch nicht durchgegangen, allein man hatte Lust, wie es im Sprichwort heißt: den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen, und nahm von dieser Ausrede dadurch, daß man sie stillschweigend gelten ließ, den Anlaß zu einer unerwarteten Wendung der Sache, die ich später berichten werde. Nach beendetem Geschäft kam ich noch viel mit Hoffmann zusammen. Er fand sich nirgend behaglich als in der Welt seiner Ideen, Phantasien, Entwürfe und Thätigkeit. Wenn er nicht arbeitete, so wollte er das Leben würzen. Er arbeitete mit Aufbietung aller seiner Lebenskräfte, aber ohne sich seiner Anstrengung bewußt zu sein; dann war er abgespannt. In ihm und um ihn war dann alles stumm und öde. Mit erschlafften Kräften rang er sich aus diesem Zustand heraus, und beging irgend etwas Barockes, Widersinniges, wobei er sich einbildete, die Gesellschaft zu ergötzen.

Bei Hitzig waren einmal nebst seinen Kindern mehrere andere schöne und lieblichblühende junge Mädchen. Hoffmann hatte sich aus irgendeinem ihm bekannten Winkel Weingeist, aus der Küche ein paar Hände voll Salz und eine tiefe Schüssel geholt. Nachdem er die gehörige Mischung zu Stande gebracht, blies er die Kerzen aus. Bekanntlich sehen die hochgefärbtesten Gesichter wie die Leichen aus,

wenn man sie mit dieser Mischung beleuchtet. Ich schrie laut auf vor Entsetzen, und rief mit erstickter Stimme: „Die Kinder weg, die Kinder weg!“ Denn diese Lüge der Verwesung zermalmte mich, und ich konnte lange nicht aus meiner Vorstellung los werden, was ich gesehen. Bei alledem wußte sich niemand bei den Kindern so angenehm zu machen als er, und es schien als habe Natur und Genius ihm ihre lieblichsten Schätze gespendet, um Kinder damit zu erfreuen. Er liebkoste keines, er suchte nichts in ihrer Nähe, es kam alles von selbst, ohne Vorbereitung, ohne Zwang. Wir andern lauschten umher, und wurden dabei selbst zu Kindern.

Seine Bildnisse waren meisterhaft, jeder Strich Glut und zuckendes Leben; man würde sich davor entsetzt haben, wenn nicht Liebe und ungesuchte Anmuth hervorgestrahlt hätten. Von seinen Musikwerken habe ich nichts gehört als die „Undine“, sie machte gewaltigen Eindruck auf mich. Eines Morgens brannte das berliner Hof- und Nationaltheater ab; nicht zu retten waren die daselbst aufgehäuften Meisterwerke, sowie die herrlichen Decorationen zur „Undine“ von Schinkel's Meisterhand. Wer eine gelungenere Beschreibung von ihm zu lesen wünscht, findet sie in der geistreichen Novelle der Baronin de la Motte Fouqué, die, wenn ich mich recht erinnere, im „Frauentaschenbuch“, doch weiß ich nicht, in welchem Jahrgange steht.

Julius Eduard Hitzig, dem ich meine Uebersetzung oder vielmehr Nachbildung von Calderon's geistfunkelndem Schauspiel „Der Geliebte ein Gespenst“ las, meinte, diese Dichtung würde einen dankbaren Opernstoff geben, und Hoffmann suchte eben nach einem. Er hätte es mir sagen sollen, ich würde dann mein Stück nicht eingereicht haben. Doch er schwieg von seinem Plan, und verursachte

dadurch eine Art Spannung zwischen Hoffmann und mir. Hitzig hätte mich mit Hoffmann allein zu sich einladen, mir seinen Plan eröffnen sollen, und wir würden die Sache unter uns abgemacht haben.

Bei einer dramatischen Arbeit dieser Art ist es eine Hauptbedingung, daß nichts ausdufte. Hitzig hatte eine große auserlesene Gesellschaft geladen; auch General Ernst von Pfuel war dabei. Ich stand im Wahne, daß es bei dieser Vorlesung einzig und allein darauf abgesehen sei, die schöne Dichtung des großen Spaniers und zugleich meine Arbeit zu feiern. Dies war ein gewaltiger Irrthum. Hoffmann sollte die Dichtung hören, um zu sehen, ob sich der Plan zu einem Operustoff eigne. Gleich anfangs in der Scene, wo Carlos den unterirdischen Gang schildert, den Adolf betreten soll, um zu seiner Julia zu gelangen, rollten Hoffmann's Augen wie Feuerräder; ich bemerkte das, und las weiter. Es waren schöne Kränze, die dieser Abend mir brachte. Ernst von Pfuel's Gespräch nahm mich sehr hin, denn es enthüllte mir den großsinnigen Krieger und staatsklugen Denker, dem der Mensch als Mensch galt.

Einige Tage nach diesem Gastmahl bat mich Hitzig in einem kleinen Billet, ihm das vollständige Scenarium des spanischen Stückes zu schicken. Ich merkte nun wohl, worauf es abgesehen sei, konnte aber doch nichts anderes denken, als daß die Umgestaltung des Schauspiels zu einer Oper mir selbst übertragen werden solle; um so schmerzlicher war es mir, als ich erfuhr, daß Hoffmann diese Arbeit mit Contessa machen wollte. Denn bei aller Fähigkeit, das Stück bühnenrecht zu gestalten, konnte ich doch Contessa die Tiefe und Großartigkeit nicht zutrauen, die für eine solche Dichtung gehörte. Doch Hitzig war mir sehr theuer; es war mir lieb, daß

er mein Weſen verſtand, und ſo ohne weiteres vorausſetzte, ich würde ihm gern ein Opfer bringen. Ich ſchickte ihm alſo ſofort das verlangte Scenarium, und erſt lange nachher erfuhr ich mehr vom Verlauf dieſer Sache.

Endlich erſchien das Erkenntniß in meiner Angelegenheit. Der Juſtizminiſter von Kircheiſen hatte eigenmächtig das erſte Gutachten des Kammergerichts verworfen. Nicht um ihn zu tadeln, führte ich dieſen Umſtand an. Kircheiſen handelte einmal nach dem beliebten Grundſatz, „keine Einmiſchung einer Frau in Männerſachen zu dulden". Hatte doch St. Ambroſius der Jungfrau Maria zugerufen: „In der Kirche ſchweige das Weib!" Dies ließ ſich zwar in dieſem Falle nicht anwenden, denn das Weib hatte geſprochen und ihre Stimme ein vieltauſendfaches Echo gefunden.

Das Gutachten des Kammergerichts beſagte:

„Auf allen Punkten habe ſich Frau von Chézy gerechtfertigt, eine Menge gültiger Zeugen aufgeführt, um ihre Anklagen an Graf von Gneiſenau zu bewahrheiten! Es bleibe nichts übrig als ſie ehrenvoll freizuſprechen, und ihr ſelbſt zu überlaſſen, in welcher Art ſie eine Genugthuung für die Unbilden verlange, die ihr von der Invalidenprüfungscommiſſion zugefügt worden."

Der Miniſter von Kircheiſen verwarf dies Gutachten, ohne einen Grund anzugeben, und verfügte: daß man die Angeklagte befragen ſolle, ob ſie nicht im Sinne gehabt, die Invalidenprüfungscommiſſion zu beleidigen.

Hoffmann mußte mich noch einmal über dieſen Punkt verhören, und nun ſchritt man zum Erkenntniß, welches in den „Zeiten" von Daniel Voß abgedruckt ſteht, und welches Herr Joſeph Engelmann, der ſich noch eine

Menge Willkürlichkeiten gegen mich erlaubte, nicht abdruckte, als ich es ihm für die „Auserlesenen Schriften" zum Besten der verwundeten Vaterlandsvertheidiger, deren Kosten ganz auf mich fielen, sandte. Er, der mir soviel zu verdanken hatte, ergriff jede Gelegenheit, mir zu schaden und mich zu übervortheilen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß er, der zwar sehr schlau und eigennützig, aber dennoch beschränkten Verstandes war, sich auf irgendeine Weise gegen mich hatte einnehmen lassen. Rühmlicher und einträglicher wäre es für ihn gewesen, wenn er meinen Vortheil und mein Bestes im Auge behalten hätte. Ich würde über das unverantwortliche Unrecht schweigen, welches er mir angethan, wenn es nicht in jeder Beziehung gerügt zu werden verdiente.

Ein Werk, welches ich ihm versprochen hatte: „Das Rundgemälde von Heidelberg, Manheim, dem Neckarthal, dem Odenwald u. s. w.", konnte ich nicht vollenden, weil ich nach den Niederlanden mußte. Ich schenkte ihm das, was davon fertig war. Er bat mich ihm zu erlauben, eine zweite Auflage davon herausgeben zu dürfen, ich willigte ein. Das Werk erschien. Einige Jahre später gab er ohne mein Vorwissen, mithin ohne meine Bewilligung, eine sogenannte dritte Auflage von diesem Werke heraus. Es war ein dünnes Buch, ein saftloser unverständlicher Auszug von dem gediegenen Werke meiner schätzbaren Mitarbeiter. Dies war ein Betrug, nicht allein an diesen und an mir verübt, sondern am ganzen Publikum.

Er hatte mich dringend eingeladen, einen Text zu zehn colorirten Kupfertafeln, die Heidelbergs schönste Umgebungen vorstellten, zu schreiben. Ich glaubte ihm dies nicht abschlagen zu dürfen, weil ich ihm den Druck der „Auserlesenen Schriften" schuldig war, und versprochen

hatte, meine Schuld durch Arbeiten abzutragen. Ich schrieb das Werk, und er ließ es als Manuscript ohne meinen Namen drucken, wahrscheinlich um nicht die Ehrengeschenke, die auf die Zusendung seiner Prachtausgabe folgten, mit mir theilen zu dürfen.

Ich könnte noch ein ganzes Register ähnlicher Handlungen aufzählen, aber es ist mir zuwider, mehr davon zu sagen. Nur will ich noch erwähnen, daß er eigenmächtig, ohne mein Vorwissen, den Titel „Emma, eine Geschichte" in die romanhafte Benennung „Emma's Prüfungen" umwandelte. Ich hatte durch den Titel „Emma, eine Geschichte" bezeichnen wollen, daß ich ganz einfach eine wahre Begebenheit geschrieben, und daß der Leser nicht ein Kunstwerk, sondern eine treue Abbildung nach der Natur finden sollte. Ich hatte den stolzen Gedanken gehegt, Deutschland zu schildern, wie die unsterbliche Staël Italien geschildert hatte. Das erste Buch der Emma war, wenn nicht mit dieser Genialität, dennoch in diesem Sinne geschrieben. Ich hatte meine „Emma" eigentlich heißen wollen: „Emma, oder Deutschland". Meine Rechtssache unterbrach die Studien, die zu machen waren. Ich mußte mir in Berlin durch Stundengeben Brot verdienen. In solcher Lage kann man nicht daran denken, mit einem Meisterwerke zu wetteifern. Ich hatte so viele und schwere Opfer gebracht, daß mir diese neue Entsagung nicht schwer wurde, wählte also den bescheidenen Titel: „Emma, eine Geschichte", und zum Motto Hippel's sinnvolles Wort: „Die Welt ist ein großer Garten im Norden, wo wenig reif wird!" Ich flocht viel Erlebnisse in dies Werk. Ludwig Tieck erklärte es für das Beste, was ich geschrieben. Manche prophetische Stelle der Emma fiel auf und wurde in gediegnen Zeitschriften herausgehoben. Ich mußte mich begnügen,

gnügen, vieles zur Sprache gebracht zu haben, was mir im Herzen glühte. Engelmann erhielt noch, außer 19 Jahre lang ihm übersendete Beiträge für das Taschenbuch „Cornelia" und oben benanntes Prachtwerk über Heidelberg, 100 Thlr. vom Fürsten-Staatskanzler als Beitrag zu meinen Druckkosten; über dies alles, und über den Verkauf von 500 Exemplaren der „Emma", hat er nie Rechenschaft abgelegt, dagegen dreist behauptet: ich, die durch seine eigenen Briefe bewahrheiten kann, was ich hier schreibe, sei ihm für die Druckkosten noch vieles Geld schuldig!

Ich lasse hier das Erkenntniß des Kammergerichts in meiner Rechtssache folgen:

„Erkenntniß des Kammergerichts.

Copia Vidimata.

Auf die von dem Kammergerichtsrath Hoffmann wider die verehelichte von Chézy geb. von Klencke geführte Untersuchung

Erkennt der Criminalsenat des königl. Kammergerichts vermöge besonderen Auftrags den Acten gemäß für Recht, daß

Denunciantin, Wilhelmine Christiane verehelichte von Chézy geb. von Klencke, von dem Vorwurfe, die Invalidenprüfungscommission zu Köln beleidigt zu haben, völlig frei zu sprechen, und die Kosten der Untersuchung niederzuschlagen.

Von Rechtswegen.

Erkenntniß des Criminalsenats des königl. preuß. Kammergerichts in der Untersuchungssache wider die verehelichte von Chézy geb. Freiin Klencke."

Dr. Christian Daniel Voß theilte in seiner Monatsschrift „Die Zeiten" (Juli 1817) dieses Erkenntniß mit, und schrieb dazu folgendes Vorwort:

„Frau von Chézy hat uns, infolge ihrer neulich mitgetheilten vorläufigen Anzeige, das Erkenntniß des Kammergerichts in ihrer, den Lesern aus frühern Anzeigen im allgemeinen bekannten Rechtssache mitgetheilt, und es folgt hier in extenso. Wir haben diese Angelegenheit bisher unter historischen Personalitäten rubricirt, und wenn sie nichts anderes als die Persönlichkeit der Frau von Chézy beträfe, würde sie ferner dahin gehören. Aber sie erhält durch diesen Urtheilsspruch ein doppeltes höheres und allgemeineres Interesse zunächst insofern dasselbe als ein Beitrag zur Geschichte und Charakteristik der Gerechtigkeitspflege in den preußischen Staaten zu betrachten ist, sodann insofern es auch auf den Gegenstand, weshalb Frau von Chézy gerichtlich in Anspruch genommen worden, Beziehung hat.

„Nach dem französischen Recht, und von einem Gerichtshofe, welcher im Geiste desselben verfuhr, wurde Frau von Chézy für schuldig erkannt und zur Strafe condemnirt; nach dem preußischen Recht, und von einem im Geiste dieses verfahrenden Gericht wird sie freigesprochen.

„Freilich die einzige Genugthuung, die dasselbe der Gekränkten, Mishandelten zu gewähren vermochte. Es verdient öffentlich anerkannt, und laut ausgesprochen zu werden: das Kammergericht in Berlin hat seinen alten, stets behaupteten Ruhm einer unerschütterlichen Rechtsstütze auch hier wieder bewährt. Den Zusammenhang der Sache erkennt man klar aus der dem Urtheil beigefügten actenmäßigen Geschichtserklärung. Wer mag an dem reinen, ja heiligen Eifer zweifeln, der die Frau von Chézy in der in Frage stehenden Angelegenheit leitete; wer die Motive derer verkennen, welche sie als eine

Calumnitantin behandelten, und ſtatt Lohn Schmach über ſie zu bringen trachteten? Jene iſt nun von der ihr gemachten Beſchuldigung freigeſprochen, aber ſind denn dieſe wegen ihres Verfahrens gegen ſie zur Verantwortung gezogen? War es genug, das Urtheil des kölner Gerichtshofs zu kaſſiren? Sollte nicht eine Unterſuchung verhängt werden, wie es dazu kam daſſelbe zu fällen? Soll für den Zweck der edeln Frau nichts geſchehen, und es ohne gründliche Unterſuchung bleiben: ob der Invalidencommiſſion denn wirklich nichts von dem zu Laſten komme, was ſie als Fürſprecherin der unglücklichen Opfer des Vaterlandes in ihrer Beſchwerdeſchrift an den General Grafen von Gneiſenau angezeigt hatte?

„Das Erkenntniß ſelbſt enthält darüber ſehr bedeutſame Winke; ſollen dieſe unbeachtet bleiben? Hat nicht Anzeigerin, haben nicht auch jene unglücklichen Opfer ein Recht, zu fordern, daß ſie beachtet werden? Und geſetzt, daß ſich auswieſe, die Commiſſion habe völlig vorſchriftsmäßig gehandelt, wären denn nicht die unterſuchend zu berückſichtigen, welche dieſe Vorſchriften zunächſt ertheilt hatten? Bedürfen nicht dieſe Reglements ſelbſt einer Reviſion, um für die Zukunft zu verhüten, daß infolge derſelben nicht ähnliches wieder geſchehe?

„Man hat es Napoleon oft vorgeworfen, und ihm mit vollem Grunde als einen Hauptbeweis ſeiner Herzenshärtigkeit angerechnet, daß er die verwundeten und invalid gewordenen Krieger als unbrauchbar gewordene Werkzeuge betrachtete und behandelte, die man wegwirft und ihrem Schickſal überläßt. Wie die Nacht von dem Tage verſchieden iſt, ſo iſt dieſe Denkungsart verſchieden von der unſers frommen, gerechten und menſchenfreundlichen Königs.

„Wie kann es nun in seinem Geiste und nach seinem Willen gehandelt sein, wenn man so verfährt, als in dem Schreiben der Frau von Chézy angezeigt ist? Und selbst, wenn es aus Gründen geschah, wie die, welche in den Urtelsmotiven vorausgesetzt werden? Können Befehle zu solchen Knickereien bei der letzten Ausstattung der invalid gewordenen Krieger, wie die: daß ihnen nur die Oberröcke gegeben werden sollten, welche für die im Dienst befindlichen Soldaten nicht mehr brauchbar befunden worden, von diesen abgetragen worden sind; daß ihnen an ihrem Reisegelde abgezogen werden solle, was ein freier unabhängiger, wohlthätiger Verein ihnen verehrte — von dem Könige ausgegangen oder gebilligt worden sein? Wie sehr verkannte man seine Denkungsart und seinen Willen, wenn und indem man solche Vorschriften ertheilte!

„Gewiß waren sie dem würdigen hochverehrten Feldherrn ebenso fremd, an den die Frau von Chézy ihr Beschwerdeschreiben richtete. Das beweisen die darin von ihm unterstrichenen Stellen; es bedarf aber auch dieses Beweises nicht für jeden, der diesen mit Recht hochverehrten Helden kennt. Auch geschah es wol gewiß nicht mit seinem Willen, und nach seiner Anweisung, daß die Untersuchung wegen jener Anzeige so oberflächlich geführt, und daß ihr die Wendung gegeben wurde, die Anzeigerin als eine Verleumderin vor Gericht zu belangen und condemniren zu lassen. Von ihm darf dagegen nun wol erwartet werden, da ihre Unschuld klar und sein Urtheil an dieser Sache zur öffentlichen Kunde gebracht worden, daß er eine gründliche Untersuchung veranlasse; denn wenn es auch für ihn der Rechtfertigung nicht bedarf, warum er diese so hochwichtige Sache damals scheinbar außer weiterer Acht gelassen, so bedarf

es doch für Frau von Chézy der Genugthuung, so bedarf es für die verkrüppelten, für die siechgewordenen Krieger besserer Unterstützung, und für die Zukunft für ähnliche Fälle vorkehrende Einrichtungen und Verfügungen; und dies erwarten diese Krieger, und die Nation, die sie kräftig und gesund hergab, und ungesund und verstümmelt wiedererhielt, und bei sie nun, anstatt ihr nützlich zu werden, zur Last fallen, hauptsächlich von ihm, und können in seinem Geiste und seinem Herzen, sowie in seinem damaligen und jetzigen Wirkungskreise allerdings wol Berechtigung zu diesem Anspruche zu finden erachten.

„Welche Sorge kann dem Staate heiliger sein, als die Pflege der kranken und verwundeten Krieger und die Versorgung der invalid gewordenen? Der Staat macht es jedem Bürger zur ersten unerläßlichsten Pflicht Kriegsdienste zu leisten, soll er es nicht als seine erste unerläßlichste Pflicht anerkennen, für ihn angemessene Sorge zu tragen, wenn er ein Opfer jener Pflichterfüllung geworden ist? Dies fordert nicht blos die Gerechtigkeit und die Humanität, es fordert es auch die Politik, denn es hängt daran der Erfolg der kriegerischen Unternehmungen und sonach die Sicherheit des Staates. Wie mag man erwarten, daß ein Krieger willig und freudig ins Treffen gehe, wenn er befürchten muß, in den Lazarethen, wie Dr. Frohwein geschildert, behandelt und aus denselben verkrüppelnd und siechend, wie Frau von Chézy angezeigt, entlassen zu werden?

„Der gewissenhaften und gerechtfertigten Krankenverpflegerin und Invalidenanwaltin möge das nachstehende Erkenntniß zur Aufmunterung gereichen, in ihrem Eifer für Vaterland und Menschheit nicht zu ermüden. Sie wird gewiß überall, wo es für sie Werth haben

kann, auch noch Anerkennung erhalten, und da sie gewiß nie um äußern Lohn wirkte, so wird sie sich durch den innern vollständig befriedigt finden, daß, wir vertrauen, es wird gewiß noch geschehen, die gute Sache vollständig siegt. Professor Daniel Voß."

Während ich in Köln war, und voraussehen konnte, was mir die Behörden zudachten, setzte ich meinen Briefwechsel mit den hohen Frauen fort, die gleich im Anfang meines Unternehmens innige Theilnahme dafür gezeigt hatten. Zu diesen gehörten vor allen die unübertrefflichen Fürstinnen, Marianna Prinzessin von Preußen königl. Hoheit und Charlotte Großherzogin von Sachsen-Hildburghausen königl. Hoheit, die Schwester der Königin Luise von Preußen Majestät, eine der vier Geschwister, welche Jean Paul so begeistert gefeiert. Ich enthüllte der Prinzessin Wilhelm und der Großherzogin Charlotte das Gewebe gegen mich, soweit man es damals durchschauen konnte. Ich zweifle nicht, daß die großsinnigen Frauen dem Könige meine Briefe mitgetheilt haben, und daß diese vorläufigen Aufschlüsse über die Sache dem Monarchen über die Umtriebe der Chirurgen Licht gegeben.

Als ich späterhin in Berlin der Prinzessin Wilhelm einige Actenstücke vorlegte, rief sie aus: „Wundern Sie sich nicht über das, was Ihnen geschehen ist, wenn ich Ihnen versichere, daß man mir kaum besser mitgespielt hat als Ihnen; daß mir, die von den Betten der Kranken selten wich, der stille Hohn der Chirurgen, Inspectoren, Dirigenten u. s. w. aus ihren Mienen entgegenfunkelte; sie wollten keine Controle; wäre es ihnen möglich gewesen mir etwas anzuhaben, es wäre geschehen."

Ich schweige von den Annehmlichkeiten des Sommers

1817, den ich im Thiergarten mit meinen Söhnen zubrachte. Ich schrieb dort Beiträge für den „Freimüthigen", für den „Gesellschafter" des Professors F. W. Gubitz, machte Auszüge aus englischen Zeitschriften dafür, schrieb Erinnerungen für meine „Aurikeln", sowie den Aufsatz „Sein und Schein in christlichem Wandel". Wenn ich etwas fertig hatte, brachte ich es der Prinzessin Wilhelm, traf dann auch wol bei ihr die Kurfürstin von Hessen, dies Kunstwerk des Misgeschicks, wie Chateaubriand die Herzogin von Angoulême nannte, und auch die Kurfürstin Auguste genannt haben würde, wenn er sie gekannt hätte.

Das Beisammensein mit diesen zwei höchsten Frauen war ein beglückendes; sie waren so herzig und so einfach zugleich, ohne den leisesten Schatten von dem, was man Sentimentalität zu heißen pflegt, sondern voll lieblicher Natürlichkeit, die sich gerade dadurch nichts vergibt, daß sie jedes für das, was es wirklich gilt, gelten läßt. Je höher solche Frauen eine Privatperson stellen, destomehr fühlt diese sich verpflichtet, ihre Ehrenbietung zu bezeigen. Wie anmuthig war es, wenn man in den Garten von Schönhausen eintrat und vom Schusein seiner hohen Wipfel gleichsam begrüßt wurde. Die Fenster des Lustschlosses standen offen, keine Thür war verschlossen. Unweit des Schlosses zwischen Baumstämmen stand eine Wiege, ein einfacher geflochtener Korb grün behangen. Ein süßathmendes Kind lag darin, schlummernd wie die Knospe in ihrer grünen Hülle. Nicht weit davon lag Waldemar, mit Blumen im Grase spielend. Adalbert saß wohl neben ihm und blätterte in einem Buche. Prinz Wilhelm kam aus einer Laube, begrüßte uns, rief seiner Gemahlin durch das Fenster zu: „Du hast Besuch, Marianna!" und sprach dann mit mir und den Kindern,

bis die Prinzessin kam. Sie führte uns in ihr Zimmer zeigte uns Prachtausgaben von neuen Werken, und Familiengemälde; auch wol seltene Blumen und Vögel. Dann kam das Frühstück, und dann ging es ins Gartenzelt. Man vernahm den heitern Tumult, den Prinz Adalbert's Spielgenossen machten. Er hatte ein stattliches Heer, die ganze Dorfjugend, welche er exercirte; der Stock war dabei überflüssig. Auch Wilhelm und Max spielten mit. Lebendige Soldaten sind allerdings angenehmer als bleierne. Prinz Adalbert war sehr liebenswürdig. Die Lesestunden waren oft von Gesprächen unterbrochen, zuweilen auch durch den Kammerdiener, der gravitätisch einen großen Präsentirteller mit Früchten brachte. Die lebhafte Prinzessin sprang ihm entgegen, nahm ihm den Teller ab, setzte ihn auf den Tisch, und rief selbst die Kinder herbei, damit sie sich satt naschten, dann sprangen sie wieder davon und wir lasen wieder.

Die Kurfürstin Auguste von Hessen war eine von der des Prinzen Wilhelm ganz verschiedene Natur, nur in den schönsten Grundelementen ihres Wesens waren sich beide gleich. Prinzessin Wilhelm war ideal schön; selbst im Prachtkleide wußte sie Einfachheit zu behaupten. Am schönsten stand ihr die violette Farbe zu ihren vollen braunen Locken und dem Schmelz ihrer frischen Gesichtsfarbe. Sie war hoch und schlank, und hatte die liebliche Fülle einer frischaufgeblühten Rose. Ihr Blick war unbeschreiblich süß und glänzend, er brannte nicht, er stach nicht, er lockte nicht, ihre ganze Seele war darin. Ihre Schönheit war so eigenthümlich und ganz ihr eigen, daß sie an keine andere erinnerte, keinen Anlaß zu Vergleichungen bot. Sie war ganz sie selbst, als wenn die Natur, welche sie geschaffen, gewußt hätte, sie könnte nichts Schöneres sein. Die Kurfürstin Auguste war eine

hohe Gestalt, schlank, beinahe mager. Ihre ganze Erscheinung war einfach und anspruchslos, und sie hatte so sanfte Augen, ein so mildes Lächeln, daß man die Schönheit nicht bei ihr vermißte. Ihre Bildung war keine moderne; allein, dank der vortrefflichen Erziehung, welche sie genossen, sie war eine ganz andere als die, welche die Prinzessinnen jener Zeit empfangen hatten. Die letzte Hand an ihre Erziehung hatte das Schicksal gelegt. Ihr Gemahl paßte nicht zu ihr; er war ein Prinz aus der Rococozeit. Sie, die bei ihrem guten Vater nur zart behandelt worden, konnte sich in sein Wesen nicht finden. Ihr Schwiegervater, der gleichfalls wenig Bildung genossen, aber einen gesunden Kern hatte, sagte ihr zuweilen: „Frau Tochter, Ew. Liebden stellen Ihre Sache nicht recht an; sehn Sie auf Ihre Frau Schwester von York, die hat es los wie man mit einem Mann umgehn soll. Nur um Gottes willen nicht weinen, wenn er unwirrsch ist; da könnte ein tüchtiger Kerl gleich aus der Haut fahren; und ihm die Kinder vom Halse lassen, er wird sie schon verlangen! Ueberhaupt, Frau Tochter, fein auf die Etikette gehalten, die verhindert Ausgelassenheiten. Das «Du» ist plebeje; das «Sie» ist wie der Buchsbaum um ein Gartenbeet her, es hindert, daß man nicht hineintritt."

Vielleicht hat der alte Kurfürst seiner lieben Schwiegertochter noch andere gute Lehren gegeben, und vielleicht weiß ich sie noch auswendig. Aber das indische Sprichwort sagt: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!"

Von Prinzessinnen der frühern Zeit, welche Muster der Liebenswürdigkeit waren, und mit Geschmack und Bildung, Geist und Sinn für alles Schöne in sich vereinigten, könnte man nebst Luise Ferdinand vermählte Prinzessin von Radziwill noch manche andere nennen.

Auch die Mutter der königlichen Prinzessin Luise war in vieler Hinsicht von ausgezeichneter Lebenswürdigkeit, die sich durch die frühere Form nicht hatte unterdrücken lassen. Diese Formen würden nie aufgekommen sein, wenn der schönen Zeit, welche fromme, zarte und leutselige Prinzessinnen erzog, nicht die Zopfzeit gefolgt wäre, und mit ihr zugleich die Ausgelassenheit des französischen Hofes unter dem Regenten und Ludwig XV. nicht die Nothwendigkeit herbeigeführt hätte, strenge, steife Etikette einzuführen, und die jungen Prinzessinnen sowie auch den Hofadel auf das strengste und vorsichtigste von der übrigen Menschheit abzusondern. Man suchte sie noch sorgfältig davor zu hüten, daß sie deutsch lernten, und dies gelang bei vielen. Doch in dem Maße, wie die höchsten Frauen und Prinzessinnen vor jedem schädlichen Eindruck gehütet wurden, übten die Männer und Jünglinge ein Recht der Zügellosigkeit der Sitten, weil ihnen strenge Moral, Tugend, innere Würde und Religion lächerlich und verächtlich vorkamen.

Die Schriften der sogenannten Philosophen, der Materialismus den sie athmeten, wirkten auf diese verkehrte Richtung.

Dem nichtigen Menschen ist die Gottesleugnerei eine Nahrung für seine Eitelkeit; er ist über das, was er zerstört hat, so stolz und entzückt, als ob er es geschaffen hätte. Der Begriff eines höchsten Wesens, welches allgütig und allweise die Schöpfung regiert, ist ihm lästig. Er denkt nicht an Lohn und Strafe, ohne sie als Tyrannin zu bezeichnen. Nach seinen Ideen haben sich die Dinge von selbst in eine ewige Ordnung gefügt, nach Naturgesetzen entfaltet, und ein höheres Wesen, dessen ewigen Gesetzen die Massen gehorchen, ist eine Erfindung, die den höhern Menschen nicht imponiren kann.

Wenn dies Syſtem befolgt werden könnte, ſo käme dabei kein Hühnerhof zu Stande.

Geiſtvolle Menſchen haben ſchon geſagt, daß es keinen Atheiſten gibt, ſondern dieſe Gottesleugnerei nur in der Einbildung kranker Gehirne läge. Wie dem auch ſein mag, unſere großen und üppigen Herren brüteten darüber, und wußten ſich damit nicht wenig. Der große Aſtronom Lalande, der ſich als Aſtronom am wenigſten etwas darauf zugute hätte thun ſollen, daß er Gott leugnete, konnte wähnen, daß ſich die geſchaffenen Dinge ſo recht tauſendkünſtleriſch geſchickt, von ſelbſt gemacht. Wahrſcheinlich gehörten auch die Erdbeben, Schiffbrüche, Ungewitter in die Ordnung der Dinge hinein, und die Jahreszeiten folgten einander nach dem Geſetz der Naturnothwendigkeit. Mehrere Jahrzehnde waltete der Wahn, dann fing der troſtbedürftige Menſch wieder an, Gott zu ſuchen. Die ewige Liebe täuſcht nicht die Hoffnung des Geſchöpfes, ſie offenbart ſich in der Liebe ſelbſt.

Als die Revolution mit ihren Greueln auftauchte, ſah ſich Robespierre genöthigt, um nur aus dem Wirrwarr ſich herauszufinden, Gott zu decretiren. Das Volk gehorchte. Glaube, Hoffnung, Liebe waren ihm lieber wie was anderes, und waren zugleich etwas anderes, als was man bisher gehabt. Die langverſchloſſenen Kirchenthüren thaten ſich auf. Die lange verſchenchten Prieſter erſchienen wieder; nur ſollten ſie zur Conſtitution ſchwören. Dagegen ſträubte ſich ihr Rechtsgefühl; ſie meinten: wer den König vom Thron geſtoßen, und ſein Haupt in den Sand gerollt, könne nun nicht Gott einführen, wie eine Maſchine, deren man eben bedarf. Doch wer kennt nicht die grauſenerregendſte und blutigſte aller Geſchichten; ſie, die nur das Ei iſt, aus welchem die Unterwelt das Verderbniß der Zukunft aus-

brütet? Die Völker werden immer erfindungsreicher und immer gemüthsärmer. Wer weiß, ob sich nicht aus den jetzigen Zuständen das Unheil der Zukunft unheilbar entwickelt. Soviel ist wahrscheinlich, daß eine bedeutende Entscheidung sich unabwendbar nahe.

Ich hatte vorhin von dem allen nicht sprechen wollen, es ergötzte mich, darüber nachzudenken, wie denn unsere Aeltermütter von der schönen geschmackvollen Kleidertracht früherer Zeiten (man gehe nur zu denen Ludwig's XIII. zurück) zu den scheußlichen Trachten gelangt sind, die seit Ludwig XV. und seit der Regentschaft grassirt, und der ich jetzt nothwendig erwähnen muß, nicht allein, wie sie jetzt sind und waren, sondern wie sie noch werden können. Ungeschmack herrscht in allem, Unzweckmäßigkeit nicht minder. Zu oft bleibt das Gute auf halbem Wege stehen, doch das Ueble nie. Unsre Enkelinnen wird man ohne allen Zweifel in den barockesten Trachten erblicken, von denen ich viele schon selbst erlebt, den Leib mit zwei Händen zu umspannen. Der breite steife Reifrock um die Hüften her, damit die Taille feiner erscheine! Der Kopfputz eine halbe Elle hoch, um Größe zu gewinnen! So viel Tand und nutzlose Schnörkel um und an den Damen, daß eine Fremde wie zu Lady Montague's Zeiten untersuchend fragen wird: „Bist du selbst das alles?"

Ich selbst lief noch am Gängelbande umher, als ich junge und alte Damen im damaligen Aufputz sah: das Haar über hohe Wulsten gezogen, stark gepudert und auftoupirt. Da man der damaligen Dauphine Maria Antoinette gern eine Schmeichelei bezeigen wollte, und da es fälschlich hieß, sie habe rothes Haar, so bestreute man sich mit rothem Pulver. Rund um die Frisur her wurden wurstähnliche Locken gesteckt; hinter

den Ohren hängen, den Hals bekleidend, zwei lange Locken, gleichfalls mit einer Wurst endend, auf den Busen herab. Von den übrigen Zierathen des Anzugs und Kopfputzes will ich schweigen, meine schönen Leserinnen haben dergleichen gewiß schon auf alten Familiengemälden gesehen. Nur muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Herr Dr. Klencke an der Beschreibung des Aufputzes meiner Großmutter Karschin ohne Noth Puder und Zitternadeln verschwendet hat. Kein Körnchen Puder hat jemals ihr Haupt berührt. Wenn ihre Freundinnen sie baten, sich doch zu pudern, weil es ja Mode und mithin anständig sei, so rief sie entrüstet aus: „Was, ich soll mir Mehl auf den Kopf streuen? Nimmermehr!“ Sie trug ihr feines braunes Haar ganz natürlich aufgeschlagen, und setzte ein Kopfzeug auf, dem oben am Scheitel ein Veilchenstrauß nicht fehlen durfte; denn etwas mußte sie für die Mode thun, um nicht zu arg verketzert zu werden.

Ich kann mich rühmen, Läufer und Haiducken gesehen zu haben, die scharlachroth gekleidet waren. Der Fackeltanz wurde bei Vermählungen aufgeführt. Die Damen bemühten sich sehr um Doppelkinne und um eine etwas schiefe Haltung des Kopfes. Selten sah man eine ohne einen kleinen Papagai und Bologneserhündchen, oder einen schnarchenden Mops, dem zur Verschönerung der Schweif abgehauen war, die Nase eingeknickt, auch die Ohren kurz abgeschnitten. Die armen Thiere jammerten mich; doch kamen sie zum Glück aus der Mode. Am liebsten sah ich die schneeweißen seidenhaarigen Bologneserhündchen mit ihren rosenfarbenen Halsbändchen, ihren umlockten Augen und ihren hängenden purpurnen Zünglein. Auch sie verschwanden nach und nach, und die Wachtelhunde, minder klein, von vermindert zer-

brechlichem Knochenbau und zierlichen Bewegungen, kamen an ihre Stelle. Sie fangen an den Vorzug der Seltenheit einzubüßen, wunderkleine Windſpiele werden ſie verdrängen. Man muß damals die Hunde ſorgfältiger gehalten haben, denn man hörte ſelten etwas von einem tollen Hunde. Karl Theodor's erſte Gemahlin, Eliſabeth, die ſich gern in phantaſtiſchen, beſonders in mythologiſchen Coſtümen malen ließ, und die ſo, wie ihr Gemahl, das oftgemalteſte Fürſtenhaupt der Erde war, beſaß das angenehmſte Wachtelhündchen, das man ſehen konnte. Es war weiß, mit ſchöner weißer krauſer Bruſt und glänzendem ſchwarzen Ohrgehenk; und was an ihm ſehr geſchätzt wurde, es hatte die linke Seite ganz weiß. Seine großen ſchwarzen Augen und ſein Korallenſchnäuzchen gereichten ihm zur größten Zierde. Der Künſtler, der es auf dem Arm einer ſchönen Dienerin dargeſtellt, hatte es mit ſolcher Wahrheit aufgefaßt, daß es ſchien, als ob es von dieſem ſchneeweißen Arm herunterzugleiten im Begriff ſtehe. Die Dienerin, ein Fräulein von St. George, wahrſcheinlich eine Großtante meines geiſtreichen Vetters, des Ritters von St. George, war ſchön, und es wird von ihr gerühmt, daß ſie den leidenſchaftlichſten und lockendſten Bewerbungen Karl Theodor's widerſtand.

Die vielen meiſt anziehendſten Bildniſſe Karl Theodor's und ſeiner Gemahlin in Graf Graimberg's Galerie machen beinahe den Eindruck einer Biographie, denn wenige Momente in ſeiner Lebensgeſchichte ſind unverzeichnet geblieben; es befindet ſich darunter ſogar einer, wo er als Geldempfänger dargeſtellt iſt. Seine Gemahlin, Schweſter des Kurfürſten von Baiern, die ihr eben nicht hold war, ließ ſich als Diana malen, um dadurch anzudeuten, daß ſie von nun an immer darauf entſagt, das Lager ihres Gemahls zu theilen, und ihm carte blanche für alle erdenklichen Abenteuer gäbe.

Bei großen Gelegenheiten, wenn es unmöglich war den Friseur frühmorgens zu bekommen, wurde er für den Abend vorher geholt. Er baute die Frisur mit der größten Sorgfalt auf, und brachte wenigstens zwei Stunden damit zu; dann nahm er vom feinsten Postpapier einige lange Bogen und umsteckte die Frisur mit vielleicht hundert feinen Nadeln. Die gemarterte Dame setzte sich auf ein Sofa, unterstützte ihren Nacken, behing ihre Füße mit warmen Tüchern, und blieb schwebend angelehnt im beschriebenen Zustande die ganze Nacht. Ihre Augenlider waren roth und geschwollen vom festen Anziehen der Haare.

Es wurde mir vergönnt noch in meinen frühesten Jahren die Umwandelung zu bewundern, die plötzlich eingetreten war. Meine Mutter nahm mich zur Vermählungsfeier der Prinzessin Friederike und Wilhelmine von Preußen auf das Schloß mit. Unsern Augen bot sich das überraschendste Schauspiel dar. Die Königin Mutter und die junge Königin erschienen, sowie der übrige Hof, noch mit gepuderter Frisur und im Reifrock; allein zuletzt erschienen die Bräute des Herzogs von York und des Statthalters der Niederlande, Friederike und Wilhelmine von Preußen, mit ihrem Nymphenwuchs, ihren sanft gerötheten Wangen und ihren lieben hellen Augen. Sie trugen die strahlenden Brautkronen mit blühenden Myrtenzweigen durchflochten, das schöne Haar leicht gelockt um den blendenden Nacken her, eine griechische Chemise, die anschmiegend die Formen ihrer lieblichen Gestalt begleitete, und eine breite goldene Arabeske in dem brillanten Leibgürtel. Ein allgemeiner Schrei der Ueberraschung und Freude ließ sich nicht unterdrücken, aber die Blicke der hohen Neuvermählten zeigten, daß ihnen dieser Ausbruch auch nicht gleichgültig war.

Von nun an griff die griechiſche Tracht in das Leben ein; das Publikum fühlte, welchen glänzenden Sieg die Sache des guten Geſchmacks und der Schönheit davon getragen habe. Wenige dachten noch an den Zuſammenhang der Umwandelung der Tracht mit der Umwandelung der Sitten und Gebräuche, die ihr auf dem Fuße nachfolgte. Im Jahre 1817, als ich in Berlin war, hatte ſich wieder eine Veränderung in den Coſtümen gezeigt: ſie waren minder ungezwungen, minder leicht, faltenreicher, den Formen des Körpers nicht ſo angeſchmiegt; allein im Benehmen der Töchter und Söhne des Thrones blieb der eingetretene Wechſel bemerkbar, ſowol in Preußen als im benachbarten Sachſen, wo lange die größte Steifheit geherrſcht hatte. Prinzeſſin Auguſte, die Tochter Friedrich Auguſt's, verbarg nicht, wie ſie ehemals gethan haben würde, die Strahlen ihres Geiſtes. Einige Anekdoten aus ihren früheſten Kindheitstagen mögen hier eine Stelle finden, obgleich ſie nicht eigentlich hierher gehören.

Die Prinzeſſin ſaß einmal auf dem Boden und ſpielte, der König hob ſie in ſeinen Armen auf; das mochte ihr nicht recht ſein, im Spiel unterbrochen zu werden, und ſie rief ihm zu: „Hundsfott!"

Der König ſchellte das ganze Haus zuſammen, und rief mit erſtickter Stimme: „Wer hat der Prinzeſſin das Schimpfwort beigebracht?" Als alle ſchwiegen, ſprach er: „Gut, es mag für diesmal hingehen; wenn aber meine Tochter noch ein einzig mal ein Schimpfwort ſagt, ſo kommt alles fort was hier im Schloſſe iſt, darnach richtet euch!"

Der König wurde unbeſchreiblich geliebt. Niemand wollte ungehorſam ſein. Kein Mislaut erklang ferner vor den Ohren des Kindes. Da ließ ſich die zweite Gouvernante irgendein Verſehen zu Schulden kommen,

worüber die kleine Hoheit aufgebracht wurde. Das dem Menschen angeborene Bedürfniß, ein zürnendes Wort auszusprechen, wurde mächtig rege, aber die Kleine fand keines und brach in die Worte aus: „Sie sind, Sie sind ein rechter zinnerner Teller!“ Denn Schnöderes kannte sie nicht. Ich glaube nicht, daß der König um die Sache erfuhr, weiß aber, daß die Prinzessin ihr Wort gern zurückgehabt hätte, und sich schämte.

Auch die Erziehung der Prinzen wurde mit großer Sorgfalt geleitet. Der König sah es nicht gern, wenn sie ohne Gefolge über die Straße gingen, oder im Walde umherstreiften. „Ihr werdet schon sehen“, rief er ihnen zu, „was das auf sich hat, und wozu es führt.“ Die Prinzen glaubten ihm nicht, sie blieben auf den eingeschlagenen Wegen. Dies würde gut gegangen sein, wenn der Oheim, der Herzog Anton, welcher kinderlos war, nicht auf die Thronfolge bestanden hätte, auf welche er allerdings das Recht durch die Geburtsfolge hatte, dem aber der Herzog Max zu Gunsten seiner Söhne entsagte. Herzog Anton ersehnte den Thron für die Zeit, wo sein Bruder ihn leer lassen würde. Bei diesem Wunsch kam weder Ehrgeiz noch irgendein persönlicher Beweggrund in Anschlag. Der Herzog konnte und wollte nicht Dynast werden. Er liebte zärtlich seine Neffen. Allein der König, sein Bruder, war nach seinem Sinne noch nicht genug darauf bedacht, das Land der Römischen Kirche zuzuwenden, und räumte der Augsburgischen Confession noch immer zu große und zu viele Rechte ein. Herzog Anton glaubte größeres Heil für seine Unterthanen zu erzielen, wenn er sowol Rechte als Pflichten der Katholiken auf das möglichste ausdehnte, und ihnen soviel Begünstigungen zuwendete, als nur immer statthaft sein konnten. Bei der Aufzählung derselben, will

ich nur bei dem ganz allgemein Bekannten stehen bleiben.

Für jedes Kind von evangelischen Aeltern mußte für den Schulunterricht gezahlt werden. Es gab viele Familien, besonders im Erzgebirge, welche nicht genug verdienten, um Brot für ihre Kinder zu kaufen. Dem Schulmeister trug seine kleine Besoldung nicht genug ein, um Schulgeld für seine Kinder zu entbehren. Nun wurde den Aeltern vorgestellt, daß sie ihre Kinder nur in die katholische Schule zu schicken brauchten, dort würden sie umsonst unterrichtet und brauchten nicht den katholischen Glauben anzunehmen. Viele schlugen freudig ein, und sahen in dieser Begünstigung nur eine Handlung der Menschenliebe. Vielleicht war sie es auch ursprünglich, allein man sah nichtsdestoweniger die meisten dieser Kinder zum katholischen Glauben übergehen. Eine andere Hauptursache, daß viele Evangelische übertraten, ging wahrscheinlich nur aus der Lage der Dinge im allgemeinen hervor. Es gab viele Witwen und Jungfrauen reifen Alters, die sehr eifrige Katholiken waren und sich zu verheirathen wünschten. Sie wurden mit jungen evangelischen Bürgern bekannt, die man darauf aufmerksam machte, daß manche nicht unbedeutende Vortheile durch eine eheliche Verbindung mit diesen Matronen und abgeblühten Mädchen zu ermitteln seien; allein die Hauptbedingung sei die Heimkehr in den Mutterschos der Kirche. Dies alles ging geräuschlos zu.

Herzog Anton war kein ganz theilnahmloser Zuschauer bei diesen Vorgängen. Seine edle Gemahlin, ein Musterbild von Güte und Menschenfreundlichkeit, eine jüngere Tochter von Maria Theresia, that überhaupt viel Gutes, und vergaß nicht, den Neubekehrten Wohl-

thaten zu erzeigen. Sie hatte Maria Thereſia's Eifer für das Seelenheil ihrer Unterthanen, doch es war Milde in dieſem Eifer, weshalb er um deſtomehr wirkte.

Herzog Anton und ſeine Gemahlin träumten von einer ſeligen Zeit, wo das ſchöne Land Sachſen nur ein Hirt und eine Heerde ſein würde. Herzog Anton ſehnte ſich nach einer Wallfahrt nach Rom, konnte aber keine bewerkſtelligen. Er ließ mithin die Zahl der Schritte und das Maß der Zeit berechnen, welches erforderlich wäre, zu Fuß nach Rom zu gehen. Man belehrte ihn, daß er ſein Ziel in drei Jahren erreichen könnte, wenn er täglich einige Stunden damit zubrächte. Weil nun der Herzog darauf verzichten mußte, nach Rom zu wandeln und dort den Segen des heiligen Vaters zu empfangen, unternahm und vollendete er ſeine Wallfahrt auf den Knien rutſchend in ſeinem Zimmer. Sie war nun kaum beendet, als Friedrich Auguſt in das Jenſeits hinüberging und ſein frommer Bruder das Scepter ergriff, das jener über ein halbes Jahrhundert rühmlich geführt hatte.

IV.

Ueberſiedelung nach Dresden.

Ich bin hiermit den Begebenheiten vorausgeeilt. Friedrich Auguſt lebte noch, als ich nach Dresden kam. Ich war bei ſeinem Jubelfeſte. Das ganze Volk fühlte Rührung und Erhebung.

Der Ruf der ſchönen Gegend, die größere Wohlfeilheit der Lebensmittel, die Sehnſucht nach einigen ſehr theuern Perſonen, die dort lebten, waren meine Beweggründe zu dieſer Aufenthaltsveränderung. Die Lücke in meinen Einkünften, welche meine Reiſe nach Berlin geriſſen hatte, wurde zwar durch die Huld des Königs und die Fürſorge des Fürſten Staatskanzlers zum Theil ausgebeſſert; allein es geht immer ſo mit ſolchen Lücken: die Entſchädigungen werden dadurch mangelhaft, daß ſie zu ſpät kommen. Niemand hat ärmlicher in Berlin gelebt als ich, und niemand iſt entblößter von allen Mitteln als ich nach Dresden gekommen. Uebrigens werde ich noch einen andern Augenblick und Platz finden, um von einigen meiner liebſten Freundinnen zu ſprechen, die ich in Berlin zurücklaſſen mußte, und die nun beinahe alle im beſſern Jenſeits ſind.

Da ich die Unterrichtsanstalten in Dresden gar nicht kannte, hielt ich es für angemessen meinen Kindern einen Lehrer mitzunehmen, der sehr befähigt war, und sich überhaupt als uneigennützig bewährt hat. In wenigen Tagen erreichten wir Dresden, und trafen am 7. October, Dienstag, dort ein. Ich ließ mich sogleich zu Fräulein Thereſe aus dem Winkel führen, welche ihr niedliches Häuschen am Elbufer bewohnte. Ich winkte Lottchen, die mich gleich mit Freudenbezeigungen wiedererkannte, mich nicht anzumelden, und trat an der Hand meiner Kinder in den Salon.

Hier bewillkommten mich erfreute Blicke. Baron Malsburg, Luiſe Brachmann, Thereſe aus dem Winkel, vor allen Graf Loeben bewillkommten mich mit wahrer Herzlichkeit. Ganz überraſchend war meine Ankunft nicht; denn es hatte in einer berliner Zeitung geſtanden, daß ich im Begriff ſei nach Dresden zu reiſen. Ich erwählte abends zum Vorleſen eine Ballade, die ſeltſamerweiſe eine Beziehung auf Malsburg's Herz und Geſchick hatte, und ihn wehmüthig ergriff. Hier iſt ſie:

Mary und Sandy.

Der Mond erklomm des Hügels Höh',
An deſſen Fuß der Dee entquillt;
Vom Hügel fern im Oſten ſchwebt
Auf Thurm und Wald ſein Silber mild.
Da neigte ſich Mary zur Ruh',
Dacht' ihres Sandy auf dem Meer,
Und eine ſanfte Stimme ſpricht:
„Du Holde, wein' um mich nicht mehr!“

Vom Kiſſen neigt ſich ſanft das Haupt,
Fragt bebend: „Wer iſt's, der hier ſpricht?“
Da ſah ſie ihren Sandy ſteh'n
Schneeweiß, und trüb ſein Augenlicht.

„O süße Maid, kalt ist mein Staub!
O tief im Grund vom weiten Meer,
Fern, fern von dir schlummr' ich so fest,
O Liebe, wein' um mich nicht mehr!

„Drei Tag' und Nächte trieb der Sturm
Auf wildem Ocean uns fort,
Wir kämpften treulich mit der Flut,
Das Schiff zerschellte fern vom Port.
Noch schlug für dich mein liebend Herz,
Als Todesschau'r weht' um mich her;
Still ist der Sturm und still mein Herz,
Drum, Holde, wein' um mich nicht mehr!

„O du mein Lieb', erheitre dich,
Bald finden wir uns dort am Strand,
Wo Lieb' ist frei von Schmerz und Harm,
Wo nichts zerreißt ihr himmlisch Band!
Laut kräht der Hahn! Der Schatten flieht." —
Mary sah Sandy schon nicht mehr,
Doch eine sanfte Stimme spricht:
„Du Süße, wein' um mich nicht mehr!"

Ernst von Malsburg war tief bewegt, dies Bild traf die zartesten und geheimsten Saiten seines Herzens. Seine Charlotte war ihm vorausgegangen. Er sprach nicht von ihr, doch in seinen ausdrucksvollen Augen glänzte eine Thräne. Die sanfte Luise Brachmann trug eines ihrer schönsten Lieder, und Thereſe eine gefühlvolle Phantaſie auf der Harfe vor. Unser Aller Stimmung war feierlich, vor allen die von Graf Loeben, der überhaupt ein Fremdling auf dieſer Welt war und blieb.

Es geht mir mit meinen Erinnerungen, wie es den alten Perſiern mit der Erfindung des Roſenöls ging. Viele Tauſende von Roſen wurden in ein Marmor-

becken voll frischer Flut hineingeworfen, in welchem sich Odalisken badeten. Sie scherzten, stampften, tanzten in dem Bassin umher, und verließen es erst bei der Morgendämmerung. Als es die Gärtner ausschöpfen wollten, bemerkten sie goldhelle Tropfen auf der nun ruhenden Oberfläche der Flut. Ein unbeschreiblicher Duft stieg aus diesen Tropfen hervor. Die Gärtnerburschen faßten sie auf in ein krystallnes Gefäß, dies war das Rosenöl. Das Zerquetschen der Rosen hatte die feinste Substanz der Blume aus ihrem Kelch herausgearbeitet, ihr geheimstes Sein zur Erscheinung gebracht. Nicht anders arbeitete das Misgeschick den Duft meiner Seele aus meinem Wesen hervor.

Ich habe noch einiger Personen des Kreises im Italienischen Dörfchen nicht Erwähnung gethan. Es versammelten sich dort alle Dienstage einige Dichter zu einer Art Kränzchen, man trank Thee, oder las und trug vor. Zwei Fräulein von Goldacker bildeten unser Publikum.

Im Großen besaß Dresden einen andern Kreis, der „Liederkreis" genannt. Hier vereinigten sich aller vierzehn Tage die begabten Geister, die Dresden damals in sich schloß. Fräulein Therese aus dem Winkel gehörte beiden Vereinigungen an. Zum Liederkreis gehörten: der Minister von Nostitz mit seiner liebenswürdigen Familie, der Professor Karl Förster mit seiner holden Gattin, der Professor Hasse, der Dichter Theodor Hell, sein Freund Friedrich Kind, der Hofrath Kuhn, Eduard Gehe, der Hofrath Breuer, Karl Maria von Weber und seine Gattin, Hofrath Böttiger u. m. a., von welchen einige die merkwürdigsten Briefe mitbrachten. So oft eine poetische oder literarische Notabilität nach Dresden kam, wurde sie in den Liederkreis gezogen, der etwas Einziges

in seiner Art war. Der edle Rostitz hatte ihn gestiftet, und überlebte ihn noch; denn selbst in Dresden, wo fast alle Poeten Hofräthe waren, wurde die Poesie durchaus nicht nach Würden geschätzt, und aus dem Umstande, daß die Poeten Hofräthe hießen, ging noch nicht hervor, daß die Hofräthe poetisch waren.

Der Eindruck, den der Kreis selbst machte, war unbeschreiblich. Man denke sich eine Reihe ausgezeichneter Männer, ungezwungen im Saale verstreut und einen Kreis blühender Frauen und Mädchen in bescheidener Entfernung umgebend. Diese waren das liebliche, zum Theil auch das liebende Publikum der glücklichen Dichter: ihre Gattinnen, Schwestern, Bräute in einfachen weißen Kleidern, Blumen in den Locken und am Busen, durch Anmuth und Sittigkeit geschmückt. Sie schlugen die hellen Aeuglein nieder und arbeiteten fleißig, nur selten verrieth eine Regung, ein leises Ach, was in ihrem Innern vorging. Die greise Matrone Obristin aus dem Winckell mit ihren wallenden Silberlocken gab das Signal zum Lesen, wol auch zum Beifallrufen, mit mildem Ernst und feinem Takt. Hofrath Böttiger schlummerte zuweilen über dem Vorlesen eines Gedichts ein; er hatte die Stille nicht wahrgenommen, die nach vollendetem Vorlesen eintrat und ihn aufzuwecken pflegte. Er klatschte nun lauten Beifall, immer noch mit eingekniffenen Augen, wie es seine Art war. Ein Kichern machte ihn aufmerksam; er öffnete die Augenlider, und sah das niedliche Hausmädchen stehen, die ihm Kuchen präsentirte. Auch im Theater schlief er regelmäßig ein.

Eine neue Schauspielerin hatte eine Lieblingsrolle der ausgezeichneten Hofschauspielerin Hartwig übernommen, neben welcher Böttiger saß. Die Zuschauer klatschten Beifall, Hofrath Böttiger nicht minder; doch

als er wahrnahm, daß Frau Hartwig dies Beifallklatschen eines alten Freundes unwillig empfand, wollte er sie trösten, und rief ihr halblaut zu, indem er heftiger applaudirte: „Sie machen's besser!"

Ein kräftiges funkelndes Mitglied des Liederkreises war Theodor Hell, dem wir so gemüthliche sinnreiche Lieder danken, soviel verständige Beurtheilungen neuer Erscheinungen in der Literatur schuldig sind. Schriftsteller haben zwei Sprachen, wie der Indier, ein Sanskrit und ein Prakrit. Das Sanskrit ist für die Gelehrten, das Prakrit für die Laien. Es ist wesentlich nothwendig, denn es wirkt unmittelbar auf die Masse ein. Zu dieser allgemein faßlichen Sprache gehört Scharfsinn, Gemüthlichkeit, gediegene Bildung, Klarheit und noch eine Menge von Dingen, die in der pomphaften Literatur für die großen Geister empfindlich fehlen. Wer für das Allgemeine schreibt, ist Meister und Bildner; wer für ein bestimmtes Publikum arbeitet, hat einen bedingten Wirkungskreis. Winkler hat durch die Abendzeitung viel Licht verbreitet, vielseitige Bildung ist aus ihr hervorgegangen. Seine dramatischen Arbeiten haben alle im hohen Grade den Werth der Genießbarkeit. Sein Fleiß war musterhaft.

Freiherr von Nostitz und Jänckendorf ragt aus den Linien der andern Mitglieder des Liederkreises hervor, nicht durch seine Verhältnisse als Edelmann und Minister, sondern weil er als beides das Gemüth und die Humanität hatte, ein Dichter und ein Beförderer des Schönen und Guten in einem so hohen Grade zu sein. Es ließe sich Vieles über seine höchst liebenswerthen Töchter sagen. Eine war die Rose des Geschlechts, eine andere die Nachtigal. Allen verleiht ihr innerer Werth noch Höheres als was der Welt bekannt geworden.

Ich werde noch Anlaß finden, von den andern Mitgliedern dieſes ſchönen Kreiſes zu ſprechen. Er hatte kein Vorbild, und wird vielleicht nie erſetzt, denn unſere Jetztzeit iſt nicht was jene war. Von dem was unſere Vorältern entzückte, hat manches ſeinen Werth für uns verloren. Der Geſchmack verlangt nicht blos etwas mehr, ſondern noch vor allem etwas anderes.

Eines Morgens kam eine Freundin, Wilhelmine Lorenz, zu mir, um mir vorzuſchlagen, auf den Abend die Gräfin Jaraczewska zu beſuchen, welche nicht ausgehen könne, weil ſie jetzt kränklicher als ſonſt ſei, und mich doch gern bald möglichſt kennen lernen möchte. Eine Scheu gegen neue Bekanntſchaften hat nie entſchieden bei mir vorgewaltet; ich kam mir dann immer vor wie Diogenes, der ſeine Laterne anzündet und auch bei hellem Tage ſelten findet was er ſucht.

Die polniſche Gräfin ſchickte ihre glänzende Equipage. Ich trat durch eine Menge Diener hindurch in den Speiſeſaal und Salon, wo ich eine hohe bleiche Dame in einem zierlichen Hauskleide an einem kleinen Stickrahmen fand. Sie lächelte mir mit feinem Blicke und klaren milden Augen entgegen. Ihre hohe herrliche Stirn umwoben goldblonde Locken; ihre Geſichtsfarbe konnte man eher weiß und zart, als bleich nennen. Man ſah, daß das Misgeſchick dem Alter zuvorgekommen war; ſo gibt es ja auch Roſen, die vor der Zeit erbleichen. Der Ton ihrer Stimme war angenehm und ausdrucksvoll. Ihr ganzes Weſen zeigte von unerhörter Lebhaftigkeit, durch Sitte gedämpft und in Einklang gebracht. Aus dem erſten Blick auf ſie konnte man wahrnehmen, daß man eine ungewöhnliche Erſcheinung vor ſich hatte. Mein Mangel an Neugier hat mir eine Art Tugend beigebracht, ſogar

Klugheit: ich frage niemand um etwas, was seine Verhältnisse betrifft.

Als ich nach einem langen Besuch von der lieben Gräfin mich beurlaubte, wußte ich von ihr nur, daß sie geistreich und liebenswürdig sei, und lebhaft wünsche, mich bald wieder zu sehen. Ihr Haus war sehr belebt durch Besuche von Polinnen. Alle machten Verstand, mehrere hatten welchen. Es fehlte nicht an Prinzessinnen. Alle Damen dieses Kreises waren angenehm, die Unterhaltung sehr lebendig, die Bewirthung glänzend. Herren traf man wenige dort; vielleicht aus Mangel an schönen jungen Damen.

Bei ihrem vielen Geiste hatte die Gräfin noch denjenigen Geist, der im Grunde sehr selten ist, nämlich seinen Geist zu verstecken. Dieser Kunstgriff ist ein Surrogat für den Geist, wo keiner ist; er bringt die Gesellschaft ins Gleiche. In diesen Kreisen war einem ungefähr zu Muthe wie in Pompeji und Herculanum. Pracht und Glanz war zwar noch frisch, aber die Städte waren Ruinen. Mitten in ihrer Herrlichkeit erstarrt nur noch die Lüge von dem was sie gewesen. Geistesheiterkeit, französisches Spiel mit dem Geiste, Prunkliebe, Gastlichkeit in hohem Grade herrschten hier.

Dresden war allen sehr theuer, wiewol die Gesellschaftsstunde nur der Mitternachtstunde glich, wo die Geister der Vergangenheit in Prunk und Putz sich versammeln, singen, tanzen, spielen, lächeln und sich geberden wie Lebendige. Aber die Stunde schlägt, wo alles zerstiebt. Doch diese Geister hatten Hoffnung; Napoleon sollte ihr Messias werden, wenn auch das Königreich Polen nur eine französische Provinz würde, wie zu jener Zeit jedes Königreich war. Und man schrieb schon 1818, und Napoleon schmachtete auf Helena!

Die Polen sind kein gewesenes Volk, sondern ein erst werdendes; ihr Unglück selbst wiedergebiert sie. Es schlägt nur die Schlacken von ihnen herunter, damit der edle Kern einst desto prangender glänze. Die Polen sind gewesen, wie manches Volk nie eins gewesen ist; doch was sie waren, werden sie einst wieder sein, wenn auch für eine, vielleicht lange Zeit nur innerlich. In dem chemischen Proceß, der allen Völkern bevorsteht, werden ihre angeborenen Fehler sich läutern; was unhaltbar wird verdünsten, was edler Natur war, wird sich veredeln. Polen hat noch eine Zukunft.

Die wunderbare Frau, mit der ich beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch im engsten Freundschaftsbunde lebte, ohne daß unsere Naturen im Einklang gewesen wären, liebte mich mit rührender Zärtlichkeit bis in den Tod. Vielleicht stimmte sie mit mir nicht immer überein, aber niemand hat mich jemals besser verstanden. Sie war poetisch, ohne eine wahrhaft poetische Natur zu sein. Von ihrer Psyche mit den schwirrenden Flügeln waren die Flügelspitzen eingeklemmt, doch die alte Schwungkraft war geblieben, aber gehemmt; ist dieser Zustand nicht ein Schmerz? O gewiß! Und nicht immer konnte sie diesen Schmerz verhehlen. Sie war zuletzt, ungefähr 20 Jahre vor ihrem Tode, einer innerlich gemeinen Natur in die Hände gefallen, welche manches eigenthümlich Schöne in ihr wenngleich nicht vertilgen konnte, dennoch zu entstellen wußte und sie hie und da sich selbst entfremdete. Mit unsaglicher Arglist wurde sie unterjocht, und jammerte darüber in selbstbewußten Stimmungen unhörbar, aber untröstlich. So saugt der Ichneumon dem Edelhirsch nach kühnem behenden Aufschwung langsam und schmeichlerisch das Hirn aus.

Ein paar kecke Lügen in der Hölle geboren, ſchufen das ganze Geſchick und das ganze Weſen dieſer großen thatkräftigen liebevollen Natur auf das bejammerungswürdigſte um, ohne daß es gelungen wäre, ſie im geringſten zu entwürdigen; denn ihr Wille blieb ſchön, ihr Bewußtſein rein, ihr Herz weich und gut, nur ihr Muth war geſunken, ihr ſchöner Glaube an Menſchenwerth umdüſtert, ihre Begriffe in Unklarheit gerathen und der Standpunkt, von welchem aus ſie die Welt anſchaute, verſchoben. Ich habe nur wenige Menſchen gekannt, die bei religiöſer Schwärmerei ſo mild waren und blieben wie ſie, die bei dem Hange zur Wohlthätigkeit ſo für die Zukunft beſorgt waren wie ſie, und in der eigenen Bruſt den vollen quillenden Strom der Milde ſo mühſam dämmten.

Durch Familienverhältniſſe ſtand ihr jemand nahe, dem nichts angelegener ſein mußte, als ihrem Herzen wohlzuthun und ſie vor jedem Ungemach zu beſchützen. Dieſer Jemand, den ich nicht näher bezeichne, wurde bei ihr durch fanatiſche Lügen verdächtigt, als wolle er ſie auf irgendeine Weiſe um das Leben bringen. Die edle Frau glaubte dies. Und ſo wurden denn ihre letzten Jahrzehnde durch Argwohn und Furcht vergiftet, durch kleinliche Sorgen getrübt. Herrſchſucht, und vielleicht etwas Niedrigeres war die Triebfeder dieſer Handlungsart. Der Schmerz um die Schickſale ihres Vaterlandes trug zu ihrer Schwermuth bei. Niemand hatte jemals in glänzendern, ehrenvollern Verhältniſſen gelebt als ſie; doch dieſe Verhältniſſe wurden aufgelöſt, oder doch getrübt. Das ehemals ſo angenehme Haus wurde verödet, die geſellige Natur der herrlichen Frau in ihren edeln Regungen geſtört. Ich will nicht mehr von dieſem allen ſagen, weil ich das Bild, welches ich mit ſolchem

Schmerz entwerfe, nicht zu deutlich bezeichnen will. Wenn jemand unternommen hätte, das Opfer zu enttäuschen, so würde ihr das Herz gebrochen sein. Gehen wir zu ihrem Geschick über.

Die Gräfin Jaraczewska war sehr jung Witwe geworden und lebte fort, weil sie leben mußte. Ihr Herz war nicht mehr auf Erden. Ihr ganzer Sinn war auf innere Veredelung gestellt, ihr einziger Trost der Gedanke an das Jenseits. Sie verschmähte nicht durch äußere Zeichen ihren Kummer kund zu thun. Nie erschien sie in bunten Farben; keine Vergnügung lockte sie. Wenn eine große Berühmtheit nach ihrem Aufenthaltsort reiste, so suchte sie den Kreis ihrer Bekannten des seltenen Genusses theilhaftig zu machen, doch sie blieb fern. Es schien ihren Kummer zu erleichtern, wenn sie Entsagung übte, irgendeinem Hange zur Zerstreuung und Genuß widerstrebte.

Ich habe ein junges liebenswürdiges Fräulein gekannt, welcher der Tod eine theuere Schwester entrissen hatte, diese wollte das geliebte Andenken durch Entsagungen feiern. Doch auch in dieser Hinsicht ist zuweilen das Leben arm. Friederike von D. fand kein anderes Mittel der Schwester ein Opfer zu bringen, als daß sie keine Erdbeeren aß, weil diese der Schwester Lieblingsspeise gewesen. Ich schrieb in das Stammbuch dieser Freundin:

Kannst du glauben was im Herzen
Innre Stimme dir verheißt?
Kannst du schau'n das Licht der Schmerzen,
Das den Weg zum Himmel weist?

Kannst du für die Wahrheit leiden,
Treu wie er, der dich erkor,
O so wird von dir nicht scheiden,
Was dich ewig hält empor.

Kannst du lieben die Bedrängten,
Welche kalt Engherz'ge fliehn,
O so wird dem dir verhängten
Lose ew'ge Freud' erblühn!

Glaube, hoffe mit Vertrauen,
Denn dein Engel schwebt um dich!
Glauben, Hoffen, Ahnen, Schauen,
Alles schließt die Lieb' in sich.

Eine Familie, welche die Gräfin Jaraczewska mit Wohlthaten überhäuft hatte, übte schweren Undank an der großmüthigen Frau. Warum ist Wohlthätigkeit die Erzeugerin des Undanks, dieses schnödesten aller Laster, dessen sich selbst die verworfensten Thiere selten schuldig machen? Wie wenige Menschen kommen dem Hunde an Dankbarkeit gleich! Jene Familie war auf nichts Geringeres aus, als die Gräfin um ihr Witthum zu bringen, und durch beispiellose Ränke war es diesen Ruchlosen gelungen, ihr dasselbe für die letzten zwanzig Lebensjahre zu verkümmern. Die Gräfin hatte die Mutter jener Verwandten im Sinne des Worts vom Hungertode gerettet, die Tochter fürstlich erziehen lassen und ausgestattet. Nicht zu gedenken der übrigen zahllosen Wohlthaten, die sie ihnen zugewendet.

Sie hatte gerichtlich versprochen, jenen Verwandten jährlich 3000 Thaler von diesem Witthum zu zahlen. Als die Gräfin Posen verließ, wohin sie eine Reise gemacht hatte, baten sie jene: sie möchte den nächsten Jahresbetrag dieser Pension für sie bei einem Bankier deponiren, damit sie ihn nach Ablauf des halben Jahres kostenfrei bezögen. Diese Bitte schien natürlich und angemessen, und die Gräfin nahm keinen Anstand sie zu erfüllen. Sie reiste sorglos fort.

Als das Jahr um war, empfing sie keine Quittung von der Familie B.. Zugleich wurde ihr von der Behörde angezeigt, daß die Familie B. den Sequester auf ihr Einkommen gelegt hätte, welches aus jährlichen 24,000 Thalern bestand, weil die Gräfin ihnen ihr Legat von jährlichen 3000 Thalern unbezahlt gelassen.

Dagegen wendete der Advocat der Gräfin vergebens ein, daß die 3000 Thaler beim Bankier derselben für die Familie B. deponirt lägen und daß dies auf Verlangen der Familie B. geschehen sei. Die Behörde versetzte, daß die Gräfin auf dem ordnungsmäßigen gesetzlichen Wege der Bezahlung hätte bleiben sollen, — und die Sache wurde so verwickelt, so entstellt, daß die edle Frau erst über zwanzig Jahre nach Anfang des Processes die letzten 24,000 Thaler, welche ihr zukamen, auf ihrem Sterbebette empfing. Sie schob sie mit der matten Hand von sich, und starb in Gott ergeben, verzeihend den Räubern, und betend: „Herr, vergib ihnen, sie wußten nicht was sie thaten."

Die Gräfin Jaraczewska hatte unmittelbar nach Anfang des Processes ihr kostbares Silberservice und ihre Juwelen weggegeben, um sich ein Einkommen zu versichern, von welchem sie sparsam und bescheiden leben konnte, und zugleich ihr ganzes Hauswesen auf das strengste eingeschränkt. Standhaft ertrug sie den Verlust ihrer Kostbarkeiten; aber der Undank schnitt ihr in das Herz.

Von den Namen der polnischen Damen dieses Kreises der Jaraczewska erinnere ich mich nur einiger, die sich mir mit besonderer Freundlichkeit näherten: die Prinzessin Czetwertynska, die Gräfinnen Raczinerowska, Jablonska, Olenska, alle ausgezeichnet durch Geist und Güte. Der edle Krieger Graf Kniazewitsch kam oft hin. Es war

einem unter den Damen zu Muthe, wie unter heiterm Himmel in einem duftenden Blumengarten. Dennoch war ich mit der Gräfin am liebsten allein, denn zu zweien brach ihr Schmerz meist wie Nachtigallklagen durch ihr Wesen hervor.

Ich blieb noch in Dresden zurück, als die Gräfin es verließ. Ein besonderes Gefühl bemächtigt sich meiner, wenn ich von einem lieben Freund Abschied nehmen komme, und noch einmal in die nun leeren Zimmer trete, um auch von den Räumen, wo ich beseligt war, Abschied zu nehmen. Auf dem Fenster stand eine verwelkte Passionsblumenstaude; ich nahm sie mit, sie erholte sich, trieb Knospen, spendete wieder Blumen, und sogar eine Frucht, welche aber nicht reif geworden ist.

Erst in Baden fand ich die geliebte Freundin wieder. Sie hatte mir oft von Arenenberg erzählt, wo die Königin Hortense sie so liebevoll empfing. Sie sprach gern vom Prinzen Napoleon, dem Sohne des Königs von Holland, von dessen rührender Herzensgüte sie manchen Zug im Gedächtniß bewahrte. In einem ihrer Albums befand sich eine Abbildung vom Wohnzimmer der Königin, welche ich mir oft zeigen ließ.

Auch die Familie des Baron Oelsen mußte aus dem lieben Dresden scheiden. Sein Haus war am Geburtstage des Königs Friedrich August unbeleuchtet geblieben, wahrscheinlich aus Versehen; denn der Gesandte war auf seinem Landgute Pietnitz. Gewiß hatte der edle König die dunkeln Fenster an dem Abende nicht beachtet, wo der Aermste sein Freudenöl in eine Lampe goß, damit es leuchte.

Seit vielen Jahren hatten die freiberger Bergleute von ihrem Solde zurückgelegt, um dem geliebten König

einen Fackelzug zu bringen; wenn ich mich recht erinnere, wurde dieser Festzug abgelehnt, und die Bergleute betrübten sich von Herzen darüber.

Am Jubelfest der Regierung Friedrich August's wagte es der Hofgärtner zu Pillnitz, einer der ältesten und treu ergebensten Diener des königlichen Hauses, die Königsfamilie zu einer Collation in seinem Gartenhause einzuladen. Jedermann staunte, daß der König die Einladung annahm. Niemals war Gleiches geschehen. Die ganze Umgegend hatte sich vor dem Hause versammelt. Ein Sängerchor führte ein patriotisches Lied auf; in den Chor fielen alle Zuschauer des Festes ein. Dieser Augenblick war herzerhebend. Die königliche Familie war zu Fuß vom Schloß in das Gärtnerhaus gegangen, und wurde unterwegs viel tausendfach begrüßt.

Auch bei der Ankunft der kaiserlichen Prinzessin von Oesterreich zeigte sich der Antheil des Volks liebevoll und bedeutsam. Gedrängt standen die Zuschauer vor den Fenstern des Speisesaals, und freuten sich ungemein darüber, daß Prinz Friedrich August und seine Brüder sich unter das Volksgewühl gemischt, um ganz im Stillen die junge Braut zu sehen, die der Kronprinz der Etikette gemäß erst andern Tags sehen durfte.

Im Herzog-Max-Garten lagen die Gärtchen der königlichen Kinder in Abtheilungen nebeneinander. Zum Andenken der Prinzessin Josephine, nachherigen Gemahlin Ferdinand's VII. Königs von Spanien, wurde ein Baum gepflanzt. Er ging ein. Die trübe Vorbedeutung wurde tief empfunden, und erfüllte sich. Die junge Braut ging übrigens ihrer Bestimmung gern entgegen. Man konnte nicht wahrnehmen, daß die Convenienz dies Band geschlossen hatte; denn Herz und Seele der jungen Prinzessin waren thätig dabei, und der unverhehlte Schmerz der ganzen

Familie schloß die Bande der Liebe fester, unauflöslicher um alle ihre Mitglieder her.

Josephine hatte sich stets etwas abgesondert. Die unendliche Liebefülle in ihrer Brust war ein verborgener Hort, den sie aus Zartheit nicht vor fremden Augen funkeln ließ. Doch beim Abschied, da sie die Innigkeit fühlte, womit der ganze Kreis der Ihrigen sie umfing, ging ihr Herz unverhohlen auf, und man sah, wie wohl es ihr that, auch ihrer Zärtlichkeit und ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen. Die Familie des Herzog Max lebte an schönen Tagen fast ganz im Freien. Der Garten ihres Vaters war ihr Concertsaal. Alle diese liebenswürdigen Geschwister waren theils als Musiker, theils als Dichter hochbegabt. Sie zeichneten sehr schön. Prinzessin Amalie war bekanntlich die Dichterin der Dramen, welche in fünf Bänden abgetheilt sind, und ist wol die erste Prinzessin, die Honorar genommen. Ihre Stücke werden bekanntlich sowol in Dresden als in andern Städten mit Erfolg gespielt. Der Ertrag war für ein Waisenhaus bestimmt, welches die edle Tochter der Throne vom Ertrag ihrer Arbeiten erbauen ließ. Alle solche Zeitmomente sind neu, sind hocherfreulich.

Erst in Dresden wurde es mir vergönnt, die Gemahlin des Königs Max Joseph von Baiern, mit der ich im Briefwechsel stand, selbst zu sehen. Sie ließ mich rufen. Ich brachte schöne Stunden bei ihr zu. Man könnte von ihr sagen: ihr Geist war herzig, und ihr Herz geistvoll! In einer Reihe von Liedern, die ich ihr gesungen, hat mir nicht eines genügt, sie ganz nach ihrem innern Werth zu schildern; denn sie überbot stets jede Erwartung, die man sich von ihrer Herzensgüte, von ihrer seelenvollen Huld machte. Sie verweilte lange in Dresden. Ihr Herz mußte hier heimisch

werden, wo die Natur so reich, die Kunst so großartig waltete.

Auf der Brühl'schen Terrasse veranstaltete Hofrath Böttiger eine Ausstellung neuer Kunstwerke im dortigen Saal, um der königlichen Familie von Baiern den Gesammteindruck des Zustandes der Kunst zu gewähren. Froh und bereitwillig sandten alle Künstler die Werke, welche sie zu Hause hatten, dorthin; nur Einer blieb zurück. Als die Aufforderung Böttiger's an ihn gelangte, äußerte er lakonisch: „wenn die Königin etwas von ihm sehen wollte, so möchte sie zu ihm kommen!" Die geistreiche Frau nahm diese Sache sehr gut auf, und kam. Es mag unter denen, welche ihre Gemälde nach der Brühl'schen Terrasse schickten, manchen leid gethan haben, daß sie es nicht auch so gemacht. Es waren sehr geistreiche Männer unter ihnen. Vogel von Vogelstein, dem die Fresken im Schloß Pillnitz aufgetragen waren, hat mich für seine Sammlung gezeichnet. Dies Bild ist wol das beste, das von mir existirt.

Wir besuchten Vogel sehr oft in Pillnitz, und stets mit neuer Freude an ihm, an seinem Schaffen und Walten. Eine seiner vielen Eigenschaften, die mich am unwiderstehlichsten anzogen, ist die innige Verschmelzung des Wahren mit dem, was man Ideal zu nennen pflegt. Seine Gestalten sind was Schiller's „Mädchen aus der Fremde". Aus der anspruchslosen Wahrheit geht die Anmuth hervor, frisch wie eine neu aufgeblühte Rose, ungesucht und freimüthig wie die heitere lebensvolle Kraft. Vogel war zugleich sehr liebenswürdig als Meister. Seine Schüler arbeiteten beseligt unter seiner Leitung.

Als die Königin Karoline nach Dresden kam, trauerten wir schon um Kügelgen's Verlust. Es gibt Begeben-

heiten, bei denen das Auge des Leidenden fragend wie ein stiller Vorwurf gen Himmel schaut. Eine solche war des herrlichen Kügelgen's Ermordung. In Kügelchen wog an innerm Werth und äußerer Vollendung der Künstler den Menschen, der Mensch den Künstler auf. Eine lyrische Natur war er nicht; treuer aber hat wol niemand nach Vollendung und innerer Schönheit gestrebt als er.

Professor Hartmann, der erste Lehrer meines Sohnes Max, verstand die zarte innige Natur seines jungen Schülers. Alles was Max unter seiner Leitung gezeichnet, war von großer Feinheit und Innigkeit. Diese Bilder sind mir leider alle geraubt worden, darunter auch ein entzückendes Jugendbild meines Sohnes, worin seine ganze Seele lebte.

Was soll ich von Friedrich, von Dahl, was von Retsch und dem ganzen glänzenden Kreise der Künstler sagen, die damals in Dresden blühten! Auch ein Herrmann empfing hier seine erste Bildung. Es war eine schöne Zeit! Sie wurde getrübt wie alles Schöne auf Erden. Doch nur im Kampf wachsen dem Muth die Adlerschwingen; der Kampf bringt Gott nahe, und empfängt seine Palme von ihm, sei es die des Sieges, oder die des Märtyrthums.

Karl Herrmann war Schwestersohn meiner geliebten Freundin Wilhelmine Willmar. Sein geistvoller Vater, ein geschickter Rechtsgelehrter, hinterließ den Seinigen kein Vermögen. Er war kein Charlatan, kein Intriguant. Eine der letzten Sachen, die er übernahm, war die Vertheidigung jenes Unglücklichen, der im Wahnsinn seiner Leidenschaft Meuchelmord begangen, um seine Bibliothek zu vermehren. Sein letztes Opfer war eine alte reiche Frau. Er wurde entdeckt, belangt und zum Tode verurtheilt. Ich kenne die nähern Umstände des

Processes nicht genau, aber wenn ich mich recht erinnere, so wollte der Advocat Herrmann das Verbrechen seines Clienten aus seiner unbezähmbaren Leidenschaft für Bücher herleiten, die ein Wahnsinn war, und ihn vermöge dieses Zustandes für unzurechnungsfähig erklären. Ach welch Verbrechen ist kein Wahnsinn? Wollte man überhaupt die Unthaten, die geschehen, von diesem Standpunkte aus untersuchen, so würden die Bretter der Schaffotte blank bleiben; denn der Mensch beschönigt sich immer die Beweggründe zu seinen Vergehungen. Der Feind Gottes, der Böse, weiß seine Opfer durch Selbstverblendung zu bethören. Gleichwol gibt es mehr Teufelsleugner als Gottesleugner, und Satan hat eine gewisse Allgegenwart; er wohnt in jedem Herzen, das sich von der Wahrheit und der Liebe abgewendet.

Muthig, beharrlich, in Gott ergeben, rang sich Herrmann zur Selbständigkeit empor. Die Selbstrenge ist etwas sehr Schönes, besonders wenn sie mit der Milde gegen andere gepaart ist. Erbarmen ist die echte Schwester der Tugend! Der Schonungslose, Eigengerechte steht Gott ferner als der Gefallene selbst, denn dieser kann sich wieder aufrichten. Die Selbsterziehung des Menschen bringt die glücklichsten Erfolge hervor, weder Beispiel noch Lehre wirken so kräftig wie sie, und ohne sie vermögen beide wenig.

Ich weiß nicht, ob das heutige Dresden das alte geblieben ist; doch möchte ich es fast glauben. Im Allgemeinen wirkte das Beispiel von oben herab auf das ganze Volk, dies thut es gewiß noch immer.

Die französische Revolution hat ihrer Zeit kräftig gewirkt, einen tiefen heilsamen Schnitt in die Verderbtheit der großen Welt gethan und das Unkraut von der Regentschaft ausgejätet. Wenn große Herren auch noch Mai-

treffen halten, so wird doch dieser Passion nicht mehr von rechtschaffenen Menschen gehuldigt.

Die katholischen Geistlichen gestehen gern ein, daß die Reformation wohlthätig auf die katholische Religion selbst gewirkt habe. Zur Zeit meines Aufenthalts in Dresden konnte man das deutlich sehen. Dem Sachsen ist es Ernst um die Religion; und wer aufrichtig religiös ist, liebt auch die Sitte, und ist Freund der Tugend.

In den meisten Beziehungen ließ es sich in Dresden angenehm leben, die Parteien standen einander nicht schroff gegenüber. Vorgänge wie ich in München erlebt, konnten nicht stattfinden. Kein Eberhard hätte auf offener Kanzel Worte wie diese donnern dürfen: „Wehe dir Weib eines Protestanten, welche die Frucht ihrer Ehe im Schos trägt und zur Welt bringt! Dir wäre es besser, du hättest eine Natter geboren."

Die Bekehrungsversucher blieben in den Schranken der Mäßigung. Jene dritte Partei, die eine Scheidung bewirkt hat, die der Herrnhuter, oder wie man sie sonst nannte, welche die übrigen Glaubensgenossen in der Anzahl überbietet, hielt sich durchaus friedlich, störte nicht und wurde nicht gestört. Dies alles ist wahrscheinlich so geblieben, auf dem Wege zum Guten.

Der Weg zur Seligkeit ist kein breiter, aber die Friedfertigen können nebeneinander gehen.

Otto Heinrich Graf von Loeben wird als Dichter und Mensch unvergessen bleiben; er ist eines wehmuthvollen Andenkens werth. Der bedingende Drang des Lebens hat sein Leben freudlos gemacht, weil er ihm widerstand, ohne seine Fesseln kräftig abschütteln zu können. Er gehörte zu denen meiner Freunde, welche die treuesten und ergebensten waren, und mich am besten verstanden. Er war voll Hingebung, durchaus zart in

Gefühl und Bezeigen, durchaus rein in jedem Sinn. Seine Gattin, eine Geborne von Breſſler, liebte ihn zärtlich, obwol beide ganz verſchiedener Natur waren. Sie verletzte ihn oft, ohne es zu ahnen, immer ohne es zu wollen. Ihre Neigungen gehörten der großen Welt. Aber die Zuſtände widerſprachen dieſen Neigungen. Sie beſaß ein anſtändiges aber beſchränktes Vermögen, nebſt der Ausſicht auf ein glänzendes. Graf Loeben war nicht reich. Es gibt Dichter, die reich ſein müßten, damit ihre Lage nicht hinter der Phantaſie zurückbliebe, die unaufhörlich erſehnt, was das Leben verſagt.

Jeannette ſah klar ein, daß Graf Loeben ſich in der Arbeit des Schreibens und Dichtens verzehrte, daß Zerſtreuung, Erheiterung nöthig ſeien, um ſeiner Luftſchiffahrt den nöthigen Ballaſt zu geben. Sie veranlaßte Beſuche, die ihn vom Schreibtiſch wegriefen, dies marterte ihn. Er ſagte: ſeine Augenblicke ſeien heilig! Er hätte gar zu gern nur mit Gleichgeſinnten verkehrt; er fand wenige und konnte dieſer wenigen nicht nach ſeinem Wunſch habhaft werden; dadurch wurde ſein Leben in Kriegszuſtand geſetzt. Es dauerte manches Jahr, bis die zart und leidenſchaftlich fühlende Gattin einſah, daß hier ein Opfer gebracht werden mußte. Sie mußte entweder ihren Hang zur Welt, oder er den ſeinigen zur Poeſie aufgeben. Sie liebte ihn zu innig, um nur einen Augenblick anzuſtehen; doch es war zu ſpät. Der Kampf mit dem Leben und der Welt hatte ihn zu gewaltſam angegriffen. Er ging einem qualvollen Ende entgegen.

Einige Spottvögel gaben ein Werkchen heraus, benannt: „Unſer Verkehr.“ Darin heißt eine Perſon „Iſidorus Morgenländer!“ Es war witzlos, ſeelenlos. Eine ſtupide Menge liebt ſolche Machwerke. Die Gemeinheit labt ſich daran! Iſidorus Morgenländer's Perſon ſollte Graf

Loeben lächerlich machen, es gelang aber nicht. Hirnloser Spott erfreut nur hirnlose Menschen! Graf Loeben dagegen fuhr der Spottpfeil ins Herz, und er erholte sich nicht mehr davon, so wenig als sich Baron Malsburg erholte, als Müllner einen Ausdruck in einem seiner Gedichte benutzte, um zu sagen, er dichte „alltäglich". Hier heißt es leicht „mit Worten tödten"! Und ein Kampf mit ungleichen Waffen ist gefährlich, diese bieten dem edeln Gegner Vortheile, die er nur verschmähen kann. Heiße Wehmuth um die Geschicke seines Vaterlandes hatte sich der Seele meines Freundes bemeistert, seit dem schönen Lande das Korn, das Holz und das Salz genommen waren. Er hätte sich darüber nicht so kränken sollen, die moralischen Schätze waren dem Lande geblieben. Es hatte den Eid der Treue gehalten.

Graf Loeben's dichterisches Talent war unter dem Einfluß der sogenannten Romantischen Schule aufgeblüht; auf die Novalis am durchdringendsten gewirkt. Er fühlte und dachte in seinem Geist und Sinn, war fromm und keusch wie dieser. Die Schule war nicht eigentlich das was Goethe gewollt. Die deutsche Sprache hat ihr viel zu danken; doch durch das Hereinziehen der fremden südlichen Formen und Elemente ist im innern Kern eine Verletzung entstanden, davon sie schwer wieder genesen wird.

Die Geschmeidigkeit und Eleganz August Wilhelm Schlegel's reichte nicht immer aus, den fremden Formen Weichheit und Natürlichkeit zu verleihen.

Dorothea von Schlegel sprach uns Frauen alles Urtheil ab; dies war doch auch ein Urtheil, und sie selbst war der Gegenbeweis dieses Satzes, denn sie urtheilte scharf und klar. Ihre Absprechung ist mir nur eben eingefallen, weil ich mein eigenes Urtheil zuweilen geändert habe.

August Wilhelm Schlegel habe ich lange überschätzt, vielleicht weil ich ihn persönlich kannte. Er hatte schöne feine Formen des Umgangs, welche für ihn gewannen. Ich war sehr unglücklich, als ich ihn kennen lernte. Er zeigte Mitgefühl. Meiner Dankbarkeit erschien alles, was von ihm ausging, in einem höhern Lichte. Zuletzt aber habe ich eingesehen, daß er engherzig und selbstsüchtig war. Sein Bruder klagte bitter darüber, und beide erkalteten ganz und gar gegen einander.

Graf Loeben hatte aus der Schule viel Deutschheit gerettet, mithin beinahe gar keine eingebüßt. In seiner Natur war echt deutsche Gemüthlichkeit, angeborene Anmuth. Die Gemälde der altdeutschen Schule brachten ihn zum Katholisiren; dies war auch mir geschehen. Hat aber doch auch Herder Legenden gedichtet! Auch La Motte Fouqué, der aus dieser Schule hervorgegangen war und eine Manier gefunden hatte, die alle seine Schriften genießbar machte, aber dennoch Manier blieb, gehörte zu den Dichtern katholischer Art; ebenso auch Clemens Brentano. Am freiesten steht Achim von Arnim unter den Dichtern dieser Zeit, zu welchen wir auch Werner rechnen müssen. Graf Loeben hat viel in Prosa geleistet; manches davon verdient auf die Nachwelt zu kommen. Seine „Lotosblätter", ureigenthümlich, athmen Novalis' Geist. Seine zwei Bände „Novellen", nach Boccaccio, sind geläutert und im deutschen Geist übersetzt oder vielmehr nachgebildet. Widerwärtig berührt uns darin das stockaristokratische Element. Die deutschen Worte über das Werk der Frau von Staël, „Deutschland", haben großen Erfolg gehabt, und sind, bis auf einige Irrthümer, voll Geist und Wahrheit. Frau von Staël war mit dem Werke des Grafen Loeben unzufrieden. Sie glaubte vielleicht, die vielen Geister, die

bei ihrem Werke thätig gewesen, müßten ein Meisterstück hervorgebracht haben; denn einer der Fehler der großen Schriftstellerin war ihr Mangel an Selbstvertrauen. Sie begnügte sich nicht, ihre Werke öfters umzuschmelzen, sondern es mußten bei der Umschmelzung Freunde thätig sein, von denen mehrere ihr nicht das Wasser reichten; sie begnügte sich nicht mit der Umschmelzung der Handschrift, sondern das Werk wurde zuweilen fünf mal umgedruckt. Es wäre merkwürdig, wenn der erste Abdruck wiedergefunden würde, er gäbe gewiß die rechte Lesart.

Man fühlte sich in Graf Loeben's Hause behaglich, besonders wenn der Gesellschaftskreis ein kleiner war. Wie soll man leicht Menschen finden, die zueinander passen, wenn man doch manchmal nicht zu sich selber paßt, und sich selbst entfliehen möchte!

Graf Loeben war zu unserm Freund Justinus Kerner gezogen; auch dort konnte er nicht mehr genesen. Er schrieb mir von dort zu meinem Gebutstag einen langen Brief, der schon Luft vom Jenseits athmete. Ich las ihn bei Dorothea von Schlegel. Unser Freund Baron Klinkowström war zugegen. Er sagte: „Sie werden keinen Brief mehr von Graf Loeben empfangen, denn so schreibt man nur seinen letzten Brief!" Er hatte Recht. Bald folgte die Todesnachricht.

Im Salzkammergut fand ich einige Jahre später die Gräfin von Loeben wieder. Sie war dort mit den liebenswürdigen kurländischen Prinzessinnen, ihren theuersten Freundinnen. Wir feierten ein schönes Wiedersehen, durchglüht vom Morgenstrahl der Ahnung des ewigen Wiederfindens. Das irdische Leben ist das Unterpfand der himmlischen Zukunft! Damals besaß ich noch kein anderes,

als das, was die Stimme des Glaubens verheißt. Nach dem Tode meines Sohnes Max wurde mir manches neue Unterpfand zu Theil. Vielleicht spreche ich noch davon, auf die Gefahr hin, verspöttelt zu werden. Denn es werden Zeiten kommen, wo man nach allen Ueberzeugungen von der Nähe und Theilnahme der Vorausgegangenen ringen wird; dann wird jeder einsehen, daß der Alliebende mir vor vielen andern soviel Huld gewährte, um mich zu trösten, die noch so manches Jahr leben mußte, nachdem ihr alles entrissen worden, was das Leben werth macht.

Indeß meine Söhne bei ihrem geliebten Lehrer, unserm verdienstvollen Freund Kaden, liebevollen Unterricht genossen, brachte ich die Morgenstunden meist auf der königl. Bibliothek zu, wo man mir ein breites Fenster mit einem Bureau angewiesen hatte. Hier standen die Chroniken, aus denen ich Auszüge zu meiner Dichtung: „Die drei weißen Rosen", machte. Als ich diese einst bei Karoline Pichler las, äußerte Friedrich Schlegel das freundliche Wort: „Sie hat die Farbe und die Liebe der alten Zeit!" Geheime Legationsrath Beigel, der Oberbibliothekar, entsprach gern dem Wunsch seines hochverehrten Chefs, des Oberkammerherrn Freiherrn von Friesen, daß man allen meinen Wünschen auf das freundlichste entgegenkommen möchte. Große Körbe von seltenen Werken kamen mir gleichsam in das Haus gelaufen, denn die Morgenstunden auf der Bibliothek genügten meinem Eifer nicht, und ich arbeitete doch am liebsten auf der Bibliothek selbst. In Berlin wurde ich darin eingeschlossen, und einmal vergaß man, mich am Abend zu rufen, es war im Sommer, doch es dunkelte schon. Es gelang mir endlich einen abgebröckelten kleinen Stein zu finden, ich warf ihn durch das Fenster hinab auf einen Studenten, der mit dem

Schließer dann heraufkam mich zu befreien. Bei jeder geistigen Arbeit ist es die belohnendste Zeit, wenn man sie hervorbringt!

O sel'ge Zeit des Strebens und des Ringens!
O Himmelsluft in eines Menschen Brust!
O Seligkeit des Schaffens, des Gelingens!

Diese Worte quollen aus meinem Herzen in mein Gedicht. Die darin behandelte Sage „von der Entstehung des Familienwappens von Malsburg" ist dürftig, und vielleicht erfunden, doch sie hat Anmuth; mehr verlangte ich nicht von ihr. „Graf Loeben's Familiensage" ist viel reichhaltiger und viel dankbarer für die Bearbeitung. Die von „Baron Oelsen's Wappen" ist rein erfunden. Was schadet das, wenn die Erfindung nur gefällig ist! Wahrheit und Wirklichkeit sind zweierlei; wo die Wahrheit blüht, bedarf es der Wirklichkeit nicht. Wo die Schönheit lebt, da ist Wahrheit; der Wirklichkeit kann man entbehren.

Es war 1821, als mir ein Bildchen zugesandt wurde, auf welchem die drei weißen Rosen auf blauem Grunde sehr zierlich abgebildet waren; auf einem Zettelchen, mit einem Rosenzweig, standen zwei Zeilen des Gedichts:

Mögst jeder Brust so reine Luft gewähren,
Wie mir entquoll aus deinem Blumenhort!

Es war mein Freund Karl Constantin Kraukling, der die sinnreiche Wahl dieser Zeilen aus den „Drei weißen Rosen" getroffen hatte. Seit 1823 sind wir getrennt, nachdem wir uns seit 1816 gekannt. Heiterer, liebevoller war nie ein freundschaftlicher Umgang als der

zwiſchen uns, der mich ſo manches Jahr beglückte, und auch in der Ferne einen Lichtpunkt der ſeligſten Erinnerung aus der Vergangenheit bildet.

Ich mußte Dresden verlaſſen, das ſchöne liebe Dresden, weil meinem älteſten Sohn Wilhelm ein Bad vom Dr. Kranichfeld, Leibarzt des Grafen Stroganow, verordnet war; und da er mir die Wahl ließ, das Meerbad oder das Schwefelbad in Baden bei Wien zu nehmen, ſo zog ich das Schwefelbad vor. Karl Maria von Weber ſtimmte zwar für Norderney, doch das war entlegener, und Dr. Kranichfeld hatte verſichert, das Schwefelbad würde ebenſo vortheilhaft wirken wie jenes; dazu kam, daß ich die „Euryanthe" gern in Wien hören wollte und dort ſehr liebe Freunde hatte. Der Doctor hatte verſichert, es würde mit einer Badecur nicht abgethan ſein. Dies war ein Grund nach Wien zu gehen, wo es jedenfalls beſſer war zu überwintern, als in Norderney. Es war an einem ſchönen Junimorgen; Kranklings hatten die ganze Nacht bei mir zugebracht. Sie begleiteten mich noch bis zu Ende der Brühl'ſchen Terraſſe. Unſere Wehmuth war heiß und tief. Mir ahnete nicht, daß ich die lieben Freunde hier auf Erden nicht wiederſehen ſollte. Wir ſchieden ohne Thränen, ohne Worte. Beide konnten uns nicht genügen, der Schmerz war zu heiß, zu tief, und die Liebe zu groß. Nie hatte ich etwas Süßeres und Treueres gekannt als dieſe beiden. Mir genügen in dieſem Augenblick nur die Worte von Ernſt Moritz Arndt:

Was blühend im weichen Herzen
Die Jugend ſo lieblich umſchloß,
Iſt jeglichem Laute der Schmerzen,
Iſt jeglichem Lobe zu groß.

Alles was ich von dieſen Freunden zu ſagen habe, iſt ſo ſchön, ſo ſelten auf Erden zu finden, daß ich die Beſcheidenheit meines Freundes, der noch lebt, verletzen würde, wenn ich es nur ganz einfach erwähnte. Ich fand in ihm die höchſte Redlichkeit und Offenherzigkeit mit der wohlthuendſten Zartheit vereinigt, den unerſchütterlichſten Glauben an das Beſſere im Menſchen, die beſonnenſte Behutſamkeit, gepaart mit der unbedingteſten Hingebung. Als ich ihn verließ, beſaß er noch ſein geliebtes Weib und ſein Söhnchen Julius. Der Tod entriß ſie ihm beide. Nur ein ſo von oben herab geſtärktes Herz kann einen ſolchen großen Verluſt ſo ſtark und freudig tragen.

Wenngleich meine Erinnerungen keine Lebensgeſchichte ſind, ſo iſt es doch mein Vorſatz, nichts darin zu übergehen, was die Ueberzeugung von der Würde und dem Edelmuth des Menſchengeſchlechts im allgemeinen wecken und bethätigen kann. Vor vielen andern gehört in dieſe Reihe die edle muſterhafte Familie Kaskel. Bei derſelben bin ich durch die Rückſicht gebunden, daß ihre Beſcheidenheit leicht zu verletzen iſt, und man kann doch von ungewöhnlichen Tugenden und Eigenſchaften nicht gleichgültig ſprechen. Die Familie, die ſchon damals ſehr ausgebreitet war, hat, ſeitdem ich Dresden verließ, noch viele Mitglieder gewonnen, welche alle derſelbe Geiſt beſeelt, daſſelbe Herz durchwallt. Das Haupt der Familie, der verſtorbene Bankier Kaskel, hielt mich und die Meinigen ſo werth wie ein eigener Vater. Er ſprach nie von ſeiner Freundſchaft, er bewies ſie blos. In jeder Regung des Wohlwollens, und in jedem Ausdruck des Gefühls nahm man die herzigſte Einfachheit wahr. Alles was dieſe liebenswerthen Menſchen dachten, ſagten und thaten, ging aus innerer Nothwendigkeit hervor, und

zeigte von Gewöhnung des Guten und Schönen. Man sah, daß der Blick ihrer Seele stets auf ihr Herz gerichtet war, und daß beide stets im Einklang blieben. Ihre Zeit war durch häusliche Pflichten sehr bemessen, daher auch ihr Kreis sich auf den nothwendigsten und liebsten Umgang beschränkte. Musik belebte die Winterabende, künstlerische und ästhetische Gespräche blieben stets von Anmaßungen frei, wirkten deshalb um so erquickender.

Ich kann nicht verhehlen, daß Frau Sarah Kaskel, der ich während der sechs Jahre meines Aufenthalts in Dresden soviel zu danken hatte, jetzt am Rande meines Grabes mich noch neu belebt hat. Sie und ein Verein von Freunden und Freundinnen, der mir nicht mit Namen bezeichnet worden ist, sowie eine Majorin S., eine Frau von Geist, Seelengüte und Liebenswürdigkeit, haben mich noch kräftig unterstützt; denn ausgeraubt von frechem Diebsgesindel wäre ich meinen Widerwärtigkeiten unterlegen, wenn diese großmüthigen Hülfsleistungen nicht unerbeten zu mir gelangt wären, als es noch Zeit war. Einige wohlmeinende Freunde hatten in meiner trostlosen Lage das Mitgefühl edler Menschen für mich kräftig aufgefordert, und wer irgend Gefühl hatte und jene seelenvollen Worte gelesen, legte gerührt und still sein Opfer auf den Altar der Milde hin. Ach, es gibt so viele, die in dieser Zeit ohne ihre Schuld im Unglück schmachten, so viele die gehindert sind, ihrem edeln Herzen Folge zu leisten! Mein Herz segnet Alle, und selbst die, die sich der Bitte verschlossen, welche durch unüberlegte Worte manche liebreiche Regung für mich bei Edeln bekämpften und zerstörten. Schaden wird unnennbar leicht, nicht aber das Helfen! „Wenn das Gute leicht würde", sagt der edle Herzog Johann, „so hätten wir schon den Himmel auf Erden!"

Eines Abends, als ich in heiterm und traulichem Gespräch mit Frau Kaskel saß, trat Hofrath Weigel ein, und überraschte uns schmerzlich mit der Schreckensnachricht von Kotzebue's Ermordung, die mich mit kalten Schauern durchdrang. Eine unbestimmte weissagende Ahnung breitete ihr Gewölk um mich her, mir war zu Muthe, als könne man auf der Welt nicht wieder froh werden, denn das Geschehene war schlimmer als ein Verbrechen. Nicht Rachgier, nicht Haß hatten den Dolch in das Herz des wehrlosen Greises gesenkt, er fiel als Opfer eines Verdachts, der vielleicht keinen Grund hatte. Die That war grausam und konnte nur traurige Folgen nach sich ziehen, denn nur aus dem Guten kann Gutes entstehen! Der junge Mörder hatte gut getroffen. Lautlos wand sich das Opfer auf dem Boden herum. Sein Blut bespritzte das Kleid seines sechsjährigen Töchterchens, das eingetreten war, die Schrecken, die ihrer harrten, nicht ahnend.

Man erfuhr erst später von der Verbindung, in welcher Sand gelebt, und das Todeslos gezogen hatte, das unabsehbare Folgen nach sich zog. Es war eine Begebenheit, jammervoll von jedem Gesichtspunkt aus; eine beispiellose Unthat, die das Herz der ganzen Menschheit verletzte, und der ganzen deutschen Jugend, ja der europäischen, Frieden und Freude nahm. Nach meiner Ansicht war diese That das Saatkorn alles künftigen Unheils, selbst dessen, womit wir noch heute ringen, und der Stahl, dem die Blutströme einer Revolution entquillen. Der Funke, dessen Flammen Länder einäschern, woraus entsteht er? Aus Worten. Schiller's „Räuber" waren das Saatkorn der That Karl Sand's. Ahnte das dem guten, dem großen Geiste nicht, der dies Werk geschaffen? Nein! Denn bewußtlos erfüllen die Menschen

die unburchdringlichen Beſchlüſſe der göttlichen Vorſehung.

Mir wurde das ſchätzbare Vergnügen zu Theil, meinen Freund Ludwig Tieck mit Kaskels bekannt zu machen. Anfangs ging die Sache ſehr lau vor ſich, Kaskels liebten nicht das, was man Bekanntſchaften nennt. Sie wollten einen kleinen geiſtvollen Kreis, den ſie um ſich her vereinigten, nicht erweitern, ihr Leben war ſo ſchön und harmoniſch ausgefüllt. Der Zeitpunkt lag überhaupt nicht mehr fern, wo man nicht mit Unrecht neue Bekanntſchaften ſcheute; dazu kam, daß mich an dieſem Tage ein Unwohlſein befiel, welches mich hinderte, am Geſpräch Antheil zu nehmen, und mich zwang, nach Tiſch, wo ich nichts genoſſen hatte, mich nach Hauſe zu begeben. Doch die Bekanntſchaft war eingeleitet, einige Berührungspunkte wurden angeregt, und die Folge bewies, daß ich mit Recht verſucht hatte, Menſchen einander zu nähern, die es werth waren ſich zu kennen.

Auguſte von Buttlar, Schlegel's liebenswürdige Nichte, gehörte auch in den Kreis der erkorenen Naturen, die in Dresden wie in einem Brennpunkt verſammelt waren. Die geiſtvolle Mutter dieſer jungen Freundin hatte den Fehler begangen, zu ängſtlich für die Zukunft ihres Kindes beſorgt zu ſein. Auguſte, die begabte Künſtlerin, war von der Mutter beſtimmt worden, ſich auf Reiſen auszubilden, und bedurfte nach ihrer Anſicht eines väterlichen, einſichtsvollen und zärtlichen Begleiters.

Ein Baron Buttlar, der durch ein Mitglied des Hauſes um all ihre Wünſche wußte, ſchien ihr in dem allen zu entſprechen, bewarb ſich um Auguſte und empfing ihre Hand. Es gibt Naturen, die unwillkürlich und unbewußt alles beherrſchen, was in ihrer Nähe lebt; ſie

wollen die Vorsehung ihrer Angehörigen sein; dies glückt nur selten, denn es ist eine Vermessenheit.

Zu den lobenswerthen Eigenschaften des Baron Buttlar gehörte die eine höchst schätzbare, daß er die schöne Natur seiner Gemahlin nicht in ihrer Entwickelung hemmte. Ich kann nicht darüber urtheilen, ob er Einfluß darauf übte, daß sie katholisch wurde. Ich glaube es nicht. Er selbst war es geworden, um doch etwas zu sein. Ich glaube, die Liebenswürdigkeit Dorothea Schlegel's hatte darauf eingewirkt. Wir alle, die wir Auguſten zärtlich liebten, waren froh, daß sie in diesem Entschluß einen Anlaß gefunden, selbständig zu handeln, und sich darin glücklich fühlte. Frau von Buttlar war Mutter zweier liebenswürdigen Mädchen geworden, sie verlor das eine durch den Tod; darauf wurde sie Witwe, und lebte nun ganz ihrer Kunst, in der sie ausgezeichnet ist. Sie war Gerard's Schülerin. Ihre Bildnisse sind durchaus charakteristisch und anmuthsvoll, und ihr Name ist in jeder Beziehung geachtet. Ihr schönes rühmliches und beglückendes Dasein beweist, wie eine edle Natur, die sich selbst bewahrt hat, durch sich selbst glücklich werden kann.

Ich hatte auch die Freude, in Dresden die liebenswürdige Gräfin Julie von Eega, die ich schon in Paris gekannt, wieder anzutreffen; wir sahen uns oft. Sie hatte den Muth gehabt, unwürdige Fesseln zu zerbrechen. Der Gemahl, der in Portugal zwar nur in effigie an einem Strange hing, durfte nicht mehr an ihrem Halse hangen. Sie war geflüchtet und frei; sie blieb es, bis die Verhältnisse sich so günstig gestalteten, daß sie dem Herrn von Stroganow, einem der liebenswürdigsten und geistvollsten Männer, die ich je gekannt, ihre Hand geben konnte. Selten sieht man ein Paar so ganz füreinander geschaffen wie diese.

Als wir den großen Meister Dahl besuchten, trafen wir dort einen Herrn, dessen Gestalt und Wesen nichts Gewöhnliches verkündete, dessen Gespräch uns fesselte. Ich errieth bald, wen ich vor mir hatte. Es war der edle Vater der Gemahlin Dahl's. Der Schmerz hatte seinen Zügen ein ausgeprägtes Siegel aufgedrückt. Doch wie Jean Paul sagt: „Tief im Menschen ruht etwas Unbezwingliches, das der Schmerz nur betäubt, nicht besiegt!" So hatte auch er im Kampf mit Geschick und Menschen sich selbst erhalten, und fand Trost und Liebe im Kreis der Seinen. Ich konnte mir nicht gestatten, Baron Bl. meinen Freunden vorzustellen; denn er verbot es streng, er durfte nur zuweilen und insgeheim bei seinem Eidam leben.

Auch Friedrich, den gedankenreichsten Landschaftsmaler unserer Tage, den ich gekannt, besuchten wir. Ferdinand von Olivier, den ich später auch in Wien antraf, strebte auf ähnlichem Wege zu den Höhen der Kunst hinauf. Diese zwei und der ernste Maler Krause, der herrliche Sachen aus Südamerika mitgebracht, erklommen, ohne sich zu kennen, steile Höhen zu gleichem Ziele. In Friedrich fand ich größere technische Vollkommenheit; was er schuf, stand da wie eine Wirklichkeit. Als wir in seinem Gemälde „Die Stubbenkammer" die Luft bewunderten, sagte seine holde Gattin leise wie in einer Andachtstätte: „Den Tag, wo er Luft malt, darf man nicht mit ihm reden!" Sie erschien mir sehr liebenswürdig, als sie das sagte. Die Demuth eines schönen Frauenherzens, die Liebesfülle der weiblichen Natur leuchteten in stiller Herrlichkeit daraus hervor. Stroganows waren über das, was wir gesehen, ganz entzückt. Leider war Friedrich nicht anwesend, ich hätte ihn herbeigewünscht.

Ich hatte in Dresden einen deutschen Miniaturmaler

aus Kurland kennen gelernt, der sich besonders hinsichtlich des Colorits zu einer bedeutenden Höhe aufgeschwungen hatte, sein Name war Oechs. Sein Bildniß Ludwig Tieck's war das beste unter den Bildnissen dieses Dichters, das ich gesehen habe. Es offenbarte den Menschen, den Dichter und den Genius. Vortreffliche Künstler hatten vergebens die Gediegenheit und technische Vollendung seiner Arbeit erstrebt, ihm war sie als freie Himmelsgabe geworden. Es konnte nichts anderes aus ihm hervorgehen als das Köstlichste und Vollendetste. Sein „Eulenboek" und seine „Mignon" strahlten in derselben Vollkommenheit. Freund Kraukling hatte seine Gattin von ihm malen lassen, doch bei dieser Darstellung kam ihm seine hohe Meisterschaft in die Quere. Sie gelang nicht, weil er zu strenge Anforderungen an sich selbst machte. Karoline Kraukling stand zu sehr aus allen Linien heraus, als daß sie hätte gemalt werden können. Die unnennbare kindliche Anmuth ihres Wesens gehörte der Erde nicht, sondern jenseits hin, wo sie hinging, nachdem sie kurze Zeit hienieden verweilt. Ich habe nie etwas gekannt, das ich durchaus mit ihr vergleichen könnte. Die herrlichen Frauen und Jungfrauen, deren Wesen mir in meinem langen Leben offenbar geworden, hatten zumeist etwas Angeeignetes, und erschienen mir vortrefflich in dem, was sie sich selbst dankten. Bei ihr stand jede schöne Eigenschaft im Einklang zum Ganzen ihres Wesens, und war freie Gabe des Himmels und der Natur. Kraukling's scharfer richtiger Blick hatte bei der ersten Begegnung das ganze Wesen und Sein dieses entzückenden Geschöpfs durchschaut; denn er sagte seinem Freunde Johann Georg von Körber: „Hast du das Mädchen betrachtet, welches an uns vorüberging?" „Gewiß, ja!" erwiderte Körber. „Wie findest du sie?" „Anmuthig!"

war die Antwort. Kraukling sprach leise: „Wenn diese nicht meine Frau werden kann, so soll nie eine mein werden!“ Körber kannte die Festigkeit seines Charakters, seine Strenge und Weichheit, die Innigkeit und den Reichthum seines Gemüths, er zweifelte keinen Augenblick, daß des Freundes ausgesprochener Entschluß für Zeit und Ewigkeit gefaßt sei. Es war die liebevolle Anhänglichkeit seiner Freunde, die Kraukling in Stand setzte, sie wieder zu finden, die ihm seit der ersten Begegnung ein Jahr hindurch verschwunden war, die er nicht wiederzufinden hoffte, doch wiederfand, und in der er das süßeste Glück des Daseins genoß, bis der Tod sie ihm für diese Welt entriß.

Ich habe mich auf diese wenigen Worte beschränken müssen, um von diesem geliebten Paare zu reden. Es gibt eine Verschämtheit der Tugend, wie eine der Liebe und des Glücks, die wollte ich nicht verletzen. Diese Freundschaft war für mich ein Himmelspfand für die Ewigkeit. Ich sah einmal wieder, was der Mensch durch sich selbst vermag; und daß es kein Schicksal gibt, sondern eine über Alles waltende Vorsehung. Man kann das nicht Schicksal nennen, was uns geschieht, sondern allein was wir sind; und der einzige Verlust auf Erden ist der, wenn wir uns selbst verlieren!

Ein kurländischer Freund, den mir Kraukling zuführte, Dr. Rosenberg, heilte Wilhelm's erkrankte Augen bald und sehr gründlich. Dieser grundgelehrte und liebenswürdige Arzt schien das vortreffliche Bild, das der Künstler Flor bei einer Reise von Italien nach Deutschland von meinen zwei Söhnen gemacht, und das wol zu seinen gefühlvollsten Werken gehört, zu seinem Eigenthum zu wünschen. Ich konnte es nicht abschlagen, und gestehe nun, daß ich mich im Herzen sehr schwer davon trennte. Jene vergangene Zeit, wo mein Wilhelm innerlich und äußerlich

so ganz verschieden von jetzt war, blühte in dem herrlichen Bilde, sodaß sie aus meinem Leben mit ihrem rührenden Frühlingsglanz, ihrer seelenvollen Zartheit und leuchtenden Begeisterung seit dessen Verlust nun auch verschwanden ist. Ich bin seit der Zeit nur selten so glücklich gewesen, Flor wiederzusehen. Er hat mich eines Abends gezeichnet, wo wir mit W. Hensel und andern Freunden bei Graf Kalckreuth beisammen waren. Graf Kalckreuth las uns gerade seine „Ebba, Gräfin von Brahe" vor, die das Schönste ist, das ich von ihm kenne. Sie geht zu Herzen und beseligt uns mit dem unendlichen Schmerz, der das Göttliche in der Menschenbrust weckt; wir nennen ihn Schmerz, da doch keine Wonne ihm gleichkommt.

Mein Bild von Flor ist das einzige, was mir nicht geraubt worden ist; es ist flüchtig gezeichnet, aber doch sehr geistvoll und lebendig aufgefaßt. Das von Hensel war in einem ganz andern Geist entworfen, die Freunde nannten es „Schwanemine" und das von Flor „Helmine". Hensel hat seine Zeichnung verloren. Mir ist die vortreffliche, welche Vogel gemacht hat, hier in Genf Anfang Juni vorigen Jahres abhandengekommen.

Anfang Januar 1818 veranstaltete Hofrath Böttiger, daß mich die Ministerin Baronin von Oelsen, geb. Baronesse von Sydow, in Gesellschaft ihrer Schwägerin aus Kurland aufsuchen kam und zu sich einlud. Beide liebenswürdige Frauen wurden meine Freundinnen, und ich verlebte mit ihnen schöne Stunden. Friederike von Oelsen war durch ihre schwankende Gesundheit zu der Reise nach Dresden veranlaßt worden. Sie besaß viel Verstand, viel Natürlichkeit und Anmuth.

Charlotte hatte ihre geistigen Anlagen sorgfältiger gepflegt als ihre Schwägerin Friederike, doch bei keiner von beiden vermißte man etwas, weil die eine durch innern

Reichthum seltener Art ersetzte, was ihr an Bildung fehlte, und die andere wiederum durch diese bedeutend erschien. Wir waren beinahe täglich beisammen. Frau Friederike von Oelsen besaß ein liebliches reichbegabtes Töchterchen, Lodoiska, es lebte nur acht Jahre. Ihrem kleinen Sohn Feodor fehlte es nicht an natürlichen Anlagen, doch sie wurden nicht sorgfältig genug gepflegt.

Bei Oelsens wurde ein Familienfest veranstaltet. Ich dichtete ein Festspiel dazu; ein Halbkreis von hohen Bäumen in Kisten, und ganz von herrlichen Blumen umgeben, bildeten einfach und wirkungsvoll die Scene. Der junge Baron Oelsen, Sohn des preußischen Gesandten, erschien nach dem Vorspiel in Rittertracht, und sprach mit Ausdruck die Ballade, welche die Familiensage enthielt. Ein glänzender Kreis von Zuhörern war zugegen und schien mit der Dichtung zufrieden. Auch Clauren war dabei und sagte mir höchst verbindliche Sachen. Ich glaubte ihm einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihn auf das aufmerksam machte, was mir in seinen Erzählungen anstößig war, das war eben das Anstößige. Er nahm meine Bemerkungen als ein Mann von Geist und Welt auf. Ich habe später Gelegenheit gehabt, Briefe an ihn zu lesen, die sicherlich auf den Knien geschrieben waren, denn sie lauteten wie die Bitte eines Delinquenten um Gnade. Die Herren Verleger legen wol den Maßstab an Producte der Autoren, den ihnen der muthmaßliche Betrag des Ertrags in die Hände gibt. Der wirkliche Werth der Schrift kommt dabei selten in Betracht, das ist natürlich und consequent.

Im März war Kind's Geburtstag, zu dem ich ein Lied verfaßte, welches in der „Abendzeitung" steht und ihm viele Freude bereitete. Er lud eine anmuthige Gesellschaft ein, in welcher sich Karl Maria von Weber und seine Karoline sehr

verdient machten. Sie führten Charaden auf, desgleichen sinnreiche Sprichwörter ohne Dialog. Nicht minder ergötzten sie durch ihren allerliebsten Gesang von Volksliedern. Höchst erfreulich sind solche Bestrebungen einen Kreis zu erheitern, wenn sie rein und unbefangen aus der Gesinnung für diesen Kreis hervorgehen.

Weber und seine Gemahlin besaßen im höchsten Grade die Gabe der improvisirten Darstellung. Ich glaube, dies war der letzte Geburtstag Kind's, zu dessen Erheiterung Webers beitrugen, denn der Freischütz war noch nicht aufgeführt worden. Der Erfolg dieser Oper, der ein beispielloser war, und die Herzen des Dichters und Componisten fester aneinander schließen gesollt hätte, riß sie schroff voneinander los. Weber hatte wirklich unrecht gegen Kind, auch Kind gegen Weber. Das Publikum ist durch diese Spaltung um einen herrlichen Genuß gekommen, denn Friedrich Kind schrieb nun nicht seinen „Eid", den er schon entworfen hatte. In Betreff des Textes zu meiner „Euryanthe" wagte ich Einwürfe an Weber. Der Plan der Oper, den ich für ihn ausgesonnen hatte, wurde durch seine Umänderungen ungeschmolzen, und ich fand ihn unpopulär, fügte mich aber dem Wunsche des großen Meisters, und suchte ihn durch Entsprechen seiner Absichten von meiner Bewunderung und Liebe zu überzeugen. Ich wünschte die Oper volksthümlich und zugleich trubadureskt zu behandeln, den Leitfaden des alten Fabliau nicht aus den Händen zu lassen. Weber hatte Bedenken wegen des Veilchens auf Euryanthens Brust, Ludwig Tieck vermehrte diese durch seine Bemerkungen. Weber, der auch später im „Oberon" bewiesen, wie sehr das Geisterelement sein eigenes war, wollte eine Umwandelung, bei welcher es angewendet würde. O, wer daran gedacht hätte, daß Bellini's

Norma mit zwei Kindern auf der Bühne erscheinen würde, würde aus dem unschuldigen Veilchen der Euryanthe kein Bedenken gemacht haben und die Dichtung würde wirksamer geworden sein, wenn man ihr treu geblieben wäre. Es rächt sich jedesmal, wenn man eine Geistesschöpfung ihrer eigentlichen Natur entfremdet.

Ich und Malsburg sahen uns oft. Unsere gemeinsame Bewunderung Calderon's veranlaßte eine Beschäftigung, die für mich große Annehmlichkeiten hatte, nämlich eine gemeinsame Bearbeitung einiger sinnigen Stücke. Das geistfunkelnde Schauspiel: „Es ist besser als es war" hatte Baron Malsburg nebst einigen andern schon vollendet. Ich habe noch kein Gegenstück zu einem herrlichen Kunstwerk gelesen, gesehen oder gehört, welches die Wirkung des Urbildes auf mich gemacht hätte, es stand oft tief darunter. Die Gründe davon liegen auf flacher Hand, und brauchen hier nicht erst erörtert zu werden.

Calderon gefiel sich in den Pendants, gleichwol ist seine „Aurora" keine „Sibylle des Orients". Calderon scheint darauf verzichtet zu haben, zu seinen bewunderungswürdigen Stücken, wie z. B. „Das Leben ein Traum" u. a., ein Gegenstück zu schreiben, indem ihm das zur „Sibylle des Orients" mislungen war. Calderon war der rechte Dichter für Naturen, wie die von Malsburg und ihresgleichen. Calderon war Spanier, Priester, Adelicher, Aristokrat, Royalist, dies alles in einem edeln Sinn. In „Luis Perey", „Der Gallego", „Die Belagerung von Alpujarra" u. a., und vor allem im „Schultheiß von Zalamea" macht er sich auf die feinste und einschneidendste Art über Thorheiten und Lächerlichkeiten eines stumpfsinnigen Adelichen lustig. Dies hat Malsburg nicht gehindert, den „Schultheiß von Zalamea", und zwar meisterhaft zu übersetzen. Ehe er mich kennen lernte, über-

ſetzte er das knechtiſche Stück „Amigo Amante y leal", das ungeachtet ſeines Servilismus bezaubernd iſt. Calderon iſt mir noch heut ein Räthſel, und wird es jedem Nachdenkenden ſein und bleiben. Er war ein hoher klarer Geiſt, ein herzhafter Freund des Volks, ein kraftvoller Kämpfer für die Rechte der Menſchheit. Er kann unmöglich aus Ueberzeugung das Banner der Knechtſchaft emporgehalten haben, ſondern gewiß hat ihn ein unüberwindlicher Zwang dazu gebracht. Welches nun war ſeine eigenſte Farbe? Ich kann mir nicht denken, daß es die des Servilismus war. Ich dachte damals nicht über die Sachen nach. Ich nahm ſie unbefangen, rein von der poetiſchen Seite, ließ mich auch davon entzücken; vielleicht war es Calderon nicht beſſer ergangen. Sein gediegenes Stück „Liebe, Ehre und Gewalt" zeugt von Wahrheit und Tiefe der Empfindung; er muß geſchwankt haben, und jede ſeiner augenblicklichen Stimmungen muß jedesmal, wo ſie ihn überkam, ſich ſeiner ſo bemächtigt haben, daß er ſie für die ſeinige in voller Wahrheit hielt. Dem Geiſt unſerer Zeit mag es ebenſo ergehen; dies iſt ein ſchmerzliches Schwanken, denn es iſt unmöglich, ſich von der einen oder der andern dieſer Richtungen ausſchließlich beherrſchen zu laſſen, ohne der Menſchheit und ihren heiligen Rechten zu nahe zu treten. Es muß ein Drittes in der Mitte liegen, und der Fortſchritt wird uns darauf hinleiten.

Da ich bald dahin gelangen werde, wo kein Parteiengeiſt waltet, ſo iſt es wol an der Zeit zu geſtehen, daß ſich mein wallendes Volksblut mit dem altadelichen meiner väterlichen Abkunft ſtreitet, daß ich mich zuweilen freue aus dem Volk entſproſſen zu ſein, ein andermal wieder ſtolz darauf bin zum Adel zu gehören; dies ſind aber nur vorübergehende Zuſtände. Die Grundlage iſt

Dank gegen Gott, deſſen Gabe es iſt, was ich bin. Wenn eine hohe Abkunft das wäre, wozu die menſchlichen Satzungen ſie ſtempeln, ſo müßte Gott eine beſondere Menſchenart eigens dafür geſchaffen, kenntlich bezeichnet und über den Erdkreis verbreitet haben. Der Dynaſt, deſſen Nachkommenſchaft zahlreich und ganz unbedeutend iſt, ſteht weit über dieſer, und der zweiunddreißigſte ſeines Stammes iſt weit entfernter von ſeiner urſprünglichen Geburt, als der Sohn des einfachen Landmannes, der eine große That gethan und dafür geadelt worden. Einen Kaufadel ſollte es gar nicht geben, wenn irgend noch der Adel einige Gültigkeit behaupten ſoll, und der Erbadel iſt in meinen Augen wahrer Unſinn. Der perſiſche Dichter ſagt:

O rühme dich der hohen Ahnen nicht,
Wenn nicht dein Werth der Abkunft Glanz entſpricht!
Der Zweig der Palme hoch und ſtolz,
Wenn unfruchtbar, — iſt taubes Holz!

Die Rangordnung iſt keine Weltordnung!

In meinen Briefen an Prinzeß Wilhelm von Preußen, nannte ich Dresden nie anders als „das ſchöne Dresden". Und ſie that daſſelbe. Einmal ſchrieb Malsburg an ſie, und gab mir den Brief zur Beſorgung. Die Prinzeſſin ſchrieb uns beiden, mir, wie es oft geſchah, mit einer ſchon etwas ſtumpf geſchriebenen Feder in höchſter Eile, Malsburg mit einer neuen Feder und zierlich geſchrieben; dies ergötzte mich höchlich. Die Prinzeſſin war äußerſt genial, ihre Hand ſo ausgeſchrieben wie die eines geübten fleißigen Schriftſtellers; eigentlich beſtand ſie gar nicht aus Buchſtaben, ſondern aus Zeichen und Strichen. Sie hatte eine ſo ausgebreitete Correſpondenz, daß ſie zu dieſem Mittel greifen mußte, um

niemand ohne Antwort zu laſſen. Doch ſchrieb ſie meiſt nur kurze Briefe, in denen dennoch viel ſtand; denn zwiſchen den Zeilen war unſichtbar vieles zu leſen. Sie war vielleicht die erſte Prinzeſſin, welche den undeutſchen Ausdruck „Ihre Wohlaffectionirte" bei der Unterſchrift ihrer Briefe ausließ. In den meiſten nannte ſie ſich Freundin. Ich habe viele Briefe von ihr geleſen, die nicht an mich waren, ich fand ſie etwas freigebig mit dieſer Benennung, auf welche ſich die Empfänger etwas einzubilden pflegten. Mehrere hohe Damen hatten das Wort „Wohlaffectionirte" in „Wohlgeneigte" überſetzt. Dies war wol das Angemeſſenſte. Die Menſchen quälen ſich ja noch immer mit dergleichen Dingen herum; die Form muß oft für den Gehalt gelten!

Wenn ich alle intereſſanten begabten Bewohnerinnen Dresdens, die ich dort geſehen, bezeichnen wollte, ſo müßte dieſe Schrift zu Bänden anſchwellen. Ich muß hierauf verzichten und mich auf Einzelheiten beſchränken. Noch in keiner Stadt, ſelbſt nicht in Paris, Wien und Berlin, habe ich eine ſolche Fülle und Mannichfaltigkeit von in ſich abgeſchloſſenen Kreiſen geſehen als hier, die auf einem abgemeſſenen Raum nebeneinander ſtanden und ſich ſelten oder nie berührten, obgleich ſie alle ihrer Natur nach zueinander paßten und ihren Verhältniſſen nach zueinander gehören konnten.

Eine meiner liebſten Freundinnen war die edle Frau, die ſich in ihren Schriften Wilhelmine Willmar nannte. Sie war die Gattin des Regierungsdirector Genſicken, Verfaſſerin der beliebten „Pfänder der Treue" und vieler Volksſagen und Novellen von Gehalt. Ihr geſellt ſtanden Amalie Klarus (eigentlich Curtius) und einige andere Schriftſtellerinnen, die ihre Werke zuſammen herauszugeben pflegten, wie wol ſie nicht alle in Dresden wohnten. Ferner nenne ich Frau

Wilhelmine von Gersdorf, eine Frau voll Gemüth und Empfindung; ſie bildete mit Gleichbegabten einen eigenen Kreis mit ihren liebenswürdigen zwei Töchtern. Herr Auguſt von Schindel, Herausgeber des Werkes „Die deutſchen Schriftſtellerinnen des 19. Jahrhunderts", empfing die Hand der älteſten dieſer zwei holden Schweſtern, die ſo anſpruchslos und ſinnig als ſchön und herzig waren. Sodann nenne ich noch Theophanie, eine der liebenswürdigſten und begabteſten Dichterinnen, die nur unter dieſem Namen ſchrieb, deſſen Geheimniß wir nicht enthüllen wollen; Emilie Hermann, eine Nichte von Wilhelmine Willmar, die ein früher Tod ihrem geliebten Familienkreiſe entriß; Ludwig Hermann, ihren Bruder und begabten Dichter, der ſeiner Schweſter bald in das Grab folgte. Luiſe Brachmann, die öfters nach Dresden herüberkam, war in dieſem Kreiſe heimiſch; ebenſo Frau von Ahlefeld, geborne von Seebach, welche die Schweſter der Freundin Schiller's, Frau von Stein auf Kochberg, war. Sie wird unvergeſſen bleiben. Auch ſie gehört zu den vielen begabten Dichterinnen, die ſich mühſam und heldenmüthig von unharmoniſchen Verbindungen losgerungen, und mit ſchweren Opfern ſich losgekauft von der Tyrannei ihrer Verhältniſſe. Sie war oft in Dresden; ich ehrte und liebte ſie, ihr ſchönes Talent und ihr Fleiß ſicherten ihre Exiſtenz. Von andern ausgezeichneten Frauen, die meine Freundinnen wurden und der Poeſie hold waren, nenne ich ferner die Hofräthin (Weigel,) Gattin eines Mannes, der mit hoher Wiſſenſchaftlichkeit den feinſten Weltton und umfaſſendſten Geiſt vereinigte. Er hatte ſeine Gemahlin, eine ſchöne junge Comteſſe, aus Wien mitgebracht; ſie war ganz Seele und Liebe, und glückliche Mutter einer liebenswürdigen Tochter. Auguſt's und Friedrich Schlegel's Schweſter hatte ſie mir zuge-

führt. Wilhelmine Spazier, Jean Paul's Schwägerin, Tochter des geistvollen Geheimen Tribunalraths Meyer, Witwe des Hofraths Karl Spazier, lebte damals auch in Dresden, stand aber aus allen Linien dieser Kreise heraus, ohne deshalb minder berechtigt zu sein, sich mit ihnen zu verweben. Ihr Gatte war Instrumentmacher, zugleich der Erste, der in Dresden die Gasbeleuchtung in Aufnahme brachte; er war schlicht und wacker, wußte nichts von Charlatanismus und glich in seiner Bescheidenheit und Anmaßungslosigkeit dem Fruchtbaume, dessen Zweige sich unter der Last süßer Früchte beugen. Wie alle Frauen, denen kein Opfer genügt, welches sie nicht ganz bringen, war auch Frau Uthe-Spazier, ganz und gar aus Wahl und Liebe, nur demjenigen gewidmet, was ihre Stellung erheischte. Gattin eines Künstlers, den man zu den Handwerkern rechnete, weil er Gesellen hielt, war sie die sorgsame Pflegemutter dieser jungen Leute, und lebte in ihrem stillen Hause ganz für die Bedürfnisse desselben und für die strengste Häuslichkeit. Sie wohnte mit ihrer jüngsten Tochter Minona in Dresden; die älteste war fern von ihr als Erzieherin, kam jedoch dann und wann zu ihrer Mutter. Uthe-Spazier war eine sinnige Schriftstellerin und geistbegabte Frau, gastfrei und gesellig wie die meisten Berlinerinnen. Oft und viel sah ich sie nicht, besonders da ihre Verhältnisse sie sehr in Anspruch nahmen.

Ich fand in ihrem Hause zuweilen Dr. Karl Christian Friedrich Krause, den geistvollen und sinnreichen Begründer einer neuen Lehre der Philosophie. Seine Erscheinung machte einen tiefen Eindruck auf mich. Dieser merkwürdige Mann wird sich immer mehr und mehr in Zukunft dem Gedächtniß seiner Zeitgenossen einprägen. Ich kann ihm weder die gehörigen Lobsprüche ertheilen,

noch über ihn einen vielleicht verdienten Tadel aussprechen; denn ich bin nicht genug eingeweiht in seine Lehre, nicht vorurtheilsfrei genug hinsichts seiner Denkart, um ihn anders als oberflächlich zu beurtheilen. Er war von mittler Größe, sichtlich abgemattet durch überstandene Leiden, welche Spuren in seinen Zügen zurückgelassen hatten. Aus Freundlichkeit hätte er gern gelächelt, aber sein Lächeln verlor sich in liebevoller Wehmuth; es schien trösten zu wollen, sah jedoch eher aus wie eine Bitte um Vergebung, wie eine geheimnißvolle Selbstanklage. Er fühlte schmerzlich, daß ihn die Mitwelt nicht verstand; doch in seinen Augen war die Mitwelt nicht schuld daran, sondern er allein. Sein Blick war rührend, es schien als forsche er liebevoll nach der Quelle des fremden Kummers, um ihn zu heilen, und als leite er mit seinen Blicken Ströme der Labung hinüber zu dem Leidenden. Er übte einen gewaltigen Einfluß auf junge Herzen. Der ihm ergeben war, blieb es für immer. Soviel ich beurtheilen kann, liegen noch viele Keime des Guten in seiner Lehre und des Organischen in seiner Sprachforschung; die Zukunft wird hierüber entscheiden. Krause hinterließ mehrere Töchter und Söhne. Ein Sohn von ihnen lebt in der Schweiz, einer in Dresden als hochgeschätzter Jurist, von den übrigen weiß ich nichts zu sagen.

Ueber die Herausgabe der „drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerei", welche Krause ohne Vorwissen noch Bewilligung der Loge herausgab, kann ich gleichfalls nichts sagen, denn ich weiß nichts davon, als was Krause gegen mich geäußert. Er warf alle Schuld auf Böttiger's Zweizüngigkeit, wie er sie nannte. Hierüber habe ich kein Urtheil. Krause verließ Dresden und reiste nach Göttingen, wo man ihm gleichfalls keine Ruhe ließ. Hierauf ging er mit seiner ganzen Familie nach München.

Sein Sohn Karl wurde von dort weggewieſen, zugleich mit ihm Krauſe. Da trat er mit ſeinem Sohn eines Morgens leichenblaß und zitternd in mein Zimmer, und ſtammelte die Worte: „Ich bin verbannt, helfen Sie uns!“ Ich erſchrak heftig, der Mann jammerte mich. Alternd, mittellos, mit einer Familie von dreizehn Kindern in wenig Tagen aus dem Lande zu ſollen, das man bewohnt, iſt unermeßlich hart. Krauſe ſchwur, daß er nichts begangen. Ich glaubte ihm. Sein Sohn Karl ſagte nichts; doch dies alles ging erſt in München vor. Eine Maſſe Begebenheiten liegen dazwiſchen, und ich werde darauf zurückkommen.

Die jungen Krauſe, vorzüglich Wilhelm und Julius, die wackerſten unter ihnen, ſchloſſen ſich eng an meine Söhne an. Dies koſtete mir Sorge ein; doch meine verehrte Freundin, Frau Sarah Kaskel, ſuchte mich zu beruhigen, ſie rief lebhaft aus: „Das iſt ja gut, liebe Frau von Chézy, die Krauſe'ſchen Kinder ſind geiſtreich!“ Ich ſchwieg, doch ich beſchloß ſelbſt zu Krauſe zu gehen, um dieſen Umgang zu überwachen.

An einem ſchönen Sommerabend begleitete ich Wilhelm und Max dorthin. Krauſe bewohnte einen untern Stock und einen Pavillon am Eingang des Blauenſchen Grundes. Die älteſte Tochter Sophie ließ dieſen Pavillon mit ſchönen Blumen und hohen Stauden ausſchmücken. Lage und Ausſicht waren reizend. Die damals einundzwanzigjährige Beſitzerin lebte dort wie in einer Welt, die ihr eigen. Nachdem ich ſie eine Weile in ihrem ganzen Weſen beobachtet hatte, hielt ich es für wohlgethan, mich zurückzuziehen; wollte Gott, ich hätte es dabei gelaſſen! Die Sphinx unſers Geſchicks verhüllt ſich zuweilen, vor fremden Augen rühren wir nicht an ihren Schleier.

Frau Uhde-Spazier war eine Landsmännin, und wohnte ganz in meiner Nähe; ſie hatte ſich ſelbſt aus den dresdener Kreiſen zurückgezogen, und niemand machte ihr Vorwürfe darüber. Ich wollte nicht aufhören ſie zu ſehen, weil ich mich zeitlebens den Bedrückten zur Seite geſtellt habe, — und bedrückt war ſie. Die Geſellſchaft rächt ſich bitter für die Gleichgültigkeit, die man ihr bezeigt; es erbittert ſie, wenn man ihren Satzungen nicht folgt, und ſie läßt den überwundenen Feind nicht mit Wehr und Waffen und mit den militäriſchen Ehren abziehen. Sie excommunicirt die Ketzer, oder vielmehr diejenigen, welche ſie für Ketzer gelten laſſen will, viel leichter und geſchwinder als jemals Päpſte thaten. Das „Richtet nicht“ unſers göttlichen Erlöſers verhallt unbeachtet, jenes tiefe große Wort, dem die tiefe milde bange Warnung folgt: „ſo werdet ihr auch nicht gerichtet“, die zugleich wie eine Verheißung klingt.

Ich hatte bei Eduard Hitzig die beliebte Schriftſtellerin Fräulein Fanny Tarnow kennen lernen. Franz Horn nennt ſie in ſeinem vielverbreiteten Werke über die „deutſche Literatur“, und zwar zumeiſt wegen ihres Romans „Thorilde von Adlerſtein“ eine nothwendige Schriftſtellerin. Fanny Tarnow hat bekanntlich im Fach der kleinen Romane Ausgezeichnetes geleiſtet; deſſen hat Franz Horn nicht erwähnt, dagegen die „Thorilde von Adlerſtein“ ſehr hoch geſtellt. Fanny Tarnow iſt eine der wenigen Perſonen, von denen ich mich wegwenden mußte, weil ich nichts in ihnen fand, was ihre ſtörenden Eigenſchaften verſöhnend aufgewogen hätte. Ich will ſie nicht ſchildern; ihr Bild kann diejenigen, welche ſie nicht kennen, nicht in hohem Grade intereſſiren, und denjenigen, welche ſie kennen, würden ihre Züge nichts Neues bezeichnen. Es ſind nun bald vierzig Jahre, daß ich ſie kennen lernte

und mich vom Zauber ihrer Beredsamkeit hinreißen ließ. Ich trug sie wie ein Kleinod im Herzen. Ich möchte ihre Briefe, die ich noch besitze, mit einem süßen Saft vergleichen, dessen Bestandtheile man nicht kennt und ohne Untersuchung hinunterschlürft.

Schon damals, als ich sie kennen lernte, sagte ich ihr von meinem Vorhaben nach Dresden zu gehen, und freute mich unbeschreiblich als sie äußerte: auch sie ginge dahin, und wir könnten, wenn wir nahe beieinander oder zusammen wohnten, gegenseitig manches Gute und Nützliche betreiben. Sie kam wirklich dorthin, zärtlich und sehnsuchtsvoll erwartet und durch bedeutende Opfer von meiner Seite befördert. Sie stieg in meiner Wohnung ab, und wurde auf das liebevollste behandelt. Auch war sie, ungeachtet, daß sie 400 Thlr. von mir empfangen, um ihre Reise anzutreten, geldlos, und ich mußte jede Auslage für sie bestreiten, was bei meiner vorhabenden Umsiedelung nach Schandau mir nicht leicht wurde.

Wir hatten eine sehr freundliche Wohnung, ganz von Waldung umgeben, am Eingang des Kirnitschgrundes; der helle schmale Fluß strömte an den Fenstern vorbei und spiegelte den Kirchthurm und die Tannenhügel an seinem Ufer anmuthig ab. Das niedliche Badehaus begrenzte linkerhand den Horizont. Zwischen der Kirnitsch und den Hügeln, die sie umgeben, breitete sich eine schöne Wiese aus. Unser Wohnhaus stand angelehnt am Waldhügel, sodaß wir gemächlich aus den Fenstern in den Wald gehen konnten. Ich schlief bei offenen Fenstern und fürchtete keine Diebe. Dies ist der Segen der Armuth, welche so manche verblendete Menschen für ein Unglück halten.

In allen Richtungen durchstreiften wir das schöne Meißener Hochland, mit Unrecht die Sächsische Schweiz

geheißen. Was ich von der Schweiz kenne, iſt mit den deutſchen Gegenden, die Hochgebirg und Seen haben, unmöglich in Vergleich zu bringen. Deutſchland iſt durchaus traulicher und ſchöner. Auch der fleißige Anbau, die ſinnreiche Benutzung jedes Plätzchens zeugt für ſeine Bewohner. Es iſt nicht übertrieben, wenn man ſagt: „Die Schweiz liegt brach!“ Zwar darf man vielleicht dem Schweizer nachrühmen, daß er es an Dung nicht fehlen läßt; aber im Sommer geht beinahe der ganze Dung des Viehes durch die Alpenwirthſchaft verloren, und der, welcher auf der Fläche erzeugt wird, kommt nicht auf die Felder. Sollte früher oder ſpäter, was Gott verhüte, das ſchöne Land mit Krieg überzogen werden, ſo kann man es bald und leicht aushungern, weil es faſt alle Lebensbedürfniſſe aus der Fremde beziehen muß. Selbſt Grütze, dieſe wohlthuende, billige und leichte Speiſe, die überall fortkommt, wird dort nur nachläſſig angebaut. Einzelnen Ackersleuten empfahl ich ſie unabläſſig, als ich noch ordentlich ausgehen konnte. Noch immer begnügt ſich der Schweizer damit Getränk zu erzeugen, und nur die äußerſte Noth könnte ihn zwingen, für Speiſe zu ſorgen. Er betrinkt ſich lieber als er ſich ſättigt. Das oftmalige Erkranken der Hunde im Schweizerland rührt von der Sorgloſigkeit her, mit der ſie gefüttert und beſonders getränkt werden. In keinem Lande, ausgenommen in Paris, habe ich ſolches Vernachläſſigen der Hunde bemerkt wie hier. Nach meiner Anſicht ſollte dieſe Fahrloſigkeit ſo ſtreng behandelt werden wie Menſchenmord, da ſie ganze Gegenden weithin in Gefahr ſetzt. Zu den Uebeln des Mangels an Aufſicht und Pflege der Thiere ſelbſt geſellt ſich noch die Verwahrloſung der Kinder beiderlei Geſchlechts. Die Schulen ſind vortrefflich, vorzüglich im Waadtlande; allein die Kinder bleiben

in den Freiſtunden unbeaufſichtigt und meiſt unbeſchäftigt, es ſind der Freiſtunden zu viel, und vor den Aeltern zeigen ſie nicht die geringſte Achtung, ſondern treten energiſch vor ihnen und andern auf, worüber die Aeltern ſich mehr freuen als betrüben. Einer der liebſten Späße der Kinder hierſelbſt beſteht darin, Hunde bis aufs Blut zu quälen. Wenn ſich, bis aufs äußerſte gereizt, ein armes Thier wehrt, wird es für toll gehalten und vertilgt. Ein ſchöner engliſcher Waſſerhund, der aus Lauſanne nach Vevay gelaufen kam, in einige Behauſungen eindrang, und einigen Köchinnen in die Schürze biß, dabei an den See rannte und dort fleißig trank, wurde auf das jämmerlichſte und martervollſte todtgeſchlagen. Bei Unterſuchung deſſelben ergab es ſich, daß das harmloſe Thier von einigen böſen Buben in Lauſanne mit Vitriolſpiritus begoſſen worden war. Man findet öfters Beiſpiele von der Bösartigkeit der Jugend in den Zeitungen angeführt. Blasröhre zerſchellen die Fenſterſcheiben, Würfe von Steinen oder Koth verletzen anſtändige Perſonen, die über die Straße gehen, oder verunreinigen ihre Kleidung. Vor mehreren Jahren las man in den Zeitungen, daß Buben, die eine alte Frau zum Ziel ihrer Bosheit auserſehen hatten, ſie mit einem ziemlich großen Stein an die Schläfe trafen und todt warfen. Keine ſtrengere Rüge war dieſer Thatſache beigeſetzt, als ein Bedauern, daß die Kinder in Genf ſo zornig wären. Ich meine, es dürfte nicht ſchwer ſein ſie zu zügeln. Prediger und Vorſteher der Schulen ſollten ſich dieſer Angelegenheit kräftig annehmen, und die Polizei ſollte in den Abendſtunden die ſchöne Natur nicht ohne ein Spaniſch Rohr in der Hand fleißiger beſuchen, als die Scheuken und Brauereien. Doch wir ſind ja in dem gutmüthigen

und gesitteten Dresden, wollen wir nicht drinnen bleiben?

Hofrath Althof, unser Arzt, verordnete meinem Max Selterwasser und Landluft; das Kind kränkelte seit der Pockeneinimpfung; es litt besonders an Kopfweh, bis dahin war er stets zart, aber dennoch gesund gewesen, seit es die Masern und den Stickhusten überstanden hatte. Vielleicht auch hatte eine neugebaute Wohnung am Rand der Elbe Antheil an dem Kopfschmerz, der es unaufhörlich quälte. Althof behauptete, es würde hinsiechen, wenn ich es nicht auf das Land brächte und vom Arbeiten abhielte. Arbeiten, dies war ja sein Leben, sein Glück, es sollte ihm Ruhm und Brot bringen. Denn der Vater dieser Söhne wiederholte oft: „er könne ihnen nur Brot und Salz hinterlassen". Ich hoffte, er würde mich überleben! Seine Einnahme in späterer Zeit war brillant genug, um voraussetzen zu lassen, daß er für die Seinigen ein anständiges Kapital zurücklegen würde. Schon das erste mal, als wir nach Schandau gingen, war es Max zuliebe geschehen.

Unter den geistvollen Freunden, die damals den dresdener Kreis belebten, habe ich, wie ich glaube, den unsterblichen Sänger der „Urania", und seine edle Freundin Elise von der Recke zu nennen vergessen. Ich sah sie nicht oft. Bereits lagen mehrere Jahrzehnde zwischen ihrem Abwelken und meinem Aufblühen. Ich erkannte ihren Werth und hatte Freude an ihnen.

Als wir in Dresden eines Tags über den Jahrmarkt gingen, hielt mich Kraukling auf, und sagte mir halblaut: „Da kommt Jean Paul!" Ich hatte ihn seit 1800 nicht wiedergesehen, und hätte ihn nicht wiedererkannt.

Ich suchte vergebens seine Züge mit meinen Erinnerungen in Einklang zu bringen: alles aufgelaufen, ausgedehnt, der Mann und sein Gesicht! Da er mich stutzend stehen sah, wurde auch er auf mich aufmerksam. „Sie kennen mich nicht?“ fragte ich mit Wehmuth über ihn und mich. „Doch wol“, antwortete er, und setzte hinzu: „Ich wollte zur Chézy!“ Jetzt reichte ich ihm die Hand, stellte ihm meine Freunde vor, und wir feierten mit Rührung die Stunde des Wiedersehens; dann redeten wir die nächste Zusammenkunft ab. Sein Händedruck war warm, und sein Auge feucht. Es war nicht das Funkeln des Morgensterns, sondern des Abends, der eine Vergangenheit abschließt, und eine neue Zukunft verheißt. Man wird wieder jünger, wenn man einen alten Freund nach langer Trennung wiederfindet. Die ganze Strecke Lebens, die hinter uns liegt, seit wir geschieden, blüht wieder auf wie eine Blume im Wasser, gewinnt Duft und Farbe wieder. Unser feuchtes Auge spiegelt im Thau des Himmels den Sonnenglanz der ewigen Zukunft. O, man muß eine Trennung erlebt und ein Wiedersehen gefeiert haben, um das Wohl und Weh liebender Empfindungen ganz zu verstehen. Jean Paul war, wie bekannt, Schwager der Minna Uthe-Spazier, suchte sie als Freund und Bruder auf, bewies ihrer liebenswürdigen Tochter Minona väterliche Zuneigung. Ich hatte noch immer Jean Paul mit jungen Damen gern beisammen gesehen. Sein Wesen hatte etwas von der Wärme des Liebhabers, und von der Würde des Vaters. So war er in seiner Jugend, und so ist er geblieben. Ein junges Wesen machte auf ihn einen Eindruck wie ein Kind, oder auch wie eine Blume. Es mischte sich keine Persönlichkeit hinein; wer zart fühlte, konnte sich nicht darüber täuschen. Somit gaben sich Bräutigam,

Ehegatte, Vater und Bruder eines holden Wesens zufrieden. Der Kuß Jean Paul's erschien ihnen wie ein Ehrenschmuck auf Wange oder Lippe eines jungen süßen Geschöpfs, und so auch diesem selbst.

Durch eine stillschweigende Uebereinkunft fanden sich die Verehrer und Verehrerinnen nachmittags auf der Brühl'schen Terrasse ein; manche von ihnen brachten ihm Blumen oder ein Lied. Jean Paul's Wehmuth milderte sich in diesem Kreise. Der Tod seines Max hatte ihm eine tiefe Wunde geschlagen, die bei der leisesten Berührung blutete. Ich hatte oft die Freude, ihn in Dresden zu sehen. Er wünschte Wolke näher kennen zu lernen. Ich bat einige Freunde, mit Jean Paul zum Essen zusammen. Malsburg und Loeben waren gerade nicht in Dresden anwesend, meine Freundin Sarah Kaskel hatte Abhaltung, und auch Graf Egloffstein aus Weimar konnte nicht kommen. Bekanntlich beschäftigte sich Wolke am liebsten mit Sprachforschung. Es war Gediegenes und Zweckmäßiges in seinen Vorschlägen. Er wollte die Rechtschreibung zur Einfachheit zurückführen. Ich meine, sie bedürfte dessen sehr; es werden aber noch lange Zeiten und bedeutende Umwälzungen überhaupt vor sich gehen müssen, ehe es gelingen wird, die modernisirten Sprachen auf die frühere Einfachheit zurückzuführen. Die Umgestalter schneiden immer in das gesunde Fleisch, so auch Wolke. Unter anderm wollte er die „Hoffnung" nicht mehr statuiren, sie sollte heißen „die Hoffe". Seine Gründe habe ich vergessen. „Ach nein!" rief Jean Paul, „lieber Wolke, lassen Sie uns die Hoffnung, es darf kein Jota davon wegbleiben!" Dieser Scherz entmuthigte unsern Puristen, er wendete das Gespräch auf andere Stoffe.

Jean Paul hatte große Freude an Kraukling und dessen Gattin; dieser, einer der sinnigsten Denker, die ich gekannt,

kam im Gespräch immer auf das Rechte und Nothwendige, immer so, daß man wünschte, er möchte mehr sagen; und dennoch war er sich bewußt, nicht blos das Rechte, sondern auch genug gesagt zu haben. Auch Lindemann, ein liebenswürdiger Kurländer, trug zur Unterhaltung der Gesellschaft bei, er war gedankenreich und freimüthig. Ein angenehmes kleines Intermezzo dankten wir Kraukings blonden Kindern, die in ihren blauen und rothen Kleidchen mit ihren hellen Augen und rosigen Wängelchen plötzlich unter uns erschienen, ihre purpurnen Lippchen herreichten, und vom ganzen Kreise bewillkommt wurden, am herzigsten doch von Jean Paul. Er bemächtigte sich sogleich des kleinen Julius. „Wer bist du Kleiner"? „Ich bin der Julius!" „Was willst du hier?" „Mutterchen hat mir erlaubt, daß ich kommen darf." „Was willst du denn mit dem Kuchen da machen?" „Essen!" „Willst du keinen dem Schwesterchen geben?" „Wenn ich muß? Ja!" „Du mußt nicht, wenn du es nicht gern thust!" „Ich thu's auch gern!" „Warum hast du's denn nicht gleich gethan?" „Ich dachte nicht daran!" „Warum dachtest du nicht daran? Aber warum denn nicht?" „Weil ich meinte, es wäre genug für mich!" „Sieh einmal die große Menge Kuchen." „Ich hätte sie schon bezwungen!" „Nun, so nimm sie!" „Nein!" rief Julius, „Maria muß auch welchen haben." Er theilte sogleich für Maria ab. Jean Paul fragte sehr ernsthaft: „Wie heißt du?" „Julius", sagte der Kleine. „Julius, wenn ich dir nun deinen Kuchen wegnehmen wollte?" „Ach nein! da hättest du ihn mir nicht gegeben." „Warum das, ich bin ja groß und habe die Kraft dazu." „Die hast du freilich, aber nicht das Recht, denn was man behalten will, das gibt man nicht weg." Es ging noch eine Weile so fort. Maria aß indessen wohlgemuth ihren Kuchen, und Julius auch.

Die Kinder verursachten gar keine Störung. Julius schien zu empfinden, daß er ein höheres Wesen vor sich hatte. Es war ein allerliebstes Gemisch in dem Wesen des Kindes gegen Jean Paul, ein Gemisch von Zärtlichkeit und Scheu, das ihm sehr wohl stand. Jean Paul hatte im allgemeinen Liebe zu Kindern und wußte mit ihnen umzugehen. Kraukling verlor seinen Julius früh. In dem Augenblick eines solchen Verlustes sieht man nicht ein, welch ein Glück es für ein solches Kind ist, in die Heimat zurückzukehren. Die Franzosen haben ein Gefühl davon, sie sagen gewöhnlich: „Das ist nun ein kleiner Engel in Gottes Reich!" Auch wenn ein Kind im Schlafe lächelt, sagen sie: „Es lächelt den Engeln zu!" Dies war wenigstens der Fall, als ich dort war. Es ist mir vorgekommen, als wären sie später von solchen anmuthigen Vorstellungen minder erfüllt gewesen. Vielleicht hatten die Greuel und Leiden der Schreckenszeit das Gemüth der Bessern unter ihnen weicher und empfänglicher gemacht, und die Wiederkehr der Ruhe wirkte abkühlend, abstumpfend auf ihr feineres Gefühl. Nach meinem Urtheil bedarf diese Nation, nachdem sie durch so viele schroff durcheinander geworfene Phasen gekommen, von nun an noch schwerern Unglücks, als sie bisher Schlag auf Schlag erlitten, um wieder zu Gott zurückzukommen und ihr eigenes Selbst zurückzugewinnen. Ihre Vertilgung durch Feuer und Schwert bahnt ihre Wiedergeburt vor, die Grundelemente ihres Wesens sind liebenswürdig und großartig, doch die bisherigen Misgeschicke und Wechsel haben ihnen nur gezeigt, was sie können, nicht was sie sollen.

In die Reihen der Personen, die ich sehr ungern verließ, gehörten noch vor vielen die Witwe Madame Fechner, Mutter des geistreichen Physikers und des rühmlich bekannten

Malers dieſes Namens, und ihre ſehr liebenswürdigen Töchter. Es athmete in dieſem Kreiſe die friſche belebende Luft ſchönen geiſtigen Seins, echten gemüthlichen Sinnes, hingebender Traulichkeit, warmen Gefühls für Kunſt und Bildung.

Der hochverdiente Director der Blindenanſtalt in Dresden und ſeine edle Gattin erholten ſich gern in dieſem Kreiſe von den ſtrengen Uebungen ihrer drückenden Pflichten; drückend zwar nicht für ſie, die ihnen ihr Daſein geweiht hatten.

Den Kreis der Familie erheiterte noch eine liebenswürdige alternde Dame, eine Gräfin Schmettau. Wenig von außen bedürfen Menſchen, die in ſich ſelbſt beglückt ſind, denen Arbeit eine Luſt iſt. Der Genügſame hat die rechte Lebenskunſt inne. Die Fülle des Reichthums iſt dem Genuß feindſelig, ſie ſteigert die Bedürfniſſe, ſtatt dem Beſitze ſeinen Werth zu laſſen. Der Sonnenſtrahl, der die Wellen des ſtillen Baches vergoldet, welcher vor der Hüttenthür des armen Landmanns rieſelt, durchdringt das Herz des Genügſamen, und weidet ſein Auge mit ſüßerer Pracht, als die goldene Zier der Paläſte.

Durch die reine Gebirgsluft und den Harzduft der Tannen belebt, gewann mein lieber Max ein neues Aufblühen. Die Badegäſte hatten Schandau verlaſſen. Wir blieben noch ſolange, als die Verhältniſſe es zuließen, denn der Herbſt war entzückend. Zudem war eine Familie angelangt, deren Umgang uns wahrhaft beglückte. Es war Hofrath Clarus mit ſeiner liebenswürdigen Frau und hoffnungsvollen Kindern, der hier reine Luft und Einſamkeit ſuchte, um ein wichtiges wiſſenſchaftliches Werk ruhig und freudig zu vollenden. Seine Frau und Kinder brachten die Abende bei mir zu. Es muß mir geahnet haben, daß ich nicht

wieder so glücklich werden würde wie damals, denn das Scheiden that mir unbeschreiblich weh.

Mein ältester Sohn kränkelte sehr, das Uebel fiel ihm auf die Augen. Dr. Rosenberg aus Kurland brachte bald und glücklich eine Heilung zu Stande. Wie schon erwähnt, hatten mehrere Aerzte geäußert, daß er entweder Meerbäder oder reine Schwefelbäder brauchen müßte; letztere gäbe es in Deutschland nur zwei: Baden bei Wien, oder Aachen. Das erste sei das kräftigste, unvermischteste.

Die Nothwendigkeit dieser Reise war ein harter Schlag für mich. Ich würde das Meerbad vorgezogen haben, aber der Weg dahin war zu weit, der Aufenthalt zu theuer; Wien lag näher. Ich hatte dort alte Freunde. Eine weitere mächtige Lockung dahin war meine Oper „Euryanthe"; es ließen sich dort literarische Verhältnisse anknüpfen, die ich nicht hoffen konnte, in einem Seebad zu finden.

Karl Maria von Weber misbilligte meinen Entschluß, und rief aus: „Ei, Sie werden doch nicht nach Wien gehen! Sie können sich keinen Begriff von der Censurstrenge machen. Gesetzt einmal, sie wollten drei Gänse kaufen, und ließen es in die Zeitung setzen, da meint die Censur: «Himmel, was will die Frau in ihrer kleinen Haushaltung mit drei Gänsen!» Und sie streicht Ihnen zwei." Ich lachte, und ging gleichwol hin.

V.

Erlebniſſe im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat.

Ausgenommen den Lichtpunkt Prag, war meine Reiſe nach Wien höchſt beſchwerlich und langweilig. Wen es nach einem Vorſchmack der Hölle lüſtete, der mußte damals von Sachſen durch Böhmen und Mähren reiſen, und das mit ſchlaffer Börſe wie ich. Der Oeſterreicher ſagte zu der Zeit: „Der Böhme iſt ein Schurke und weiß es nicht!“ Ich glaube, bei den wenigſten bedarf es des Nachſatzes. Ich halte den Böhmen für geiſtbegabt und tapfer von Natur; aber unterdrückt ein Volk, quetſcht ihm das Mark aus den Knochen, ſo wird es elend an Leib und Seele!

Wir trafen in Prag das junge Ehepaar von Holtei. Luiſe von Holtei war eine der liebenswürdigſten Geſtalten, die je die Bühne geſchmückt. Sie ſtarb früh. Ihr Andenken wird leben.

Profeſſor Gerle ließ es ſich angelegen ſein, mir Prag zu zeigen. Clemens Brentano hatte mir ein günſtiges Urtheil über dieſe Stadt eingeflößt, er ſagte: „Da es kein Wien mehr gibt, iſt Prag noch der beſte Wohnſitz für unſereinen!“

Ich hätte darin bleiben mögen. Traulichkeit und Größe lebten in den Eindrücken, die ich dort empfing. Professor Gerle gab uns eine ausführliche Erläuterung über den Proceß Wallenstein's, Herzogs von Friedland. Ein deutscher Gelehrter hatte in Prag die Acten durchstudirt, und Auszüge daraus gemacht, aus denen Wallenstein's Unschuld sich klar und unwiderleglich herausstellte. Der Druck dieser Auszüge kam nicht zu Stande. Wenn Schiller sie gekannt hätte, so würde seine Arbeit leichter von statten gegangen sein; doch würden wir ein anziehendes ergreifendes Bild weniger besitzen, und vielleicht würde der unschuldige Wallenstein minder interessiren als der, den Schiller dargestellt hat, der die Lehre gibt, die zu oft vergessen wird, daß niemand glauben soll, er habe das Böse in Händen, und könne es guten Zwecken dienstbar machen. Lessing's Wort ist das richtige: „Laß dich den Teufel bei einem Haar fassen, und du bist sein auf ewig!"

Wir schieden mit Bedauern von Prag. Der zugemachte Wagen, den wir genommen hatten, schützte uns nicht vor den Fluten eines Wolkenbruchs, der uns und unser ganzes Gepäck durchnäßte. Wir mußten sogleich auf das Zollamt. Der brave Beamte, der beschäftigt war, die Uebersiedelung unsers Gepäcks in eine Kutsche, die uns nach dem Gasthof führen sollte, zu besorgen, und der sich von uns nichts Böses versah, obgleich meine Kinder langes Haar trugen — denn sie hatten ja keine Bärte —, wurde aus seiner humanen Stimmung wie durch einen Zauberschlag entrückt. Auf seine Anrede: „Declariren Sie nur, womit der Wagen so voll gepackt ist! Sie sind ja schon an der Grenze durchsucht worden, da sind wir gleich fertig!" antwortete ich, in der Meinung, meine Sache vortrefflich zu machen: „Gar nichts

Mauthbares haben wir bei uns, nichts als Papiere und Bücher!" Bei diesem Wort zuckte der Alte zusammen, wurde todtenblaß, und hemmte mit beiden Armen die Bewegung der Zolldiener, die eben jeder einen Pack zusammengebundener Bücher aus dem Reisewagen einschieben wollten. „Bücher!" rief er aus. Leichenbläße überzog sein Antlitz. Er ließ das ganze Umgepackte des Inhalts meines Reisewagens wieder hineinbringen, schloß ihn zu, und versorgte ihn in einem Schuppen, indem er sagte: „Bemühen sich Ew. Gnaden morgen um 9 Uhr wieder her, da wird der Herr Hofsecretär Ihnen wegnehmen, was nicht nach Wien hinein darf."

So mußten wir fort und hatten nicht einmal frische Wäsche für die Nacht. Der Kutscher führte uns in die „Drei Rosen" in der Josephstadt. Wir waren noch kaum aus dem Wagen gestiegen, so behändigte man uns eine Pränumerationseinladung auf „Bäuerle's Theaterzeitung". Ich schickte sie zurück, und erstaunte über die Aufmerksamkeit des Redacteurs, die wir übrigens mit allen neuangekommenen Fremden theilten.

Schnell hatte sich die Nachricht von meiner Ankunft verbreitet, und es kamen noch denselben Abend mehrere werthe Bekannte, die uns schon „draußen" besucht hatten. „Draußen" heißt nämlich alles, was nicht innerhalb des österreichischen Kaiserthums liegt, und Deutschland heißt so ziemlich alles, was nicht in Oesterreich liegt. Ich wäre neugierig zu erfahren, ob das Hidalgowesen aufgehört hat; wer zwei Stengel Petersilie kaufte, erhielt augenblicklich den Adel in Wien. Das war schön und nicht theuer! Diese Gewohnheit schreibt sich noch aus den Zeiten Karl's V. her, wo auch die Hauptstraße Callemayor, der Abendspaziergang der schönen Wienerinnen, sich in den Kohlmarkt umschuf, als die Spanier fortgingen.

Vielleicht haben überhaupt die Wiener die ominösen Namen ihrer Straßen, Plätze und Häuser umgeändert. „Stöß in Himmel" iſt einer, „Zum ſchmeckenden Wurm" ein anderer; daſelbſt hatte ein Ritter einen geflügelten Lindwurm erlegt, den niemand wagte wegzuſchleppen, weil ſein Modergeruch die ganze Gegend verpeſtet hatte. Das franzöſiſche und öſterreichiſche Volk ſagt „ſchmecken" für „riechen". Ein Haus hieß „Schab den Rüſſel", und neben dieſem eines: „Küß den Pfennig". Es knüpften ſich an dieſe Benennungen Familienſagen, die aber nicht intereſſant geweſen ſein können, ich würde ſie ſonſt behalten haben.

Den angenehmſten Eindruck in Wien machte die Leopoldſtadt, beſonders die Jägerzeile. Auf der linken Seite ſtanden die Gezelte vor den Häuſern gedrängt nebeneinander, die Tiſche beladen mit Erquickungen und Eßwaaren, die fremden Gäſte wie Bienen dicht umher. Sie trugen vielleicht ihr ganzes Vermögen am Kopf und um den Hals herumgereiht mit vier doppelten Dukaten vom feinſten Golde; lange fahle Geſichter, jung, aber ohne Jugend und ohne Blüte, mit nichtsſagenden Augen! Das viele Gold auf Hals und Scheitel gab ihnen eine gewiſſe Freudigkeit, aber nur von außen. Ich habe mich nie erkundigt, was das für Völker waren, die dort mit Golde prunkten; doch der Anblick war heiter. Die Muſik, meiſt aus Böhmen, verdarb nichts. Die Gläſer wurden nicht fleißig geleert, das Backwerk ſelten umher gereicht Man ſah es den dürren Geſichtern an, daß ſie keine Wiener waren. Der Wiener mag wol auch im Laufe der Zeiten aufgehört haben, ein Genießer zu ſein. Leopoldſtadt und Prater genoſſen wenig Wein; ein braunes widerwärtiges Bier wurde aufgetragen, und der gutmüthige Wiener trank es herunter, es brauchte nicht zu

ſchmecken, wenn es nur da war, und Freund Polichinel tapfer dazu quäckte und luſtig dazu prügelte. Die Dramen waren von ungenannten Autoren und ſtereotyp. Grüner, klangdurchſchwirrter Prater, mit deinen Rehanſiedelungen, mit deinen harmloſen Menſchenmaſſen, die froh ſind, weil ſie es ſein wollen, löſe mir das Geheimniß deiner Zauber und das tiefere deiner Umwandelung! Du ernſt, du blutdürſtig, du abhold deinen alten Neigungen, untreu deinen Gewohnheiten, gedankenloſer Menſchenfreund, und abſichtlicher Gedankenfeind, du warſt des Seins müde, und wollteſt werden! Warum? du warſt ja gut! Das „Beſſere iſt des Guten Feind!“ ſagt der Perſer. Dies iſt ein tiefſinniges Wort!

Wien iſt vielmal geprüft worden ſeit ich es zum erſten male ſah. Waſſersnoth, Staatsumwälzungsnoth, Papiergeldnoth und wer weiß was ſonſt noch für Nöthe hat es durchmachen müſſen. Es muß herzbeweglich ausgeſehen haben, als die damals noch jungen Herzöge Ferdinand und Franz durch die überſchwemmten Gaſſen wateten oder ritten, durch die kleinſten Hausthüren ſich bückend ſchlüpften, und den Aermſten auf durchnäßtem Lager Geld reichten. Die Linke wußte nicht was die Rechte that. Aber das Rechte that ſie, „ſie half“. Guter Wiener, du konnteſt dich empören?

Im Park bei Schönbrunn zeigte man uns die wilden Thiere, die man ſehr hungern ließ. Der geiſtvolle Maler der Blumen, Pflanzen und Thiere, Klein in Schönbrunn, bemerkte gegen uns, daß in den Naturgeſchichten eine Rubrik fehle, nämlich die der Thiere, welche ihr eigen Bett freſſen. Der Elefant fräße alle Morgen ſein Bett. Auch habe ſich während eines harten Winters der Wolf in den Garten hineingegraben, und als freiwilliger Jäger geſtellt.

Freund Caſtelli führte uns auf die Theaterkanzlei. Wir lernten Graf Moritz von Dietrichſtein, Hofrath von Moſel, den Hoffecretär Schreivogel kennen, und verlebten einige ſchöne Morgenſtunden. Dieſe drei ſo ausgezeichneten Männer vereinigten die Gewandtheit des Norddeutſchen mit der Gemüthlichkeit des Wieners. Caſtelli war der wahre Theodor Hell von Wien. Wir verſäumten auch nicht Duport aufzuſuchen, und Barbaja kennen zu lernen, den lebhaften thätigen Italiener, welcher den Preis der Logen im Operntheater auf 80 Fl. geſetzt, was nie zuvor der Fall geweſen, und gleichwol in der Saiſon drei Millionen Fl. Schaden hatte. Er empfing mich ſehr herzlich, und machte den gewöhnlichen Preis einer Oper, welche für das Kärnthnerthortheater geſchrieben iſt, voll. Weber hatte geglaubt, den Nutzen des Theaters wahrnehmen zu müſſen, und mir in allem nur 30 Dukaten gegeben. Als Barbaja dies erfuhr, machte er, wie bemerkt, die 150 Fl. Conventionsmünze voll, und ſchenkte mir zu jeder Vorſtellung eine Loge im dritten Rang, lud mich auch zu den Proben der „Euryanthe" ein. Dort fand ich den feurigen Lablache, den herrlichſten Baß, den ich je gehört; Rubini mit ſeinem ausdrucksvollen Tenor, nebſt ſeiner Gattin mit einer ausgezeichneten Altſtimme; den Bariton Forti; den Tenor Haizinger, der an ſeinen Erfolgen noch zweifelte: er ſtellte nämlich einen Fuß, ich glaube den rechten, wie er nicht ſtehen ſollte. Zum Unglück waren die Zuhörer auch Zuſeher, und ich glaube, Haizinger legte zuletzt dieſen Fehler ab, und ſtand auf ſeinen Füßen, wie ein großer Tenorſänger ſtehen ſoll.

Henriette Sontag hatte ich in der „Donna del Lago" geſehen; aber dieſe Oper ließ mich kalt, um ſo mehr, da mein älteſter Sohn ſich an dieſem Abend ganz übel befand und mir große Beſorgniß einflößte. Den Italienern iſt es

wenig um ein Ganzes zu thun, sie wollen nur eine Mosaik von Effecten; dies liegt im Volkscharakter. Sie kommen zerstreut in das Theater, um sich dort noch besser zu zerstreuen; ihre Loge ist ihr Salon. Nicht so der Wiener. Er fühlt für die Kunst, und gibt sich ungetheilt ihren Eindrücken hin.

Ja, diese Theatergenüsse waren nicht ohne eine Marter, denn die Hitze war eine wahrhaft tropische. Wir konnten es im Theater nicht aushalten, die Wiener hielten aus. Freund Castelli gehörte zur deutschen Partei. Er sagte: „Die Rage für die italienische Oper ist eine bloße Einbildung der Wiener. Wenn die Logen nicht so enorm theuer wären, so würden vielleicht keine zehn genommen sein, jetzt aber will sich niemand ausschließen. Wenn die Sorgfalt für deutsche Musik ebenso weit getrieben würde, wie würde sie aufblühen! Was ist Rossini gegen Weber? Was ist ein David gegen Wild? Und gehen wir zu den Sängerinnen über, so drängt sich natürlich die Frage auf: Was ist eine Fodor gegen eine Sontag? Was eine steife Dardanelli gegen die in allen ihren Bewegungen classische Unger? Sie wissen's wol in Italien, denn sie haben die Unger an sich gezogen!" Und Lablache? fragte ich. „Er ist ein Juwel", antwortete Castelli, „eine Feuerseele, aber ich gestehe es in den Blättern nicht ein, ich will dem Feinde nicht Proviant zutragen."

Auch Deinhardstein war von der deutschen Partei; diese erkannte die Rückwirkung nicht an, welche die italienische Oper in ihrer Kunstvollendung auf die deutsche ausgeübt hatte. Jeder Vernünftige konnte übrigens voraussehen, daß Barbaja weder zum zweiten mal eine Auswahl von Sängern zusammenbringen konnte, wie die letzte war, noch alle Jahre mehrere Millionen aufopfern, damit die Deutschen bei den Italienern in die

Schule gingen. Dresden hatte früher als Wien eine italienische Oper, deren erste Mitglieder nicht unter den glänzenden wienerischen standen. Wer jemals Cantu gehört, wird ihn nie vergessen; aber 1823 mußte die deutsche Oper in Wien der italienischen die Palme reichen. Karl Maria von Weber war mit schönen Hoffnungen aus der Kaiserstadt nach Dresden zurückgekommen, sie blieben unerfüllt. Die drei ersten Aufführungen der „Euryanthe" hatte Weber selbst dirigirt.

Sowie er Wien verließ, wurde diese Oper so zusammengestrichen, daß man sie nicht mehr kannte. Um alle herrlichen Uebergänge war es geschehen, und was mit Liebe und Inbrunst geschaffen worden, war fort. Dies hatte Konradin Kreuzer gethan.

Castelli hatte geäußert: „Die «Euryanthe» ist funfzig Jahre zu früh erschienen!" Jetzt sind vierzig von diesen fünf Jahrzehnden verschwunden. Castelli's Ausspruch scheint sich zu bewähren.

Ich kann nicht bei allen edeln Erscheinungen in Wien verweilen, um nicht diesem Werke eine zu große Ausdehnung zu geben. Ich weiß nicht, ob die Wiener jetzt sind, was sie damals waren; doch ich glaube, sie sind es noch: denn die Grundelemente ihres Wesens können sich nicht umgestalten, sie sind zu echt und zu reich, zu großartig, zu seelenvoll, zugleich auch zu frisch. Der Wiener ist zu gutmüthig und rein, um auch nur zu ahnen, was im Herzen der andern Völker vorgeht. Er spricht ein eigenthümliches Deutsch, aber es hat Farbe.

Nicht lange nach unserer Ankunft mußte mein ältester Sohn nach Baden bei Wien. Wir stiegen im Hause des Grafen Odonnell ab, sprachen mit dem Hausverwalter, und wurden schnell einig. Indeß mein Wagen

abgeladen wurde, nahm ich Feder und Papier, und schrieb ein kleines Lied auf. Nachher ging ich Besuche machen und brachte mein Lied gleich mit. Dr. Beck, ein Freund Friedrich Schlegel's, fand, daß auch Max das Bad brauchen müßte, und verordnete das Leopoldsbad, welches soviel ich weiß nur 19° Wärme hat. Unser Aufenthalt entzückte uns. Die Gegend von Baden bei Wien trägt einen ganz eigenthümlichen Charakter des Friedens, der Fülle, der Anmuth, der Wehmuth möchte ich sagen. Die hohen Buchenwaldungen, in deren Schos das Thal heiter wie ein schlummerndes Kind ruht, umfangen es wie eine grüne Schutzwehr, die unser ganzes Dasein von Sorge und Gewühl des Lebens abschneidet. Oft gedachte ich der gefühlvollen Zeilen aus Haller's Lied, das nun vergessen ist:

Die grüne Nacht umlaubter Bäume
Umfängt das Herz wie süße Träume,
Darin die Seel' sich selber wiegt!
Sie zieht die schweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken,
Und lebt mit sich allein vergnügt.

Um den Weg aus der Stadt nach dem Helenenthal zu verkürzen, wurde ein Felsen gesprengt, damit die Equipagen schnell zur Brücke des Helenenthals gelangen konnten. Von der Brücke führt ein lieblicher Weg nach dem Felsenrand des Waldbachs, den große blaue Waldglocken und wilde Rosenhecken bis zur romantischen Krainerhütte bekränzen, wo wir oft ganze Tage zubrachten. Von dort aus gelangt man die Felshöhe hinauf nach dem eisernen Thor, und überblickt einen großen Theil der Steiermark. Dort hat die große Dichterin Natur das Idyll der Gegend beschlossen, und ein Epos begonnen,

wo sich herbe Anmuth mit süßer Trauer verschmilzt. Vergleichungen sind im Grunde ein undankbares Geschäft, sonst würde ich sagen, daß der Kirnitschgrund in Sachsen mir lieber ist wie das Helenenthal, und daß dieses vor der großartigen Anmuth und Herrlichkeit des Gosathals erblassen muß. Man sollte eben meinen, es seien die Gegenden, die voneinander so verschieden sind, für die mannichfaltigen Stimmungen der Menschen geschaffen, und daß jeder eigentlich der Schöpfer der Welt ist, die er dort findet.

Der schmucklose Odenwald grünt unter einem Himmel voller Reiz, von welchem die Sterne mit namenloser Pracht herniederglänzen. Baden-Baden, der Niederwald am Rhein, und all die grünen Kränze, mit welchen Gott die Stirn der Erde schmückt, athmen Duft und strömen Licht, säuseln und rauschen den Hymnus ewiger Wonne. Suche nur jeder, dessen Seele stürmt oder glüht, seine eigene Aeolsharfe, er wird sie finden, und jedem geistigen Morgenroth wird seine Memmonssäule erklingen.

Der Sommer neigte sich zu seinem Ende, schöne Herbsttage folgten ihm, sie waren auch geistig belebt. Der Kranz der Geselligkeit in Baden war reich gewoben. Auch von Wien aus empfingen wir viele und liebe Besuche. Die Witterung war so mild, daß sich das Scheiden des Sommers, und dann des Herbstes nur durch kürzere Tage bemerkbar machte. Wir blieben solange es möglich war in Baden. Die Freunde waren alle schon voraus nach Wien. Ein junger Freund Namens Kuppelwieser, Bruder des berühmten Malers, bat mich um ein Drama, zu welchem Franz Schubert die Musik schreiben wollte. Ein schönes Mädchen, das er liebte, M. Neumann, Schauspielerin im Theater an der Wien, sollte

dies Drama zum Benefiz haben. Wilhelm Vogel, Director des Theaters an der Wien, mein guter Freund, hatte schon ein Stück zu diesem Benefiz geschrieben, doch ich wußte es nicht. Es hieß „Der böse Krollo", und that seine Wirkung, als es späterhin aufgeführt wurde; eine drastische Wirkung, wie sie die Vorstädter liebten. Graf Ferdinand von Palffy war Inhaber des Theaters an der Wien, mußte aber seinem Director Vogel, der selbst ein beliebter Lustspiel- und Dramadichter war, die Leitung des Theaters unbedingt überlassen, weil Vogel sein Publikum kannte, und genau wußte, was er ihm bieten konnte, um es zu befriedigen. Er lieferte Kassenstücke. Das war genug, sie hielten eine Zeit lang vor, und füllten den Saal. Wenn sie nicht mehr zogen, wurden sie durch frische ersetzt. Ein famoser Bösewicht war obligat, war Salz und Gewürz; eine Hand voll Liebesjammer, ein mächtiger Beschützer und Retter, ein paar Knalleffecte und das Drama zog an und gefiel!

Der Autor empfing 100 Fl. Conventionsmünze, das Stück mochte gefallen haben oder nicht. Wenn das Publikum die Räume nur sparsam füllte, so behalf man sich mit Comparserie. Eines Abends begab es sich, daß Kaiser Franz mit seiner Gemahlin kommen sollte. Wenn ich mich recht erinnere, so wollten die Majestäten das große Kassenstück „Ein Uhr" sehen, dessen Pointe darin bestand, daß die bösen Geister, welche den jungen Helden Askur ins Verderben ziehen wollen, wie die Tölpel zurückweichen, weil ein wohlthätiges Wesen sich über die Wanduhr hergemacht, damit sie vorausging. Die dummen Geister, welche wahrscheinlich kein Pulver erfunden hatten, hörten Ein Uhr schlagen, und flüchteten sich. Der Held war gerettet. Das Stück hatte unzählige mal das Haus gefüllt. Kaiser Franz wollte es sehen. Ein

dienstfertiger Freund sprang kurz vor dem Aufrollen des Vorhangs herbei, Vogel zu benachrichtigen, daß die Majestäten unterwegs seien. Da wurde denn mehr Licht angesteckt, und was nur an Menschen aufzutreiben war höflich eingeladen die Räume zu füllen „damit der Kaiser Leute sähe". Die Schauspieler überboten sich. Es waren talentvolle Subjecte unter ihnen, und die Majestäten bezeigten ihre Zufriedenheit. Bei alledem konnte sich das Theater an der Wien nicht halten. Vogel ließ es verlosen, und der Inhaber Graf Palffy gewann es zurück. Das war das Schlimmste, was ihm geschehen konnte.

Zu jenem Drama, um welches mich Kuppelwieser bat, schrieb Franz Schubert die Musik. Wie schon erwähnt, war bereits ein Stück zum bestimmten Benefiz geschrieben. Schubert's herrliche Musik wurde gewürdigt, und mit rauschendem Beifall gekrönt. Doch die Dichtung war einmal nicht an ihrem Platz, denn das Theater an der Wien hatte sein eigenes Publikum, und für dies hatte ich nichts schreiben können, da ich es gar nicht kannte. Ueberdem hatte sich Karl Maria von Weber mit Franz Schubert entzweit. Seine Partei war aufgebracht gegen den jungen Tondichter, der nichts Schlimmeres begangen hatte, als daß er auf seine treuherzige wienerische Weise seine Ansicht über die „Euryanthe" aussprach.

Diese Ansicht würde richtig gewesen sein, wenn nicht damals Weber seinen Stil verändert hätte. Er mußte es auch zum Theil, denn bereits fing die Musik an, eine andere Bahn einzuschlagen. Sie suchte Wirkungen durch schwere Massen hervorzubringen. „Wozu denn die schweren Massen?" sagte Schubert. „Der «Freischütz» war so zart und innig, er bezauberte durch Lieblichkeit, in der «Euryanthe» ist wenig Gemüthliches!" Diese Worte genügten,

alle Weberianer in Harnisch zu bringen. Die meisten blieben weg, und die, welche kamen, schadeten soviel sie konnten durch ihre Anwesenheit. Dies alles focht mich wenig an. Im allgemeinen waren die Wiener so wohlwollend gegen mich, daß ich den geringen Erfolg meines Stückes bald verschmerzte. Die „Rosamunde" war sehr dürftig ausgestattet worden. Madame Vogel als Ara konnte wenig wirken. Das Publikum sieht zwar gern Mütter in den sogenannten besten Jahren, aber sie sollen jung aussehen. Es hört gern Romanzen von Schubert, und hat dies namentlich bei der meinigen allgemein bewiesen; aber sie erfordern eine frische Stimme. Madame Vogel sang sie brav, und die Instrumentalbegleitung mit Blasinstrumenten konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Fulvius hätte nicht glücklicher gewählt sein können, es war Rott. Das Talent der Fräulein Neumann war noch erst im Aufblühen. Die dritte Vorstellung der „Rosamunde" würde dem Stück volle Anerkennung verschafft haben, aber der „böse Krollo" gab es nicht zu, daß sie gegeben wurde.

Ich war so ungeduldig die „Euryanthe" zu hören, daß mich nichts anderes beschäftigte. Der ersehnte 24. October kam bald herbei. Der Saal war voll bis an die Dachfenster, der Beifall unermessen. Weber dirigirte das Orchester. Er wurde in Wien sehr geliebt und verehrt, doch als er Wien verlassen hatte, wurde das allerdings etwas lange dauernde Stück unverständig zerstückelt, wie ich schon weiter oben bemerkt habe.

Auf dem Burgtheater wurde im Lauf des Winters mein kleines Lustspiel „Der Wunderquell" sehr anmuthig aufgeführt. Das Dichten für Musik, mein eigentlichstes Fach, hatte so hinreißenden Reiz für mich, daß ich mich fast ausschließlich damit beschäftigte.

Duport ließ mir zu jeder Vorstellung auf dem Operntheater eine Parterreloge öffnen. Dort brachte ich mit meiner Schreibtafel, wogend in der Fülle der Genüsse, meine Abende zu. Solange die Sontag am Kärnthnerthor beschäftigt war, gingen wir vorzugsweise dorthin. Man konnte nichts Anziehenderes sehen als sie, besonders in schalkhaften Rollen, als Zenline, Susanne und andere dieser Art. Die Wiener wußten gar nicht, welchen Schatz sie besaßen, und ließen sie Abschied nehmen.

Die junge siebzehnjährige Künstlerin, die eine so glänzende Zukunft vor sich hatte, wurde bei der damals dort herrschenden Stimmung beinahe ganz unterdrückt; sie war ja keine Welsche. Madame Fodor, das reichhaltigste Talent, das man kannte, sah bald ein, was in der Sontag aufblühte. Sie hatte keinen Sinn für die Bewunderung und Liebe ihrer holden Mitbewerberin. Es war einmal bei Duport die Rede von einer Aufführung des „Figaro" auf Italienisch. Ich hatte die Susanne von der Sontag gesehen. „O", rief ich aus, „halten Sie diesen glücklichen Gedanken fest; wie wird die Sontag auf Italienisch entzücken!" Ein krauses Gewölk mit zuckenden Blitzen umschattete die Züge der italienischen Primadonna. Duport entging es nicht, er fiel rasch ein: „Ja, wenn Madame Fodor alle Rollen besetzen könnte; wir haben auch keine Gräfin Almaviva, und was die Sontag betrifft —" Mit Bitterkeit unterbrach ihn Madame Fodor: „Diese kleine Deutsche weiß gar nichts!" Duport brach kläglich das Gespräch ab. Aus der italienischen Vorstellung des „Figaro" wurde nichts. Als aber einige Jahre darauf Madame Fodor in Paris war, „die kleine Deutsche, die gar nichts wußte", hinkam, und alles ihr huldigte, da — dies ist Thatsache — schloß sich Madame

Fodor ein, wollte nicht auftreten, und ließ sich krank melden. Ich erfuhr dies mit Vergnügen.

Eines Abends, nicht lange vor ihrem Scheiden, ging ich auf das Theater, um ein paar herzliche Worte mit ihr zu sprechen; da rief das gute Kind aus: „Ach Gott, wir gehen jetzt alle von Wien, und wenn ich draußen kein Engagement finde, so müssen wir alle betteln gehen!" Dies sagte sie mit Thränen in den Augen, mit schmerzdurchzuckten Lippen, süß umglänzt von ihrer siegprangenden Schönheit und Lieblichkeit. Ich tröstete sie kräftig und zärtlich. Sie gab ihr Abschiedsconcert. Zum Glück war es garantirt. Späterhin gingen den Wienern die Augen auf, sie konnten gar nicht begreifen wie sie dieselbe hatten weggehen lassen können. Rahel schrieb, nachdem sie die Fodor gesehen: „Nächstens erfinden die Engländer eine Maschine, die so artig singt!" Es lag Wahrheit in diesem Ausspruch, und dennoch war er ungerecht. Henriette Sontag war keine Milder-Hauptmann, keine Schechner, keine Heinefetter, ihre Kraft war ihre Lieblichkeit. Alles, was sie ahnen ließ und nicht enthüllte, tönte wie aus höhern Sphären. Clara Novello sang wie sie, man konnte sie hörend sich an die Sontag erinnern; doch man dachte nicht an Clara Novello, wenn man die Sontag hörte. Auch die Seidler-Wranitzki erinnerte an sie, die aber dennoch einzig blieb.

Ich fand die Wiener noch immer in Klagen ausbrechend über die verschwundene „gute Zeit", die fort war wie „die Fremde" in Schiller's Dichtung, und gekommen wie sie, man wußte nicht woher. Zu groß war meine Wehmuth bei solchen Worten, als daß ich hätte fragen mögen, was ich doch so gern gewußt hätte. Mir kam die Zeit, die ich in Wien verlebte, noch immer so anmuthig, so geistdurchbebt vor, daß ich nicht begreifen

konnte, was denn die lieben Wiener beklagten. Sie waren so genussfähig und so reich an Genüssen, so frischherzig, so empfänglich, so treu ihren Günstlingen, so stolz auf ihre Notabilitäten, wie es eine gute Mutter auf ein herrliches Kind ist. Man konnte kein erfreulicheres Volk sehen, und von allem, was sie liebenswürdig machte, wurde wehmuthvoll behauptet, daß es noch ganz anders gewesen sei. Möge Wien nur das geblieben sein, was es damals war, so werden noch immer diejenigen beneidenswerth sein, die es bewohnen. Möchte ihnen nur niemals die herrliche Eigenschaft verloren gehen, den Menschen gelten zu lassen was er ist und wie er es ist! Man hörte wol einzelne Klagen über Zwang; nie habe ich aber eine freiere Gesellschaft gesehen, als die in Wien. Die Wiener sind nicht fertig, so wenig wie der Baum fertig ist, der noch Aeste treibt, noch Wurzeln ansetzt und sich noch Jahr für Jahr mit neuen Blüten schmückt, und wie der Fels, in dessen Innern, der Außenwelt verborgen, noch Metall und Edelsteine sich bilden, welche die Zukunft ausbeuten wird.

Ich habe noch beinahe ganz von meinen Freunden in Wien geschwiegen; es fällt mir schwer ihrer zu erwähnen, denn zu groß war ihre Zahl, zu gehaltreich ihr innerer Werth. Nur von wenigen will ich sprechen.

Mein ältester Sohn hatte sich schnell einen dichterischen Kreis geschaffen, in welchem er heimisch wurde; ihn bildete eine Anzahl von ausgezeichneten jungen Leuten, von denen er mir täglich zu erzählen pflegte. Die Bedingung der Aufnahme in diesen Kreis war, ein Sonett Shakspeare's mitzubringen. Wilhelm's Gedicht gefiel allen, und der aufblühende Dichter wurde als Meister behandelt. Wilhelm befreundete sich dort mit Herrn von Bauernfeld, Ernst von Feuchtersleben, Andreas Schuhmacher,

Christian Huber und andern verheißungsvollen Dichtern, deren Knospe sich reich entfaltete. Mehrere von ihnen, z. B. Christian Huber, Andreas Schuhmacher, waren nicht allein Dichter, sondern auch vortreffliche Linguisten. Auch Moritz von Schwind, der geniale Künstler, gesiel sich sehr in ihrem Kreise. Erfreulich sind die Werke von jugendlicher Hand; es ist als strömte Jugend für den Beschauer aus ihnen hervor, und die Wonne des Schaffens geht auch auf sein Gemüth über. Moritz von Schwind arbeitete jenen Sommer an seiner köstlichen Zeichnung „Die Hochzeit des Figaro". Welche Kraft, welche Gedankenfülle, welch überschwenglicher Humor, welche Heiterkeit! Wer mag das köstliche Kunstwerk besitzen? Nur in den besten Werken der florentinischen Schule habe ich eine so innige Verschmelzung der Romantik mit dem Geist der Antike gefunden. Eine sehr liebe Bekanntschaft war uns die des originellen Malers Ruß. Die Gegenstände seiner zahlreichen Gemälde sind alle von glücklicher sinnreicher Wahl und umfassender historischer Kenntniß. Ruß malte ungefähr so wie Fouqué schrieb. Was ich hier meine, kann nur der verstehen, der die Werke des einen las, die des andern sah. Ueberströmende Fülle schöpferischer Kraft ohne Wahrheit, ein Typus für die Züge, Physiognomien und Gestalten, wie auch nicht minder für das Colorit, ein Streben nach Charakteristik, welches mitunter gelungen ist, lebendige Gruppirung, das Ganze erfreulich durch die Intention, abstoßend durch Mangel an Einklang und Vollendung — das sind die Eigenschaften, durch die sich beide verwandt zeigten.

Es sind mir von seinen Bildern wenig im Gedächtniß geblieben; von diesen nenne ich Kaiser Maximilian, der durch die Gasse geht, mitleidig auf die Negerinnen blickend,

die geſtäupt werden, weil ſie ſein Schickſal beklagen, und ein anderes, den unſchuldig angeklagten Edelmann Metter darſtellend. Der Kaiſer ruft aus: „Das that der Metter nich!“ Und von der Stunde an nannte man den unſchuldig Gekränkten „Metternich“. Der Beſchauer dieſer Bilder freut ſich des lebendigen Geiſtes und der Phantaſie, die darin vorherrſchen. Es bedarf nur wenig Arbeit mit dem Auge, um ſie zu verſtehen und vollenden zu helfen; die Gruppirung iſt klar, oft gelungen.

Ruß ſtarb jung. Er hatte ſich immer ſehr warm des Unterrichts ſeiner Kinder angenommen. Es wurde ſogar behauptet, er bediene ſich nicht der ſanfteſten Mittel, um ihnen Geſchmack für die Kunſt einzuprägen. Sein wackerer Sohn Leander und ſeine liebenswürdige Tochter Clementine waren noch ſehr jung, als ich Wien verließ, und beſaßen vielverheißende Talente, Schönheitsſinn, Geſchmack und Zartheit. Vor meiner Abreiſe wurde Ruß ein kleiner Sohn geboren. Er führte alle Beſucher an das Lager des Knaben, und rief allen frohlockend entgegen: „Sehen Sie, da liegt mein chriſtlicher Bildhauer!“ Doch der Knabe ſtarb in den erſten Wochen ſeines Daſeins. Ruß war äußerſt beleſen, und ſehr angenehm im Umgang. Erzherzog Johann bezeigte ihm viel Achtung und Zuneigung, und bat ihn ſich mehr als einmal zur Begleitung auf ſeinen weiten Wanderungen durch die Gebirge aus. Ruß war ſtolz auf dieſe Auszeichnung, und mit Recht.

Der Erzherzog führte ein Leben, zu welchem er kein Muſterbild genommen hatte, wiewol es ſo vortrefflich war, daß zu wünſchen wäre, daß es ſich die Söhne des Thrones zum Muſter nehmen. Er vereinigte ſchon in früher Jugend mit wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und geläutertem Geſchmack für Poeſie, Literatur und Kunſt

alle Tugenden des Privatstandes. Er hatte sich vom Kaiser erbeten, statt eines theuern Hofhaltes, den Aufwand für einen solchen ersparen zu dürfen und für die Armen zu verwenden. Der Kaiser glaubte durch ein solches Verfahren alle diejenigen zu beeinträchtigen, die ein angeborenes Recht auf Hofstellen hatten, darum schlug er die Bitte ab. Erzherzog Johann beschied sich nach seinem Bedürfniß und Willen zu leben, ohne seinen Bruder, den er innig liebte, zu kränken.

Er wollte keine Prinzessin heirathen. Ein liebliches junges Mädchen aus dem Privatstande wurde die Seinige. Die ganze kaiserliche Familie bezeigte ihr Achtung und Liebe, mit solcher Zartheit und Herzlichkeit, als wäre sie in ihrer Mitte geboren. Diese Verbindung war eine der glücklichsten, die man jemals sah. Nanette Plochel, die Tochter des wackern Postmeister von Aussee, erfüllte ihren neuen Beruf als Gattin des Erzherzogs mit allem Eifer und aller Umsicht, die eine Throngeborene nur hätte anwenden können. Die Geschichte dieser Vermählung ist so oft in die Welt entstellt gekommen, daß ich es mir zur süßen Pflicht mache, sie wahrheitgetreu zu berichten.

Der Erzherzog war oft im Gebirge. Sein Weg führte ihn durch Aussee. Er pflegte beim Postmeister abzusteigen, und unterhielt sich gern mit dem jüngsten Töchterchen, dessen Lebhaftigkeit und Geist ihn so ergötzten, wie sich ein zärtlicher Bruder eines angenehmen Schwesterchens erfreut. Er fragte sie oft scherzweise: „Nanette, willst du mit mir kommen, wenn du groß bist?“ Das Kind umschlang ihn mit beiden Aermchen, drückte ihn an sich, verbarg sein kleines Gesicht an seinen Hals, und hob seine thränenschweren Augenlider zu ihm hinauf. Sein Herz war tief gerührt, er schwelgte in

seinem Glücke, der Krone seines schönen Lebens. Es war für ihn ein Heiligthum, unberührt von Wünschen und Gedanken, die es hätten entweihen können.

Als Nanette ihr sechzehntes Jahr erreichte, trat eines Morgens der Erzherzog sichtlich bewegt in die alterthümlichen Hallen der Post ein, zog Nanette an sein Herz und betrachtete sie mit strahlenden Blicken voll Innigkeit und Rührung. Ihr Vater und ihre Geschwister erstaunten, und wagten nicht, seinem so veränderten Bezeigen eine Deutung unterzulegen; nur Nanette verstand es, denn sie weinte laut. Der Erzherzog rief dem Vater zu, auf einen großen Bogen verschiedene Namen aufzuschreiben. Der Postmeister gehorchte. Der Erzherzog bat ihn, durch expresse Boten alle die Personen, die auf der Liste standen, zu seiner Vermählungsfeier mit Nanette Plochel einzuladen. Heftiger weinte Nanette, inniger umschlang sie den Geliebten, dessen Hand sie nie gehofft zu besitzen, und über dessen Empfindungen für sie erst der jetzige Augenblick ihr Klarheit gab.

Ihr Vater aber erblasste und bebte heftig. Er stürzte zu den Füßen des Erzherzog Johann nieder, und flehte ihn bei allem was heilig an, ihn nicht unglücklich zu machen und den Frieden seines Lebensabends nicht zu stören! Der Erzherzog lächelte sanft, und bat den Alten sich zu beruhigen, und ihm zu vertrauen. „Er kenne ganz den Werth des Geschenks, das er von ihm erbitte, und wolle sein Kind glücklich machen", fügte er hinzu. Nanette hatte keine Worte; sie weinte nur über Johann's Hand, die sie mit Küssen bedeckte. Ihr Vater konnte ihren stummen Bitten und glühenden Thränen nicht widerstehen, er wagte zu äußern, daß dieser Entschluß des Prinzen ihm vielleicht seine Freiheit oder gar sein Leben kosten würde, allein er gäbe nach, um nicht Nanettens Herz zu brechen. So

wurden denn die Anſtalten zur Vermählung getroffen, die ganz in Stille vor ſich ging. Die Stimmung der Neuvermählten und ihrer Familien war ernſt und feierlich, aber beſeligt.

Es geſchah hier was ſo ſelten der Fall iſt, ein Bündniß an des Thrones Stufen aus innerer Nothwendigkeit geſchloſſen. Es verletzte keine Pflicht, kein Verhältniß. Zwei freigeborene Menſchen ſchloſſen aus freiem Antrieb und wahrer geprüfter Zuneigung den Bund für die Ewigkeit, der ihr Leben heiligen und beſeligen ſollte.

Als ich nach Auſſee kam, um das Stift Admont zu beſuchen, eilte ich zu Poſtmeiſter Plochel, um ihm den Zweck meiner Reiſe zu erklären. Ich bat ihn und ſeine Familie, die junge Gemahlin des Erzherzogs davon in Kenntniß zu ſetzen. Ich fand ſie hierzu ganz geneigt, und werde ſpäterhin auf dieſen Zeitpunkt zurückkommen. Für jetzt muß ich noch bei meinen Erinnerungen aus Wien verweilen.

Unſer geſellſchaftlicher Kreis war dicht geſchloſſen; er wirkte zwar nur oberflächlich, aber doch erfreulich auf uns. Wilhelm ſtudirte Geſchichte und Philologie, Max ſeine Kunſt in Abbildungen nach der Natur; Max aber war durch zu verſchiedene Schulen gegangen, um ſich einen eigenthümlichen feſten Stil zu bilden, er verließ ſich zu ſehr auf ſeine angeborene Fähigkeit zur Charakteriſtik, und that doch auch wiederum zu wenig, um auf dem Naturwege zum Ziel zu gelangen. Dies Schwanken wurde ihm ſchädlich. Ihm fehlte der Muth, friſch um ſich her zu greifen und das Errungene feſt zu halten. Seine erſten Studien machte er in Dresden, unter Profeſſor Hartmann's weiſer und meiſterhafter Leitung. Wir mußten nach Wien, wo er die Akademie fleißig beſuchte, und Wahrheit errang, aber nicht Methode. Der in Dresden ſo zart

und künftig errungene Schönheitssinn ging, wenn nicht verloren, dennoch zu sehr in treuherzige Wirklichkeit über, die zu nichts führen konnte. Unsere Reise nach dem Salzkammergut riß den Jüngling aus allen Studien heraus, und übergab ihn ganz allein der Natur. Dieser Weg war für ihn der rechte, doch er verließ ihn, als er nach Frankreich ging, wo ihn sein Vater zum Maler Hersent brachte, dem wackersten Techniker, den er nur hätte ausfindig machen können. Ein unwiderstehlicher Hang trieb ihn auf den frühern Weg der heitern Anmuth und Innigkeit zurück, den er unter Hartmann und Wach eingeschlagen. Er copirte die berühmte „Brautschau" von Greuze, und in bewunderungswürdiger Weise. Er hatte dem eigenthümlichen Meister seine zartesten und tiefsten Geheimnisse abgelauscht. Die Juliusrevolution hinderte ihn, dies Bild zu vollenden, welches mir leider in meinen alten Tagen gestohlen wurde, als ein schlauer und frecher Dieb, der unter dem erborgten Namen J. Moore in irgendeinem Weltwinkel lebt, Mittel gefunden hatte, mich wahrscheinlich durch Chloroform einzuschläfern und mit Hülfe meiner damaligen Umgebung auszurauben. Meine schönsten und liebsten Bücher in Prachtbänden, meines Max früheste und letzte Werke, seine Skizzen, die Bildnisse unserer liebsten Freunde und Freundinnen wurden mir entwendet, und doch hatte ich diesem Menschen nur Gutes erzeigt. Noch kann ich nicht an diesen Raub denken, ohne den heftigsten Schmerz zu empfinden, und nur schwer fasse ich den Trost, daß es Gott war, der ihn zuließ, in unerforschlicher, aber gewiß heilsamer Absicht.

Der Mangel an Landluft wirkte sehr empfindlich auf uns alle; ich glaubte diesen Uebelstand durch eine Wohnung in der Heugasse beseitigen zu können. Nur drei oder vier Häuser von der Familie Schnorr von Karolsfeld entfernt,

dem fürstl. Schwarzenberg'schen Garten gegenüberliegend, frische Luft vom Linienwall empfangend; in nächster Nähe des herrlichen Schlosses Belvedere, schien uns diese Wohnung alle wünschenswerthen Vorzüge zu vereinen, und that es auch an den Tagen, wo kein Zucker in der nahegelegenen Zuckerfabrik gebrannt wurde. Wir waren jetzt in demselben Fall wie in Dresden, wo auch ein solches Etablissement uns aus unserer Wohnung vertrieben hatte, und litten unbeschreiblich durch die Ausdünstungen des Ochsenblutes, die jeden Athemzug vergifteten. Schnorrs litten nicht dadurch, denn die Gassen machten einen Bogen, der die gräßlichsten Dünste nach einer andern Seite hinführte. Einen Theil des Frühlings brachten meine Söhne im Schloß Niederwallsee bei unserm unvergleichlichen Freunde Graf Konstantin Wickenburg zu. Auch mein Max hatte einen Krankheitsstoff aus unserer Wohnung mitgenommen, der ihn dem Grabe nahe brachte, ohne daß ich es wußte; auch wurden die Arbeiten in der Fabrik erst im hohen Sommer lebhaft betrieben. Es war der glühende Sommer 1826, der uns in dieser unheilvollen Wohnung fand. Dr. Jeitteles, ein junger Mann, dessen Gemüth, Geist und Kenntnisse im schönsten Einklang standen, und sein Freund, Dr. Grohmann, bestanden darauf, daß wir auf das Land müßten. Grohmann verschrieb eine Fußreise über Baden und Heiligenkreuz, nach Marienzell in das Salzkammergut, um dort die Soolbäder zu gebrauchen und in der unvergleichlichen Luft der Gebirgswaldungen zu genesen. Wir hatten mehrere vortreffliche Aerzte gehabt, die uns die höchste Achtung für ihre Wissenschaft eingeflößt hatten. Welche Wunder hatte unser Freund Koreff an uns gethan! Hufeland, Osann, Hofrath Althof in Dresden, Hofrath Czihak, dessen be-

scheidenes Andenken nicht neben dem jener großen Männer glänzt, aber dennoch immer blühen wird, waren uns unaussprechlich theuer, unser Glaube an sie war unerschütterlich.

Was Dr. Grohmann betrifft, so hatte dieser lange in Aegypten bei Mehemed Ali verweilt, und sich dort sehr wohl befunden. Mit der höchsten Achtung nur gedachte er seines ehemaligen Gebieters und der Türkei, aus welcher ihn ein unüberwindliches Heimweh nach Wien zurückgetrieben. Die Fußreise, die er verordnete, war uns allen sehr heilsam; allein mit dem Soolbad war er auf einem Irrwege — es schadete uns allen. Dr. Klinstein, der verdienstvolle Badearzt von Gmunden, machte uns auf die Gefahren desselben aufmerksam, und wir folgten ihm. Von der Wassercur war damals noch keine Rede; doch auch bei dieser bedarf es der höchsten Vorsicht.

Die eigentlichste Cur für alle Geschaffenen ist — ein tugendhaftes Leben, ein strenges Abwenden von allen Lastern der sogenannten Civilisation. „Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein!" Der große Hufeland hat hierüber vieles angedeutet. Es ist zwar die bequemste, und wenn man will die angenehmste Art, sich in leidlichem Zustand zu erhalten, selten zu erkranken, und durch die Behandlung eines geschickten Arztes wenigstens scheinbar zu genesen; allein oft brütet die in den Körper zurückgetriebene Krankheit Verderben. Strenge Tugend ist der einzige rechte Arzt; sie ist nicht so leicht wie Arzneinehmen, aber weder so gefährlich wie dieses, noch wie eine unvorsichtig gebrauchte Wassercur. Der berühmte französische Arzt Tissot kam Hufeland nahe. Die Herren Aerzte sollten seine Werke studiren; denn die Neuheit der eingeschlagenen Wege kann den Nutzen der geprüften Erfahrung nicht ersetzen, die noch immer ihren Werth behält, wenngleich die

Lebensweise der jetzigen Welt gegen die Anwendung früherer einfacherer Mittel streitet, und vor allem das oben vorgeschlagene verwirft. O es wird anders werden! Es wird eine Zeit kommen, welche die Menschheit in das Geleis der Vernunft und Ordnung wieder zurückführen wird, aber nicht aus freiem Willen, sondern durch heilsame Nothwendigkeit; denn bereits schlürft die Menschheit an den Hefen des Taumelbechers.

Wie ahnungslos betritt der kurzsichtige Mensch seine verhängnißvollsten Lebensbahnen: was ihm Mittel scheint, ist Zweck; er aber weiß es nicht. Mancher müht sich redlich ab, und wenn er am Ziel seiner Kräfte ist, wird er es gewahr, daß er nur einen Maulwurfshaufen aufgeworfen hat!

Unbewußt stand ich im Salzkammergut an dem entscheidendsten Wendepunkt meines irdischen Daseins. Ich zweifle, daß ich Kraft finden werde, das Ueberschwengliche zu schildern, was in mein Leben und Handeln eintrat. Viel Täuschung waltete dabei ob; aber Wahrheit war mein redlicher Wille, den verwüstenden Krebsschaden zu heilen, der an einem guten bravgesinnten Volke nagte und seine schönste Kraft verzehrte.

Manches ist mir von meinem schweren und frommen Werk gelungen. Ich habe mehr geopfert, als meine Ruhe und Gesundheit. Die Lockung war zu groß; ich vertraute zu kühn auf meine eigene Kraft. Mit Recht sagte einmal Erzherzog Johann: „Wenn das Gute zu üben leicht würde, so hätten wir den Himmel auf Erden!“ Auch er fühlte sich aus innerer Nothwendigkeit gedrungen, mit weiser und zarter Hand an die Aufgabe der Zeit zu gehen. Auch er stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Sein Bruder, der Kaiser Franz, war gut und wohlmeinend; er wollte das Gute, das Rechte.

Sein guter Engel, die Kaiſerin, kämpfte mit Beſonnenheit und Kraft gegen die Einflüſſe, die des Kaiſers edeln Willen lähmten und den Standpunkt ſeiner Anſichten verſchoben. Er pflegte von ihr zu ſagen: „Ich habe drei Kaiſerinnen gehabt, jetzt habe ich ein Weib!“ Sie äußerte zuweilen: „Ich bin im Staate nichts als des Kaiſers Weib!“ Ich hörte das nicht gern. Die Anſicht war beſcheiden und rein weiblich, aber bei dem Geiſt, den ſie beſaß, wäre es erſprießlicher für den Staat geweſen, wenn die Kaiſerin ſich erinnert hätte, daß ſie berufen war, dem Kaiſer mehr zu ſein als ein Weib. Eine gewiſſe nothwendige Reform im ganzen Hausweſen der kaiſerlichen Burg war ihr gelungen, und hatte der edeln Frau große Mühe gekoſtet. Der Gegenſtand war dringlich, es mußte Ordnung gemacht werden. Die Gebräuche und Misbräuche einer frühern Zeit konnten nicht mehr beſtehen, wäre es auch nur der Ordnung wegen geweſen. Man hatte ehemals den Glanz und die Würde eines kaiſerlichen Hofes in der Vergeudung geſucht. Nicht ohne Gefahr konnte man dieſe fortſetzen. Die Kaiſerin wollte dem Volke zuwenden, was die feiſte betreßte Camarilla verſchlang. Dies war kein leichtes Werk, und ich weiß nicht genau, ob es in ſeinem ganzen Umfang gelungen iſt. Ich könnte hier einige Beiſpiele anführen, um einen Begriff von dem zu geben, was vorgenommen werden mußte und zum Theil auch wurde. Z. B. ein wackerer Mann, der nützlicher verwendet werden konnte, genoß in vollkommenſter Ruhe einen anſehnlichen Gehalt als Kammerherrenanſager. Seine Functionen beſtanden darin, daß er, wenn ein neuer Kammerherr an den Hof kam, in der Stunde ſeines Empfangs die Flügelthüren öffnete und den neuen Ankömmling meldete, worauf er ſich alsbald beſcheiden zurückzog.

Von mehreren ähnlichen Ausgaben werde ich nur einige nennen, die wahrscheinlich abgeschafft wurden. Ein Mitglied des Burgtheaters wurde mit einer Sinecure ähnlicher Art begnadigt. Er bezog 500 Kaisergulden jährlich, und hieß kaiserl. königl. Ofenheizer. Einen andern Herrn wird man im Hofkalender unter der Bezeichnung: „kaiserlich königlicher Hofschwanzrührer" mit einem ansehnlichen Gehalt bezeichnet finden. Seine Function war eine Oberaufsicht bei den Feuerröhren der Oefen und Kamine. Ich glaube nicht, daß er sie oft untersucht hat. Centnerweise und sackweise wurden Zucker und Kaffee an die Domestiken vertheilt, ebenso Lebensmittel und Speisen. Dies und ähnliches wurde gestrichen. Das kaiserliche Hofgesinde empfing nun Kostgeld. Ich glaube mich zu erinnern, daß ähnliche Misbräuche, die stark in die Kasse griffen, nun auch an den königlich sächsischen und bairischen Höfen abgeschafft wurden.

In ihrer gewöhnlichen Kleidung beobachtete die Kaiserin große Einfachheit. Sie that viel für die Armen in allen Provinzen des Reichs, und suchte immer ihre Wohlthaten auf eine Art einzurichten, daß sie im allgemeinen ersprießlich wurden. Wollene Decken, welche sie verfertigen ließ, wurden an Arme vertheilt, die kein Bett hatten. Die Leinwand, die in Salzkammergut gesponnen und gewebt wurde, war zum Verkauf bestimmt. Das daraus gewonnene Geld wurde zum Ankauf frischen Flachses und zu neuem Arbeitslohn verwendet u. s. w. Die Kaiserin hatte auch eine Erziehungsanstalt für junge Domestiken errichtet. Den ersten Impuls hatte ein schweizer Canton dazu gegeben, ich weiß nicht welcher. Zwei würdige Fräulein in Strasburg hatten nach diesem Muster eine ähnliche Anstalt errichtet, welche ich 1836 in voller Blüte fand. Es sollte keiner Stadt an ähn-

lichen Anstalten fehlen, deren Nutzen und Segen unermeßlich ist. Arme Mädchen werden darin von zartester Kindheit aufgenommen, zur Arbeit angeleitet und zur Ordnung, zum Fleiß, zur Religion, zur Reinlichkeit und zu gesittetem Betragen angehalten. Die Arbeiten, welche sie verfertigen, werden zum Theil zum Besten der Anstalt verkauft, zum Theil für die Mädchen selbst verwendet oder zu einer Aussteuer für dieselben aufgehoben, die ihnen mitgegeben wird, wenn sie die Anstalt verlassen. Eine Menge Familien sind aufgemerkt, und werden nach der Reihe versorgt, sobald ein solches Kind 18 Jahre erreicht. Man erzieht sie nicht für den Küchendienst. Es ist erfreulich, diese jungen Mädchen alle so gesund und heiter zu sehen. Ich dachte jedoch mit tiefer Wehmuth daran, wie selten es ist, so glückliche Kinder im Schos der Familien anzutreffen, und welchen traurigen Einfluß die meisten Familienverhältnisse, die Zwistigkeiten der Aeltern, der tägliche Kampf mit der bittersten Noth und alles übrige Weh, das mit der höchsten Dürftigkeit verbunden ist, auf die unschuldigen Kinder ausüben. Schon oft habe ich darüber nachgedacht, daß Menschenfreunde für allgemeine Erziehung der Kinder aus der Volksklasse sammeln und sorgen sollten, damit der arme Mensch doch wenigstens eine glückliche Kindheit hätte, und die Grundlage zur Sittlichkeit und Rechtschaffenheit in das Leben hinübernähme. Für viele Waisenkinder sorgt der Staat; doch das Kind, welches im Elend geboren, zugleich bei lasterhaften Familienmitgliedern lebt, ist schlimmer daran, als ein älternloses Kind. Es gibt soviel bemittelte Menschen, die sicherlich von ihrem Ueberfluß keinen bessern Gebrauch machen könnten, als den, ihn für die Erziehung solcher armen Kinder

zu verwenden. Es gibt sovtel einzelnstehende Frauen und Mädchen —: welche gottgefälligere Anwendung ihrer Zeit könnten sie ersinnen, als einige Stunden des Tages der Aufsicht oder dem Unterricht solcher Kinder zu widmen? Soll man nicht Keime pflegen, ehe die Pflanze emporsproßt? Und wenn auch die vortrefflichsten Bestrebungen durch die Gewalt der Umstände lange Zeit vereinzelt bleiben müssen: darf man nicht erwarten, daß sich das Einzelne nach und nach zum Ganzen gestaltet? Beklage sich doch keine, die einzeln auf der Welt steht; sie suche nur eine Familie, sie wird bald eine finden. Sie unterstütze eine arme Familienmutter, sie unterrichte und bilde ein verwahrlostes Kind, so wird ihr dabei zu Muthe sein, als wäre es ihr eigen.

Die Kaiserin Witwe von Oesterreich hat beim Lichte des Schmerzes den Weg zum wahren Glücke gefunden. Ihre erste Vermählung war nur eine Verlobung unter diesem Namen. Die Scheinehe, die aus politischen Rücksichten geschlossen worden, wurde getrennt. Kaiser Franz von Oesterreich fühlte sich glücklich in Charlotten Augustens Besitz, und sie suchte und fand Trost für die Leiden der umstürmten Jugend in den frommen Mühen um das Glück ihres Gemahls, um die Linderung der öffentlichen Leiden; denn wer so glücklich war ihr nahe zu stehen, hielt es auch für Pflicht, sie vom wahren Zustand der Dinge in Kenntniß zu setzen. Auch ich that es treulich und herzhaft, ich gab mich in der Nähe einer so hohen Frau voll Geist und Empfindung, voll Poesie und Anmuth, willig dem Zauber hin, der von ihrem Wesen ausströmte, der strengen Pflicht, die Stunden, die ich bei ihr zubrachte, einzig und allein den Leidenden zu widmen, welchen sie helfen konnte. Sie verstand mich, und vielleicht wurde ich ihr dadurch lieber.

Sie fühlte, daß weder Absicht noch Zufall mich in ihre Nähe geführt, sondern göttliche Fügung.

So schwer es mir bei meinen jetzigen Leiden wird, meine Gefühle in Worte zu fassen, so muß ich dennoch in diesem Werke, meinem letzten Vermächtniß an die Welt, zu schildern versuchen, was mich damals beseligte, erhob und entzückte.

Es war im Sommer 1826, wo die furchtbare Hitze und die Ausdünstungen der Zuckerfabrik, verbunden mit dem unbeschreiblichen Fleiß meines Sohnes, der über seine Kraft hinausging, diesem eine schwere Krankheit zugezogen. Dr. Grohmann verordnete Blutegel, späterhin, wie schon erwähnt, eine Fußreise bis nach Gmunden und eine Soolcur. Ich habe schon bemerkt, daß ihm diese nicht zuträglich sein konnte. Wir rüsteten uns zu der vorhabenden Reise, und machten theils zu Wagen, theils zu Fuß den vorgeschriebenen Weg.

In Kloster Heiligenkreuz sahen wir die Bildschnitzen der frühern Geistlichen; sie sind fleißig gearbeitet, aber ohne allen Geist. Uns fiel eine derselben auf, auf welcher ein Mönch ein Kelchglas in der Hand hält, in welchem eine Spinne schwimmt. Unser Führer erklärte uns, daß vor etwa vierhundert Jahren beim heiligen Abendmahl eine gewaltige Kreuzspinne von der Decke herunter in den Kelch gefallen sei. Der Geistliche hatte das Glas bebend von der Lippe wieder zurückgezogen. Er widerstand dem Befehl, die Spinne zu verschlucken, weil sie schon an geweihten und gesegneten Wein geschwommen hatte. Der Kelch wurde zurückgestellt, verdeckt und eingeschlossen, sonst hätte sich die Spinne vielleicht herausgearbeitet. Ein expresser Bote mußte nun diesen Vorfall nach Rom berichten. Die Antwort kam in circa zwölf Tagen an, mit dem Bescheid, „der Geistliche müsse den Inhalt des

Kelches verſchlucken". Er bereitete ſich nun zum Tode, und ſank, nachdem er getrunken, entſeelt auf den Boden. Ich habe dieſe ſchaudervolle Ermordungsgeſchichte nie vergeſſen können. Mein älteſter Sohn nahm daraus den Stoff zu einer Romanze.

Unſere Fußreiſe ging ſo glücklich von ſtatten, daß wir uns nach jeder Stunde Weges friſcher und ſtärker fühlten. Wir gelangten nach Eiſenerz, und trafen hier einige elſaſſer Mineralogen und eine Familie aus Wien, die wir dort ſchon in Geſellſchaft gefunden hatten und mit der wir unſere Bekanntſchaft erneuerten. Und da eben das Bergfeſt einfiel, welches alle Bergleute von Vordernberg und Eiſenerz jährlich zum Dank für den Segen des Berges feiern, beſchloſſen wir, es in Geſellſchaft mitzubegehen. Erzherzog Johann, ſagte man, würde den Zug eröffnen. Mich hatte die ſchöne Gebirgsreiſe, der erquickende Waldweg auf den Höhen, der Anblick des entzückenden Landes, der Gedanke an das Feſt, die Hoffnung, den hochverehrten Fürſten, von dem ich ſchon ſoviel Gutes wußte, nun von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, wunderbar begeiſtert. Ich dichtete die ganze Nacht. Joſeph Deſſauer, der vortreffliche Tondichter, hat dieſe Wanderlieder ſehr ſchön in Muſik geſetzt und herausgegeben. Noch in derſelben Nacht ſchrieb ich die Lieder für den Erzherzog Johann ab, um ſie ihm zu überreichen.

Frühmorgens machte ſich die ganze Geſellſchaft auf den Weg zu der Gebirgshöhe, wo der Altar für die Meſſe aus Laub und Blumen errichtet ſtand. Die ganze Bevölkerung des Thals war oben. Luſtige Feuer flackerten auf der ganzen Fläche der Gebirgshöhe. Die Familien, die herbeigeſtrömt waren, bereiteten ihre Morgenſuppe; auch wir bekamen unſern Kaffee von den Dienſtboten unſers Gaſt-

hofes, die uns mit allem Nothwendigen nachgefolgt waren. Bald verkündeten Musik und Gesang die Ankunft der Bergleute.

Erzherzog Johann ging dem Zuge voraus, in Bergmannstracht. Wehmuthsvoller Ernst leuchtete aus seinen edeln Gesichtszügen. Die Bergleute sahen bleich und abgezehrt aus. Jetzt, wo ich die Dinge der Welt ohne Prisma sehe, erinnere ich mich dieses Umstandes; an jenem Tage fiel er mir blos auf, aber ich glaubte, der Aufenthalt unter der Erde sei schuld daran, daß man an diesen Arbeitern beinahe nur Haut und Knochen sah. Das ist nun das Los der Arbeitsbienen! Der Honig kommt in die Waben, die sie selbst gebaut, und erquickt die Müßigen, indeß die Arbeitsbienen verschmachten müssen.

Während des Gottesdienstes, beim herrlichsten Sonnenschein, wob sich ein Regenbogen, wie ein Kranz, dicht um die Sonne her. Viele Tausende sahen dies bedeutungsvolle Zeichen. Als sich der Zug wieder vom Berg herabbewegte, nahte ich mich dem Erzherzog, und überreichte ihm die Rolle meiner Lieder. Sagen konnte ich nichts, ich war zu bewegt. Er nahm sie schweigend, mit freundlicher Geberde, und der Zug ging weiter. Wir ließen uns an den Kaisertisch führen, wo ein erquickendes Mittagsmahl bereitstand. Dann traten wir die Bergfahrt nach der großen Tropfsteinhöhle an, welche unsere Mineralogen aus dem Elsaß untersuchen wollten. Uns entzückte die Pracht und die Mannichfaltigkeit der Bildungen. Das Lied, welches ich den Bergleuten widmete, möge hier eine Stelle finden.

Der Bergmann kennt den Frühling nicht,
Ihm leuchtet nicht der Sonne Licht,
Ihm weh'n nicht Blumendüfte.

Der Eisenblüte weißer Flor
Rankt ihm aus Tiefen sich empor,
Im perlenden Geklüfte.

Und was in stiller Tiefe blüht,
Erfreut wol auch ein fromm Gemüth
Und wird zur Frucht ihm reifen.
Drum, Mensch, willst du in Kraft gedeihn,
Mußt du dein eigner Bergmann sein,
In deines Herzens Teufen.

Du kennst den ewigen Magnet,
Um den das All im Schwung sich dreht,
An dem sich Sonnen zünden.
O laß ihn aus den Augen nicht,
Die Blüten fördert er zum Licht
In deines Herzens Gründen!

Was lieblich auf der Fläche prangt,
Verglüht, veraltet und erbangt,
Vergebens wirst du's pflegen!
Drum bring' in deines Herzens Schacht,
Und ringe muthig ab der Nacht
Der innern Blüte Segen.

Es war, glaube ich, auf Eisenerz-Höhe, wo ein liebliches Marienbild unsere Blicke anzog; darunter standen vier schlichte Zeilen, die mich innig rührten:

Herzliebes Kind, wo willt du hin?
Weißt nicht, daß ich dein' Mutter bin?
Weil ich dich lieb' herzinniglich,
So komm herbei und grüße mich!

Sollte dieser Nachtigallenlaut der Liebe nicht in irgendein Herz gedrungen sein wie ein Mutterblick,

nicht Einen Schwankenden auf den rechten Weg zurückgebracht haben? Gewiß; denn nichts iſt Zufall in der Welt!

Nach beſchwerlicher Wanderung gelangten wir die Höhe herab nach Auſſee, und von da über die Pötſchen und Iſchl nach Gmunden. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen; wir fühlten uns ſo geſtärkt und erquickt, daß wir wünſchten, die Wanderung möchte nun erſt beginnen. Die ſchwarzäugigen Mädchen, mit ihren italieniſchen Geſichtsbildungen und mit großen weißen Filzhüten, kamen uns ſcharenweis entgegen, um nach der Kirche zu gehen. Sie waren alle in ſchwarzen Perkal gekleidet. Ihre Geſtalt und der Ausdruck ihrer Phyſiognomie zeigte keine Spur von der herrſchenden Noth, von welcher wir ſpäter erfuhren. Die frühe Jugend hat unbegreifliche Hülfsmittel dagegen. Man ſieht roſenwangige Mädchen, pausbäckige Kinder, wenn auch das Brot im Hauſe fehlt. Wenn aber erſt die reifern Jahre kommen, ſo ſtehen Gerippe vor uns. Dies frühe und vollſtändige Abblühen iſt nicht minder räthſelhaft als das erſte Frühlingsprangen der Kindheit und Jugend bei dieſer elenden Lebensweiſe.

Es war Zeit, daß wir nach Gmunden gelangten, denn unſer Reiſegeld ging zur Neige. Wir ſtiegen im Goldenen Schiff bei Bauernfeind ab. Dieſer Name ſtammt noch von den Zeiten des Bauernkriegs her, der in dieſen Gegenden ſeine volle Wuth verübt hatte. Die den Bauern anhänglichen Familien wurden Bauernfreund genannt. Noch zeigt man auf einem großen Grasplatz am Rande des Waldes die Stelle, wo die Gefallenen eingeſcharrt wurden. Der Kampf mit dieſen Scharen glich einem Vertilgungskrieg.

Ich habe in den Gegenden, die ich in der Schweiz beſucht, ehe meine Sehkraft erloſch, nichts angetroffen,

was so reizend wäre wie das Salzkammergut, und so prachtvoll wie der Trauensee, den nur noch der Gardasee übertreffen soll. Was ich von der Schweiz kenne, ist gewaltig, großartig; doch die Anmuth fehlt, mit der jede Stelle im obern Kammergut und Steiermark geschmückt ist, selbst da, wo die Schauer der Natur düstere Wehmuth verbreiten. Das gute treuherzige Volk entspricht dem Charakter der Gegend, es ist einem wohl in der Mitte dieser Gebirgsbewohner.

Mein jüngster Sohn fand es hier so lieblich und traulich wohnen, daß er mir mit seiner hinreißenden Weise der Ueberredung den Entschluß einflößte, den Winter hier zuzubringen. Frau Bauernfeind, eine verständige Gastwirthin, bei der es uns behaglich war, äußerte Bedenklichkeiten über diesen Entschluß. Sie stellte uns vor, daß hier die Fröste scharf und anhaltend wären, dicke Nebel die Gegend einhüllten und der Frühling sehr spät erschiene. Doch es grünte und praugte noch alles so freudig um uns her!

Wir hatten eine wahrhaft göttliche Wohnung. Wir blieben, und gingen unbewußt der verhängnißvollsten Zukunft entgegen. Ich arbeitete damals an einem Roman aus Ludwig's XIV. Zeit, und entwarf eifrige Vorstudien zu diesem Werke, welches ich „Hofgunst und Dichterglück" benannte. Es liegt noch unvollendet unter meinen Papieren. Mein Max hatte ein schönes Gemälde entworfen, was ihn eifrig beschäftigte, Wilhelm eine dramatische Dichtung. Wir schlossen uns ein, um den ganzen Morgen ungestört zu bleiben. Unser Umgang beschränkte sich auf einige Beamtenfamilien, und auf die damaligen Besitzer des Schlosses Ebenzweir, welches späterhin Erzherzog Maximilian von Este gekauft hat. Es liegt unbeschreiblich schön. Der breiteste Spiegel des

Traunsees und die ganze Majestät des Traunsteins, dessen Wald und Gebirgsherrlichkeit den Blick einladen, leuchten vor seinem Ufer. Mit Büchern versorgte ich mich in der Bibliothek eines hochgeschätzten Salinenbeamten, des Herrn Hörner von Roitberg, dessen ganze Zuneigung und gute Meinung ich der Frage verdankte: „ob er Incunabeln besäße?“ Er glaubte nun, ich wäre ein Inbegriff aller Gelehrsamkeit, und ich durfte über seine Schätze gebieten. Wir sahen uns oft. Er hatte zwei liebenswürdige Töchter. Seine verstorbene Schwester war Oberaufseherin des Taubstummeninstituts gewesen. Kaiser Joseph hatte es einigemal besucht und dort seiner harmlos muthwilligen Laune Raum gegeben, denn dieser Kaiser war ein großer Humorist; das Volk wird ihn nie vergessen. „Vergessensein ist ein vollständiger Tod, der wirkliche Tod ist nur ein Scheintod!“

Dieser würdige Mann hatte im Franzosenkriege durch Besonnenheit und Muth die Kasse des Salinenamtes gerettet und genoß der allgemeinen herzlichsten Achtung. Sein funfzigjähriges Dienstjubiläum wurde ehrenvoll begangen. O wie schön muß der Rückblick eines Greises auf solch ein Leben sein!

Dem langen Herbst des Jahres 1826 folgte ein scharfer Winter mit sonnigen Tagen. Unsere Arbeiten beflügelten uns die Stunden. Wir vermißten nicht den lieben Kreis in Wien, noch die reichhaltigen Kunstgenüsse, die uns zur Gewohnheit geworden. Wie schon öfters geschehen, arbeitete ich mich krank. Eine Beamtenfrau kam mir Vorwürfe zu machen, daß ich mich gar nicht mehr sehen ließe, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit von der schaudervollen Noth, die in diesem nackten Gebirgsland herrscht, und welche mir die verständige

Frau Registrator Buchgräber mit den lebhaftesten Farben schilderte. Wir hatten bis dahin keine Ahnung davon gehabt. Ich wurde blaß und bebte. Mir war zu Muth, als müsse man zu helfen versuchen. Die Mildthätigkeit des kaiserlichen Hauses war allgemein bekannt; ich glaubte, es käme darauf an, dort Hülfe zu erbitten, und mit einigen hulvollen Spenden, meinte ich, würde dem Lande geholfen sein. Der kaiserliche Hof muß dasselbe geglaubt haben; denn das Obersalzamt empfing 550 Kaisergulden vom Erzherzog Karl, und ähnliche Gaben von den Mitgliedern des kaiserlichen Hofes, die sie dem Pflegamt Orth zuschickten, um sie auszutheilen. Ohne mein Zuthun war es bekannt geworden, daß ich zu diesen Wohlthaten durch meine Briefe Veranlassung gegeben. Nicht allein die Armen wollten mich sehen und mir danken, sondern auch mehrere Pflegebeamte, vor allen der Pfleger von Orth und einige Geistliche. Die paar Federstriche, die mich die ganze Sache gekostet hatte, wurden hoch angeschlagen, wie eine edle That. Ich war es noch von meiner Kindheit gewohnt, ähnliche Handlungen von der Karschin zu sehen, fast ohne mir Rechenschaft abzulegen. Ich hielt uns Dichter für berufen, den Nothschrei zu erheben, da wir es im Liede können. Eigentlich gedachte ich wol nur der göttlichen Worte: „Bittet, so wird euch gegeben!"

Der Pfleger von Orth machte mir nach der Austheilung des Geldes seinen Besuch, und schickte mir dann auf mein Verlangen das Verzeichniß der Beschenkten, dem er noch einen besondern Dankbrief hinzufügte. Ich schrieb mir hastig das Verzeichniß ab. Nach einem halben Jahre, in welchem viele Bittgesuche an mich eingelaufen waren, durchlas ich das Verzeichniß wieder, und bemerkte mir daraus mehrere Namen und Adressen, um den dort angeführten hülfsbedürftigen Armen Gaben zuzuwen-

den, die mir von der Frau Gräfin von Kollowrat und einigen andern höchsten Wohlthäterinnen zugesendet waren.

Ich schickte dem Amtmann Plasser die Namen und Adressen aus der Liste, und ersuchte ihn, diese Leute zu mir zu bescheiden. Dieser Amtmann, der nichts von der Liste wußte, kam mir anzuzeigen, daß er mein Verlangen nicht erfüllen könnte, weil es im ganzen Salzkammergut niemand gäbe, der so hieße, noch Ortschaften, welche die bezeichneten Namen trügen. Somit sah ich ein, daß ich auf das keckste betrogen und auch ein Theil der Hülfsgelder unterschlagen worden, weil die Leute, die sie laut der amtlichen Liste empfangen haben sollten, niemals am Leben gewesen waren. Mich schauderte. Ich machte noch eine schmerzliche Entdeckung. In dem Verzeichniß hieß es von einer Familie, daß das Amt sie mehr als andere habe bedenken müssen, weil dort sechs Kinder, eine alte Auszüglerin und die zwei Aeltern nichts besäßen als ein kleines baufälliges Haus, das ganz mit Schulden belastet sei, und nicht einmal eine Kuh besäßen. Man hätte ihnen also fünf Gulden Conventionsmünze gegeben. Ich fand diese Spende gering für so große Noth; doch ich erfuhr weit mehr von der Sache. Die so entblößte Familie hatte keinen Heller bekommen. Der Pfleger war ihnen, nachdem er ihnen dies Geld gegeben, nachgeeilt, und hatte ihnen diese fünf Gulden schnurstracks wieder abgenommen, unter dem Vorwand einer rückständigen Steuer von diesem Belang. Diese Handlung war ganz geeignet, gerechten Verdacht gegen seine ganze Denkungsart zu erregen.

Die Kaiserin Charlotte Auguste hatte den Armen in der Hauptstadt 200 Kaisergulden bestimmt, und Weisung gegeben, dieselben dem Ortspfarrer zu schicken. Dem

Salzoberamt war die ganze Sache fatal; denn es hatte nicht ohne Mühe vor kurzem eine große Staatsersparniß-maßregel vorgeschlagen und ermittelt. Nach der Ansicht des Salzoberamtmanns von Schiller beschäftigte und zahlte der Staat überflüssigerweise 3000 Salinenarbeiter, welche erspart werden konnten, indem sie anderweitig Arbeit finden könnten, und im ganzen Bergwerk die Arbeitsaufgaben so gering seien, daß man sie erhöhen müsse. Dies wäre die Ersparniß einer Summe von 60,000 Kaisergulden. Der gute Kaiser Franz gab seine Bewilligung zu dieser Maßregel, nur unter der Bedingung, daß man keine betagten Männer und Familienväter abdanke. Auf das feierlichste wurde betheuert, man würde nur junge Burschen verabschieden. Kaiser Franz glaubte diesen Betheuerungen, daß alles in Salzkammergut vortrefflich ginge. Ja, er gab dem Salzoberamtmann jährlich 1000 Gulden Zulage. Endlich erfuhr er die Wahrheit, und nun wurde die Sache bedenklich. Das Salzoberamt wollte weitern Nachforschungen vorbeugen und schrieb nach Wien, daß man die 200 Gulden von Ihrer Majestät der Kaiserin nicht zum Austheilen an den Ortspfarrer senden könne, weil er gestorben sei! Hierauf gab mir die Kaiserin Befehl, das Geld selbst in der Hallstadt auszutheilen.

Als ich dort ankam, erfuhr ich, daß Pfarrer Handlos, ein beliebter Redner, einstweilen als Vicar dort angestellt sei. Somit war die Kirche nicht verwaist, und der Befehl der hohen Landesmutter konnte erfüllt werden. Frau Erzherzogin Sophie fügte 200 Gulden hinzu. Die Vorstände der lutherischen Schule luden mich sogleich nach meiner Ankunft ein, dort meine Wohnung aufzuschlagen. Mein Sohn Wilhelm war in Gmunden zurückgeblieben.

Ich beeilte mich, dem Pfarrvicar Handlos die Spende

der Kaiserin zu übergeben. Und da ich infolge der Reiseanstrengungen und unnennbarer Gemüthsbewegungen krank lag, mußte ich noch in der Hallstadt bleiben, wo ich Tage zubrachte, die ich nicht zu überleben glaubte. Ich lag schwer erkrankt, beinahe sprachlos darnieder. Mein Zimmer wurde am Tage und abends nicht von Menschen leer — wahre Jammergestalten mit eingefallenen Wangen, die mir sanft und bescheiden ihre Noth vortrugen. Ich schrieb ihre Namen auf, und die Zahl ihrer Kinder, und ihre Bitten; diese beschränkten sich darauf, durch Arbeit Brot zu verdienen. Die guten Menschen hielten sich mir für geborgen. Ich gab ihnen Almosen von meinem wenigen Gelde. Meine kleine Kasse war zwar bald erschöpft, doch kümmerte ich mich nicht darum. Das herzerschütternde Elend um mich her verlieh mir einen gewissen Gleichmuth gegen mein eigen Schicksal.

Einige greise Bergleute besuchten mich, um mir genaue Nachrichten über die Zustände der dortigen Gegend zu geben. Gerührt von der Treuherzigkeit und hülflosen Lage der Gebirgsbewohner, ließ Graf Arthur Potocki bei seiner Anwesenheit in Ischl den Aufruf ergehen: Blinde sollten sich bei ihm einfinden, um unentgeltlich operirt zu werden. Dr. Alexander Rasumowski unternahm die Operationen, und führte sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit aus. Einer der Greise, der mich in der Hallstadt aufsuchte, gehörte zu diesen glücklich geheilten Blinden; man hieß ihn nur den alten Wesel. Kein treueres Auge hat je zum Himmel emporgeblickt, kein treueres Herz je unter grober Leinwand geschlagen. Er starb 1830. Sein letzter Hauch war ein Segenswunsch für seinen geliebten Wohlthäter. Im Jahre 1827 war er noch sehr rüstig und mir der Wertheste unter diesen guten Bergleuten. Dieser Mann machte mir

über den Zustand der lutherischen Kirche folgende Mittheilungen.

Die arme kahle seeumflutete Hallstadt, die arme, vom Lande abgeschnittene Obertraun, wo damals wenige katholische Familien, wol aber mehr als tausend Protestanten wohnten, hatten keinen evangelischen Pastor, und im Bethaus der Hallstadt war nur alle vierzehn Tage Gottesdienst, den entweder Herr Wehrenpfennig, Pastor in Goisern, oder dessen würdiger Bruder Bernhard versah. Beide mußten oft mit Lebensgefahr über den See zur Zeit der Stürme und Eisgänge. Die Protestanten hatten auch keinen Schulmeister in der Hallstadt. Der dies Amt versah, ein Bewohner Obertrauns, bekam von der blutarmen Gemeinde nur 105 Gulden, und hätte Hunger gelitten, wenn er in zweiter Ehe nicht eine Mühle erheirathet hätte. Oft sah man ihn mit einem Sack auf der Schulter, oft mit dem Ruder in der Hand, über den stürmischen See schiffen — eine schwere Arbeit, die er dem zweistündigem rauhen, und im Winter lebensgefährlichen Gehen längs den Felsen und Lawinen vorzuziehen alle Ursache hatte. Derselbe hielt auch an dem Sonntag, wo der Prediger fehlte, eine Andachtsübung in dem Bethause. Er war ein Mann von Bildung und Belesenheit, und sorgte musterhaft für die sittliche Ausbildung der Schuljugend.

Der alte Wesel glaubte, es könne mir gelingen, der Hallstadt eine protestantische Kirche zu schaffen, und bat mich in den rührendsten Ausdrücken, ich möchte mich darum bemühen, Gott würde mit mir sein! Ich war bei dieser treuherzigen Bitte unbeschreiblich bewegt. Ich dachte an meine Großmutter Karschin, die arme Schneidersfrau, die sich frühmorgens im Winter, in dünne Kleidung gehüllt, über drei lange Gassen zur Hökerin

schleichen mußte, ein Bündel Reisholz zu borgen, an dessen Glut sie eine Morgensuppe bereitete; an das demüthige Weib aus dem Volke, die den göttlichen Funken im Busen trug und gewürdigt worden war, ihrem heimatlichen Orte Tirschtiegel zum Kirchenbau behülflich zu sein. Mit klopfendem Herzen und nassen Augen reichte ich meinen guten Gebirgsleuten die Hände, und rief: „Ja, ich verspreche euch eine evangelische Kirche!“

Dies war ein großer Augenblick in meinem Leben. Ich fühlte so recht klar und tief, was Geist und Wille auf der Welt vermögen, wenn sie von Gott sind. Zwar wurde mir nicht eine Kirche zu Theil, aber doch ein Pastor und ein regelmäßiger Gottesdienst, und zwar keine zwei Jahre nach jenem unvergeßlichen Abend.

Auf die Einladung des Brauers von der Hallstadt nahmen wir nun dort unsere Wohnung. Sie lag reizend am Seeufer, und zeigte in ihrer Einrichtung von bürgerlichem Wohlstand und strengem Ordnungssinn. Die Gespräche ihrer Besitzer waren unterrichtend und anziehend, so wehmüthig sie mich auch stimmen mußten; denn ihr Gegenstand war die allgemeine Noth der ganzen Gegend, in welche der Wohlhabende mit hineingezogen werden mußte, da jedermann unter vermehrter Arbeitslast, geschmälertem Verdienst, erhöhten Abgaben, Verkürzung der Rechte des Bürgers und Vermehrung seiner Pflichten zu leiden hatte. Die Bräuerin sagte in ihrer Volkssprache: „Wir haben keine Kinder, wir danken dem Himmel dafür! Unser Vermögen ist seit den schlimmen Jahren zugesetzt worden, und neues können wir nicht erhausen! Wir sind froh, wenn wir nur überhaupt mit Ehren bestehen. Den Kunden müssen wir borgen, die Kasse bleibt leer. Der Herr muß einen Knecht machen, und ich eine Magd; wenn Sie in allen Häusern nachsehen, so finden Sie dasselbe. Der Bürger

muß arbeiten, und darbt selbst dabei. Wenn wir nicht so klug lebten, und hätten das Haus voll Kinder, wir hätten schon abhausen müssen. Hallstadt ist der schlimmste Ort im ganzen Salzkammergut, es wächst nichts darin. Er hat keinen Handel, kein Gewerbe, das seinen Mann ernährt, keine Fabrik. Nur der Berg erzeugt Salz, aber er hat den vierten Theil, oder auch mehr von seinem Betrieb verloren."

„Sie haben Mineralien und Fossilien", unterbrach ich sie. Kopfschüttelnd fiel sie ein: „Wir haben keine Verkäufe zum Absatz, sonst könnten wir wol etwas besser gedeihen. Wir haben auch Marmor und Erz, Alabaster, Kupfer, Zinnober, und ich weiß nicht was noch; aber was hilft es uns, wir sprechen nicht einmal davon. Denn wenn ein Schlaukopf darüber kommt, so leutet er die Berge aus, und schöpft uns das ganze Fett davon weg. Ja, wenn ein rechtschaffener Mann den Arikogl ausbeuten wollte, er könnte reich dabei werden, man könnte an hundert Arbeiter dort beschäftigen, aber die Sache muß einen Haken haben." Ich kannte den Haken. Gold und Silber, und die gehaltvollsten Erzstufen des Berges lagen in der Tiefe, und konnten nur noch mit Lebensgefahr erbeutet werden. Schon die Römer hatten zu ihrer Zeit diesen Bergbau eingehen lassen. Wahrscheinlich war dies die Ursache, daß das Salzoberamt vorzog, das Volk auszubeuten. Das ging leichter, und es konnte niemand dabei ins Wasser fallen. Wann dieser Schacht einmal erschöpft wäre, so konnte man noch immer den Arikogl angreifen. Ich habe nicht erfahren, ob man es nicht endlich gethan hat; denn bei den ungeheuern Fortschritten der Wissenschaft ist es vielleicht möglich geworden, im tiefsten Schos des Berges zu arbeiten, und vielleicht liegt ein Eldorado, oder gar ein

Californien im feuchten Schos des armen Landes. Es ist eine Thatsache, daß von Zeit zu Zeit fremde Männer kamen, und in dem undurchdringlichsten der Wälder des Obernkammerguts Steine und Metalle ausbeuteten. Dies geschah schon seit unvenklichen Jahren. Niemand hinderte diese Leute. Im Lande wurde versichert: sie fänden Gold — vielleicht nur Steine mit Goldadern; wer weiß aber, ob das nicht Fingerzeige der göttlichen Vorsehung sind, und ob man nicht bei genauem Nachforschen Goldminen fände, die hier im Schos der bittersten Armuth verborgen liegen?

Ich ließ damals solche Vermuthungen nicht laut werden, sondern begnügte mich, den Einwohnern Muth zuzusprechen so gut ich konnte. Mit Worten läßt sich kein Hunger stillen, und ich hatte nichts als Worte. Mein Max sagte einmal in seiner treuherzigen Art: „Meine Mutter ist die armste Wohlthäterin!“ Gott segne es meinen beiden Söhnen in alle Ewigkeit, wie liebevoll und trostreich sie mir in jenen beangsten Zeiten zur Seite gestanden; wie sie sich gern bemühten, heldenmüthig entbehrten, wenn irgend guten Menschen Hülfe geleistet wurde. Diese Stimmung in ihren Gemüthern war nicht haften geblieben. Am längsten zeigte mein Max Gesinnungen, die mich entzückten. Wilhelm ließ sich vom Schriftsteller Spindler hinreißen, der alles lächerlich machte, was jener ehemals heilig gehalten, der jeden edeln Keim in ihm erstickte, und ihn von der Poesie durchaus entfernte. Was ich hierbei litt, weiß Gott allein! Es gibt moralischen Meuchelmord, der nicht den Leib tödtet, aber die Seele! Max kam wieder zur Einsicht, er fand Gott wieder. Er schuf mir entzückende Augenblicke für ein Mutterherz. Einst als er nach einem gefährlichen Fieber

noch Hoffnung zur Genesung gab, und ich ihm sagte: „Wirst du auch nicht sterben?“ antwortete er: „O gewiß, ich werde leben bleiben!“ „Wirst du auch ein guter Junge werden?“ „Ja, und ein noch besserer Mann!“ „Wirst du mir die Augen zudrücken?“ „Ja, wie Joseph; wie es in der Bibel steht.“ Ich mußte vor Freude weinen. Ein andermal, als er eben in sein fünftes Jahr ging, und noch wenig Deutsch konnte, kam die Rede auf meinen Gesundheitszustand, der damals sehr schwankend war. „Wenn ich nun stürbe?“ sagte ich. Er antwortete schnell: Alors je mourrais aussi! Ich habe dich eben gar zu lieb!“

O mein Max! Gott und die Engel hörten deine süßen Worte, und freuten sich.

Der Tag der Austheilung der kaiserlichen Gaben rückte heran, man wollte mich dabei haben. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, den Saal, in welchem sie geschehen sollte, mit nothdürftig gekleideten abgemagerten Müttern, oder hinfälligen Greisen anfüllen zu sehen; doch im Gegentheil erblickte ich nur wohlgenährte rüstige Dirnen, und wohlgekleidete Matronen, welche ihr empfangenes Theil rasch in die Tasche steckten, und mit einer schnellen Verbeugung wieder aus dem Saale gingen. Da jedoch die Liste der Beschenkten nur Dürftige und Würdige, nur Cretins und halbsterbende Kranke enthielt, so glaubte ich, die wohlbeleibten geschniegelten Empfängerinnen seien nur im Auftrag der Betheiligten da, und es mag auch zum Theil so gewesen sein.

Es war nun Zeit nach Gmunden zurückzufahren. Die guten Hallstädter beschenkten mich noch beim Abschied mit manchem merkwürdigen Fossil, mancher Versteinerung, einer Kiste voll Salzarten, darunter rosenfarbene und himmel-

blaue, und mit andern merkwürdigen Kleinigkeiten, welche sie als Augenweide jahrelang aufgehoben hatten. Im Jahre 1854 verschwanden mir diese lieben Andenken in Genf.

Mir fehlen Worte, meine damalige Stimmung zu schildern; sie war überspannt. Von vielen Seiten her war ich bitter getäuscht worden. Ein höllisches Lügengewebe hielt mich umfangen; ich will davon was hier möglich ist enthüllen, denn Wahrheit ist immer nützlich und gut!

Nach den Ansichten des neuen Salzoberamtmanns, Hofrath von Schiller, war sein verstorbener Vorgänger in der Vorsorge für die armen Bergleute zu weit gegangen. Lenoble von Edelsberg hatte ganz entgegengesetzte Grundsätze. Er wollte das Volk beschäftigt und gesättigt wissen. Er meinte: „Die Füße, die den Kopf tragen, müssen kräftig und gesund sein, sonst könne der Körper nicht vorwärts!" Lenoble's Widersacher meinten dagegen, „daß ein Volk noch immer weit mehr für den Staat leisten könne, als je von ihm verlangt worden sei; daß große Nachsicht und ein zu gutes Leben das Volk nur verweichlichen könne, und es widerspenstig mache; nur unter dem Druck befinde es sich wohl! Maria Theresia und ihr Sohn, Kaiser Joseph, hätten schon einen guten Anfang gemacht, den Charakter des oberösterreichischen Unterhauses zu verderben, die Folge davon wäre mit jedem Jahre fühlbarer, man müsse noch bei Zeiten einlenken!" Lenoble starb über diesen Streit. Nach seinem Tode begann die Einführung des neuen Systems. Man entsann sich in Salzkammergut einer alten Prophezeiung, welche seit Menschengedenken im Lande umhergekreist hatte, sie hieß: „Wenn die Füchse in der Sudpfanne nisten werden, und ein schönes Schloß in der Lahn gebaut wird, dann wird das Kammergut

ein Jammergut werden!" Kurz nach Lenoble's Tode brannte die Sudpfanne in der Hallstadt ab. Man beschloß, sie nicht wieder aufzubauen. Die alten Leute erinnerten sich der Prophezeiung, von der sich nun schon ein Theil erfüllte. Und das Oberamt ließ ein prächtiges Verwesamt in der Lahn bauen. Nun war auch das Schloß da. Zwei Theile der Prophezeiung waren erfüllt; man fürchtete, der dritte würde nicht ausbleiben, und es geschah so. Im Jahre 1824 wurde zu der Abdankung der dreitausend armen Salinenarbeiter geschritten. Sie hatte Hunger und Mangel zur Folge, und die politischen Behörden, die nur allzu gut wußten, daß nicht die Abdankung allein, sondern ihre Umtriebe und Erpressungen einen großen Antheil am Elende des Landes hatten, setzten alles in Bewegung, um den Glauben zu verbreiten, daß die Brotlosigkeit von dreitausend Individuen ganz allein schuld an den unglücklichen Zuständen des Landes sei.

Man fing an die Eisenbahnen zu unternehmen, allein das gute Volk war dieser Arbeit nicht gewohnt, und benahm sich ungeschickt dabei, vermißte auch schmerzlich die Begünstigungen, die noch von bessern alten Zeiten her mit dem Bergbau verknüpft waren. Sie bedachten nicht, die armen Menschen, daß die Staatsersparnißmaßregeln, wenn auch nicht human, dennoch zum Theil unerlaßlich waren; sie empfanden die Entziehungen früherer Begünstigungen als eine Strafe, da sie doch nichts begangen hatten. Ihre Väter und Mütter waren gehegt worden wie Kinder des Landes, die Mutterhand Maria Theresia's hatte gewaltet. Jetzt herrschte eine fremde Behörde. Die Söhne des Landes waren verwaist.

Man muß diese Menschen kennen, um sich einen Be-

griff von ihrem Grundholzzustand zu machen. Der herrschende Nothstand rechtfertigte ihren Schmerz und ihre Besorgnisse für die Zukunft des Landes. Ueberdies war das Salzkammergut mit Grundsteuer bedroht. Zwar war unter den frühern Kaisern beschlossen worden, dies arme Land, wo nichts wuchs als Gras und schlechte Obstbäume, wo alle Bedürfnisse höchst kostspielig aus der Ferne her eingeführt werden mußten, mit einer Grundsteuer zu verschonen. Aber im Widerspruch mit jenem frühern Beschluß war das Salinenamt stark darauf bedacht, sie einzuführen.

Ich kannte nichts von den innern Umtrieben, von den frechen Räubereien, die an den ausgehungerten Einwohnern schamlos verübt wurden, und auf welche das Salinenamt ganz in der Stille ein wachsames Auge hatte. Ich sah nur die Thränen der Verschmachtenden, hörte nur das Wehklagen der Unterdrückten, und folgte nun meiner Ueberzeugung, daß der Staat helfen könne, und müsse, wo ein gutes Volk durch Entziehungen und Erpressungen zu Grunde ging. Ich beschloß, mich um Hülfe zu verwenden, wie viel Mühe es auch kosten sollte. Das Unrecht war gewiß auf allen Seiten, doch am wenigsten auf der meinigen, die durch listige Vorspiegelungen getäuscht war, und nur zu helfen kam. So eilte ich denn, mit geringem Reisegeld versehen, meist zu Fuß nach Aussee, um mich dort mit einigen verständigen Salinenbeamten zu berathen.

Der Oberamtsrath Dickinger war mir als einer der erleuchtetsten und wohlgesinntesten genannt worden. Ich besprach mich mit ihm. Der würdige Mann mochte wol bemerken, wie entbrannt ich von der Vorstellung der Rettung des Landes war, wie selbstvertrauend in meine Kräfte und Kenntnisse, wie durchdrungen von der Ueberzeugung, daß

nur die Härte des Salinenamtes alles Elend hervorgebracht; aber im Stillen mochte er mich doch als eine gutmüthige Phantastin bedauern, die man auf alle Gefahr gewähren lassen könne, und die niemandem schaden würde, als allenfalls sich selbst. Er bekämpfte keine meiner Ansichten, widerrieth keinen der vorhabenden Schritte, und ließ mich freundlich ziehen, wohin ich zu gehen gedachte. Mein ältester Sohn, als der stärkste von beiden, hatte alle Documente und Vorstellungen, die mir gebracht worden waren, in ein schönes schwarzes Felleisen gepackt. Wir machten unsere Wallfahrt zu Fuß bei drückender Hitze. Wir gelangten nach dem Stift Admont, wohin wir auf unserer ersten Reise nach Steiermark eingeladen worden. Wir wurden auf das herzlichste empfangen. Diese würdigen Geistlichen, dem Erzherzog Johann treu ergeben, und mit den Zuständen des Salzkammerguts innig vertraut, wußten zwar nichts von der Handlungsweise der politischen Behörden, sondern nur von dem Nothstand, der große Aehnlichkeit mit dem des Landes ob der Enns hatte, und von den einschneidenden Maßregeln des Oberamts. Sie äußerten sich wenig über eine Verfügung desselben hinsichts des Stifts, wonach eine starke natürliche Salzquelle, die dasselbe früherhin versorgte, versiegelt worden war, und das Stift sein Salz kaufen mußte. Doch wurde keine Klage über diese Beeinträchtigung laut. Hier arbeitete ich meine Vorstellung an die Kaiserin Charlotte Auguste aus.

Schon am Morgen früh nach ihrer Vollendung gingen meine Söhne mit der Schrift und ihren Beilagen durch die Ennsschlucht, die das Gesäuse genannt ist, nach Vordernberg zum Erzherzog Johann. Der Postmeister Plochel in Aussee, bei dem ich, wie schon erwähnt, gewohnt hatte, gab ihnen einen Brief an seine Tochter, die

Gemahlin des Erzherzogs, mit. Ich wußte nicht, daß der Weg durch das Gesäuse in so früher Jahreszeit lebensgefährlich sei, ich würde sonst schwerlich zugegeben haben, daß meine Kinder ihn unternahmen. Sie aber hätten sich durch keine Rücksicht abhalten lassen, denn es war in ihnen dieselbe Begeisterung, dasselbe Gefühl des Unrechts, dasselbe Erbarmen, welches in meiner Brust glühte. Ich weinte die süßesten Freudenthränen, die wol je Mutteraugen genetzt. Jetzt sind die Lichtquellen dieser Augen vertrocknet, selbst ihre Thränen sind versiegt. Ich bin ausgeplündert, besitze nichts mehr als mein knappes Jahrgehalt als Witwe eines der ersten Männer in Frankreich. Ich bin verkannt selbst von ihr, der immer meine ganze Seele offen lag. Doch ich murre nicht; Gott kennt mein Herz und meine Thaten.

Am Abend des dritten Tags nach ihrer Abreise kamen meine Söhne wieder, freudezitternd und mit leuchtenden Blicken. Erzherzog Johann hatte sie huldvoll empfangen, ausführlich angehört, und seinen freudigen Beistand für mein Unternehmen verheißen. „Aber Ihre Mutter sticht in ein Wespennest", hatte er geäußert. Da jubelte Wilhelm, dessen Feuerseele, damals noch vom Hauch der Welt unberührt, so tief und kräftig das Rechte erkannte und das Gute übte: „O kaiserl. Hoheit, meine Mutter hat schon oft in ein Wespennest gestochen, sie fürchtet sich nicht!" Der Erzherzog lächelte, der Muth des Knaben gefiel ihm. Er lud ihn nebst seinem Bruder zu Mittag ein. Da beide in steirischer Jägertracht waren, wollten sie sich entschuldigen; doch der Erzherzog sprach: „In der Landestracht sind Sie hier immer willkommen." Die Tafel war heiter und durch geistvolle Gespräche belebt. Der Erzherzog nahm die jungen Leute noch mit in sein Nebenzimmer. Der Inhalt des Felleisens lag

auf seinem Tisch ausgebreitet. Wehmüthig lächelnd sagte der Erzherzog: „Ich habe alle diese Papiere durchgesehen, längst schon kannte ich sie alle, — was hilft das Recht ohne die Gewalt! Doch Gott wird das Werk Ihrer Frau Mutter segnen, denn es geht aus reinen Beweggründen hervor. Sie selbst denkt nicht an sich, und das soll auch kein Mensch ihnen, der etwas Gutes ausrichten will. Ich werde heute noch nach Wien schreiben, und morgen eine Depesche an meinen Bruder Ludwig schicken, der wird die Sache besorgen. Ihre Frau Mutter soll mir schreiben, aber nur durch einen Expressen; ich habe meine eigene Post. Wenn der Herr, der Kaiser, meine Briefe läse, so wäre mir's recht; aber die Schurken lesen sie, und das soll nicht sein!"

Wilhelm und Max glaubten, daß ich besorgt um sie sein und sie ungeduldig erwarten würde; sie hatten auch nur etliche Zwanziger bei sich, um ihren Rückweg zu bestreiten. Freude und Liebe beflügelten ihre Schritte, sie wußten, daß ich Eile zur Rückreise hatte.

Die ehrwürdigen Väter hörten die Erzählung meiner beiden Söhne mit dem innigsten Antheil an. Ich besuchte noch den Pfleger Staarl, und seine liebenswürdige Schwester Liesette. Wir schieden mit schwerem Herzen. Ich hätte in Admont sterben mögen. Die prachtvolle Gegend, der herrliche Fluß, die gesunde Luft, und die guten Menschen — alles vereinigte sich, um diesen Wohnsitz anziehend zu machen. Er wird in alten Büchern rauh und unwirthbar genannt. Seinen ersten Anbau verdankt er den Benedictinern. Die frommen Väter nahmen selbst die Schaufel in die Hand, lichteten die Waldungen, ebneten das Erdreich und pflanzten es an. Ich habe noch selten einen geistlichen Bau gesehen, der nicht in der reizendsten Lage wäre. Lilienfeld in Ober-

steiermark ist ein Paradies! Der Pöbel, den wir 1826 dort fanden, hat es unter weiser Leitung mit schaffendem Feuergeist aus seiner Asche neu erstehen lassen. Zacharias Werner schrieb dorthin, und bat um Aufnahme für seine letzten Lebensjahre. Der Brief war rührend. Die Bitte wurde abgeschlagen. Ich fand dies grausam; den Grund der Weigerung habe ich nicht erfahren können. Auch der sanfte, gefühlvolle Greis Ludwig Pyrker wurde in Lilienfeld nicht verstanden.

Nur allzu oft sind die Menschen gewöhnlichen Schlages demjenigen feind, der aus ihren Kreisen heraustritt. Selbst in bloßen Aeußerlichkeiten beunruhigt es sie, wenn sie eine Verschiedenheit wahrnehmen. Sie wollen das Hergebrachte auch in Kleinigkeiten aufrecht erhalten. Die Ausgelassenheit der Sitten ist ihnen nicht eigentlich verhaßt, wenn nur alles scheinbar im alten Gleis bleibt.

Nicht lange vor unserer Ankunft hatte sich eine erschütternde Begebenheit dort zugetragen. Zwei junge Geistliche knieten am Tage ihrer Einkleidung am Altare. Der Blitz fuhr ein und tödtete sie. Einer der jungen Geistlichen äußerte: „Man weiß nicht, ob man sie bedauern oder beneiden soll!“

Wir verweilten auf unserm Rückweg noch einige Tage in Aussee. Die liebenswürdige Familie Pichel war uns sehr theuer geworden. Der Hauptgegenstand unserer Gespräche war immer Erzherzog Johann. Pichels erzählten, daß eines Tags, wo er im Begriff war, Postpferde nach Gratz zu nehmen, wohin ihn ein dringendes Geschäft rief, ein alter Bauer, den er sehr wohl kannte, ihn um mehrere hundert Gulden Darlehn bat, um sein Haus und Gut von der Gant zu retten. Der Erzherzog ließ sich alle Gegenstände dieser Sache erklären, und beschloß dem braven Manne zu helfen. Er

fragte Graf Mortschin, seinen Adjutanten, wie viel Geld in der Reisekasse läge. Graf Mortschin nannte ihm die Summe. Der Erzherzog sagte: „Wohlan, geben Sie her, was unser alter Freund verlangt!“ „Und die Postpferde?“ fragte der Graf. „Die bestellen Sie ab; wir gehen zu Fuß durch das Gebirge nach Gratz!“ Das Leben des Erzherzogs umfaßt unzählige solche Züge, ich weiß nicht ob sie aufgezeichnet sind, aber man vergißt sie nicht.

Der Sohn des Bergmeisters Pruckner, Heliodor, war erst vor kurzem von seinen Studien aus Kemnitz zurückgekehrt. Er begleitete mich auf meiner Rückreise. Es ergötzte ihn, daß man ihn nach fünfjähriger Abwesenheit nicht wieder erkannte. Meine Söhne waren auf einem Alpenausflug, wir wollten uns in der Obertraun wieder treffen. Auf dem Wege dahin schlug mir Heliodor vor, eine Niederalpe zu besuchen, welche statt auf einer Spitze in einer tiefen Schlucht liegt, wo herrliche Futterkräuter wachsen. Es war dunkel geworden, Heliodor schlug vor dort die Nacht zuzubringen, der Weg ging fast abschüssig hinunter. Wir gelangten glücklich bei dem Dorfe an, sahen die Feuer zur Abendkost brennen, und athmeten die sanfte Abendluft ein, durchwürzt vom Oden des blumenbedeckten Bodens. Einige Almerinnen bemerkten uns, und fragten uns ziemlich verwegen, wer wir denn seien, und was wir hier wollten? Die Erläuterung war kurz und deutlich. Als die Mädchen hörten, ich sei „die Frau“, denn so hieß mich das ganze Land, erschraken sie heftig, und baten mich um Verzeihung. Es wurde beschlossen, Heliodor sollte zu einer alten Almerin in die Hütte.

Sie konnten sich über seine Wiederkehr nach Aussee gar nicht fassen, und bereiteten uns ein köstliches Nachtmahl. Sie boten mir an, uns von ihren Liedern einige

zu singen. Ich ging indessen weit ab von der Hütte, um ungestört zuzuhören. Die Mädchen hatten sich bei der Auswahl von Liedern schnell und eifrig wie zu einem Concert verabredet. Diese Sennerinnen sind wahre Künstlerinnen; herrlich nahmen sich ihre Töne beim Schimmer der flackernden Herde, beim Säuseln der dichtbelaubten Buchenwipfel aus. Das ganze Dorf lief zusammen, um mich zu bewillkommnen. Mehr als hundert Stimmen fügten sich zum vollen Chor, den sie nur mit Hülfe der Natur einstudirt hatten. Einige Solostimmen von der erquickendsten Frische und kecksten Höhe setzten mich in Erstaunen. Ich dachte daran, ob ich nicht Anstalten treffen sollte, diese Natursängerinnen nach Wien zu schaffen; doch ich verwarf diesen Gedanken, die guten Kinder hatten mir ja nichts zu Leide gethan.

Eine angenehme Müdigkeit, wie sie nur nach einem solchen Gang und nach solchem Vergnügen folgen kann, bemächtigte sich meiner, und ich schlummerte ganz beseligt ein. Zu meinen Füßen hatte sich die gute Almerin ein Lager bereitet. Der Waldbach rauschte in meine Träume hinein, und einzelne Klänge von Alpenliedern kamen wie Freunde, die nach unserm Schlummer schauen.

Mit der Morgenröthe erschien Heliodor's Hausfrau mit einem guten Kaffee, und die lieben Mädchen begleiteten uns bis auf die Heerstraße, wo sie uns noch nachsangen, solange sie uns sahen. Sie sprachen nicht mehr von ihrer Ungeschicklichkeit beim Empfang, aber sie küßten mir die Hände, auf welche verstohlen manche Thräne fiel.

Liebes gutes Volk! Obertraun bleibt eine meiner wärmsten Erinnerungen. Ostsüdlich der Hallstadt gegenüber liegt das idyllische Thal hart am See, den es im

Halbmond einschließt. Eine schmale Brücke über die Traun, die von hier aus in den See strömt, verbindet es mit dem jenseitigen Felsufer, von welchem aus in zwei Stunden die Hallstadt auf schmalem gefährlichen Fußwege erreicht werden kann. Diesen Weg muß der Schulmeister nehmen, wenn es stürmt. Hier sank seine erste Gattin in das feuchte Wellengrab, dreißig Personen mit ihr. Sie kamen fröhlich von einem Hochzeitsfeste in Hallstadt, der Sturm erhob sich, der leichte Nachen schlug um.

Diese Gegend, nach der wir, ich und meine Söhne, uns oft zurücksehnten, wird von Salzarbeitern bewohnt, unter denen es viel Wildschützen gibt, die ganz im stillen die Gegend weit umher mit dem köstlichsten Wildpret versorgen, welches ihnen nur knapp bezahlt wird. Die politischen Behörden und die Geistlichkeit gehörten zu ihren freigebigsten Kunden. Die Freude des Erlegens, die Gefahr des Fortschaffens bringen eine Art von Poesie ins Leben des Jagdvölkchens, sie meinen dabei treuherziger Weise: „Das Wild sei ihr Eigenthum, es lebe in freier Luft, und koste kein Futter.“ Es ist schwer sie über diesen Punkt aufzuklären, da sie der Ansicht sind, daß ihre Behörden es nicht genau mit dem Mein und Dein nehmen. Wie in Böhmen die Contrebande, wird das Wild bei diesen freiwilligen Jägern bestellt. Das grüne Deutschböhmen umschließt ein Dorf, das von sogenannten Paschern bewohnt wird, und wohin die Einwohner der umliegenden Dörfer und Städtchen gehen, um sich mit Kaffee und Zucker zu versorgen. Sie wissen wol, daß dies verboten ist; aber sie sagen, die Waaren, die verzollt werden müssen, seien zu theuer, und halten daher ihr Contrebandiren für eine deutschenswerthe Handlung. Es gibt keine geschickteren Schützen als die

Obertrauner, die dabei die ehrlichsten Seelen von der Welt sind. Mord und Todtschlag fiel wenigstens zu jener Zeit in dieser Gegend nicht vor; die Wilddiebe hatten wachsame Aufseherer und sichere geschickte Zeichen; sie freuten sich der Gefahr und des Sieges darüber.

Wir rasteten am Steg bei unserer guten Stubenmann, einer der eifrigsten Beförderinnen der Angelegenheiten der Armen. In Traunkirchen angelangt, wurde uns ein großer Brief mit fünf Siegeln entgegengereicht. Er war vom Grafen Wurmbrand, Oberhofmeister der Kaiserin, und enthielt in den huldvollsten Ausdrücken die Bezeigungen des Beifalls und Dankes der höchsten Frau, für die Art und Weise, wie ihre Aufträge erfüllt worden, und den Befehl, einige Centner Flachs, welche dieser Geldsammlung und diesem Briefe folgen würden, zur Verarbeitung auszutheilen. Wo fände ich Worte, um mein Entzücken zu schildern! Schon hielt ich das Land für geborgen; die Armen für versorgt, die unglücklichen abgedankten Arbeiter für wieder aufgenommen in den kaiserlichen Dienst, und das durch eine unbedeutende Fremde. Die erfreulichsten Nachrichten aus Gmunden gesellten sich zu dem Inhalt des Schreibens von der Kaiserin, denn es hieß, ihr Gemahl habe dem Salzoberamtmann heftige Vorwürfe über die Abdankungsmaßregel gemacht, und auf das strengste befohlen, alle, in meiner Vorstellung gerügten Ungerechtigkeiten auf der Stelle wieder gut zu machen.

Hofrath von Schiller kannte zu gut seinen kaiserlichen Herrn, um die geringste Besorgniß wegen seiner Aufwallung zu hegen. Er wußte, wo und wie ich getäuscht worden. Er hatte als Beamter seine Pflicht gethan, nur daß, wie Jean Paul sich auszudrücken pflegte, „der Mensch lieber mehr thut als seine Pflicht!“ Er

lächelte dazu, daß die politischen Behörden schon vermeinten, er würde seinen Abschied nehmen müssen.

Der unglückliche Pfleger von Orth war (um mich des dort üblichen Ausdrucks zu bedienen) „schwarz", er war auch reif, und mußte fallen. Er hatte gedacht sich durch meine Schritte retten zu können; seine Rechnung war falsch. Der Pfleger hatte geglaubt mich zum Werkzeuge seiner Rettung zu machen; ohne es zu ahnen, hatte er durch seine Schritte nur seinen Untergang beschleunigt. Als ich nach Traunkirchen kam, besuchte mich Schiebel mit einer herzlichen Einladung des Kreishauptmanns von Dornfeld, zu ihm zu kommen und dort Maßregeln für die Aufhülfe zu nehmen. Was hätte mich, die ganz Bethörte, in Verwunderung setzen können? Ich ahnete nicht, daß man glaubte, es sei mir um mich und meinen Vortheil zu thun, und daß man mich in diesem kritischen Zeitpunkt aus dem Salzkammergut weglockte, um mich sicher in Händen zu haben.

Dankbar und vertrauensvoll kam ich nach Steier und bezog das Gastzimmer, das mir dort angewiesen wurde; es war eng und versteckt. Mein Sohn Max erkrankte darin, die liebenswürdige Familie pflegte sein mit Sorgfalt.

Der Kreishauptmann sah wohl ein, daß es nicht in meiner Absicht lag, den österreichischen Staat umzuwälzen, sondern daß ich ganz einfach an einer Verwirrung der Begriffe litt, und Welt und Leben nur aus meinen Büchern kannte. Mein Donquixotismus mag ihn belustigt haben. Er begriff klar aus allem, was um mich her geschah, daß meine Absicht unsträflich, meine Handlungsweise makellos sei. Er versicherte mich mit großem Ernst, ich müsse zu dem Generalgouverneur Grafen von und zu Ugarte! Ich konnte nicht begreifen, was ich da sollte; doch ich

fügte mich und reiste nach Linz. Der Kreishauptmann dictirte mir die Worte, die ich dem Präsidenten sagen sollte; ich verstand sie nicht, doch lernte ich sie auswendig.

Es hat lange gedauert, ehe mir nur ahnete, daß ich glühende Kastanien aus der Asche holen sollte, die Absicht, die man mit mir hatte, wurde jedoch durch meine Einfalt vereitelt; denn ich sagte dem Präsidenten nicht ein Wort von denen, die mir in den Mund gelegt worden, und ich glaube, das war gut.

Er hatte mich sehr kalt empfangen, mein guter Wille schien mir das nicht zu verdienen, und ich betrübte mich im stillen darüber, ohne mir die Sache erklären zu können. Wahrscheinlich war es gelungen, dem Präsidenten eine unrichtige Meinung von mir einzuflößen, denn das Pflegamt und Consorten hatten die lügenhaftesten Berichte über mich nach Wien und Linz eingeschickt. Ich nahm Abschied vom Präsidenten, ohne im geringsten über seine Gesinnung für das Salzkammergut und für mich beruhigt zu sein, und ohne zu ahnen, was gegen mich war unternommen worden. Zum zweiten mal in meinem Leben blieb ich unverstanden, und hatte meine Widersacher durch weibliche Einmischung aufgebracht. Sie hatten auch zum Theil recht! Ist es aber nicht bedauernswerth, daß Männer nicht eingreifen, wo sie sollten? In kurzem sah ich mich von lauter Räthseln umgeben, und es bedurfte mehrere Jahre ehe ich klar sah. Die Greuel der bejammernswürdigsten Verwaltung wurden mir offenbar, auch die erbärmlichste Verdächtigung, die man über mich zu bringen versucht, wurde mir enthüllt, und durch eine vortreffliche Verfügung des Kaisers kam die Wahrheit an den Tag.

Es war nach Wien berichtet worden, daß ich Volks-

versammlungen hielt, daß meine Söhne das Volk aufzuwiegeln strebten. Nachts sei eine Tenne zu den Zusammenkünften bestellt, und Maßregeln zu einer Revolution wären genommen worden. Es sei alles soweit gediehen, daß man genöthigt sein würde, Militär in das Salzkammergut zu schicken. Nur durch meine Entfernung könne die Ruhe wieder hergestellt werden!

Der kaiserliche Hof lächelte zu diesen Beschuldigungen. Es gab dort einen Cavalier, der mich genau kannte, und den das ganze Gewebe mehr belustigte als empörte. Er vertheidigte mich jedoch auf das wärmste, pries meine Gesinnungen, meine Rechtschaffenheit, meinen feurigen Willen für das Gute, welches er nicht allein aus meinem ganzen Betragen entnommen hatte, sondern auch durch Zeitschriften kannte, die bei Anlaß meiner Rechtssache gegen die preußische Invalidenprüfungscommission in den Jahren 1815—17 ihre Stimme erhoben hatten. Auf diese Erläuterungen hin ersuchte Kaiser Franz den Ehrenmann um eine strenge geheime Untersuchung der Anzeigen des Pflegamtes Orth und meines Betragens in den Orten, wo ich mich bisher im Kammergut aufgehalten hatte. Der edle Graf, der bereits dreizehn verschiedene wichtige Stellen im Kaiserthum bekleidete, den der Kaiser mit schwierigen Aufträgen, unter anderm mit einer Untersuchung der Beschwerden einer bedeutenden Provinz und der Schurkereien dortiger Beamten, beehrt hatte, weigerte sich nicht, meine Sache an das Licht zu ziehen; denn er konnte weder an der Reinheit meiner Absichten, noch meiner Handlungen zweifeln. Er begab sich zuerst nach dem untern Kammergut, wo er mich zu finden glaubte, und meine Abwesenheit dazu benutzte, um sich ungestört und unbemerkt nach mir zu erkundigen. In Traunkirchen sagten die Leute, ich würde wahrscheinlich

in Ischl sein. Er eilte dorthin, begleitet vom Baron G. seinem Freunde, mit welchem er Gastein besuchen wollte. Auf der Post, wo die Badegäste von Ischl sich abends zuweilen versammelten, hörte er meinen Namen nennen, erfuhr meine Wohnung, und kam am andern Morgen mich aufzusuchen. Er traf mich in einem Saal, wo alle meine Papiere auf einem großen Tisch in Ordnung lagen, und zeigte Verlangen, sie sich anzusehen; nachher äußerte er, daß er einige davon sich mitzunehmen wünsche, was ich ihm natürlich freistellte. Er steckte sich alle Taschen voll. Ich sagte ihm, er fände hier nichts als Notaten über die Zustände der Einwohner. „Das ist eben was ich will", rief er aus, und pfropfte immer mehr kleine Packetchen in die Tasche hinein, die er mit nach Hause nahm. Andern Tages war er wieder bei mir. Seine am gestrigen Tage zwar freundliche, aber doch sehr ernste Miene war in Heiterkeit umgewandelt. Er zog meine Papiere hervor, ordnete sie von neuem auf dem Tische, und sagte lachend: „Da haben Sie Ihre hochverrätherischen Plane zurück! Ich hatte Auftrag, über Sie Erkundigungen einzuziehen, und Ihre Papiere zu untersuchen, — dies ist geschehen! Ich weiß nun alles, nur über einen Gegenstand müssen Sie mir selbst Auskunft geben. Sie haben nämlich, laut Bericht, alle Bewohner des Salzkammerguts allnächtlich in einer Tenne vereinigt, wo mag die Tenne sein? Es ist alles ausgeschickt worden, jedes Rattenloch, um sie zu finden. Im ganzen Salzkammergut ist keine Tenne, und kein Bewohner erinnert sich, politische Vorträge von Ihnen gehört zu haben. Jetzt müssen Sie aushelfen! Sollte die Tenne vielleicht im Monde liegen? Aber wie kommt man hin?" Ich mußte lachen, so empört ich war. „Ich bin ganz unschuldig", rief ich aus, „und beleidigt

habe ich niemand; es ist eine Schandthat, mich anzuklagen!" Unwiderstehliches Schmerzgefühl hatte mich hingerissen, und ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Der edle Graf suchte mich zu trösten. „Ich habe mich vom Ungrund der gegen Sie erhobenen Verdächtigungen überzeugt", sagte er. „Alle Vorbereitungen zu einer Revolution seien getroffen, und man würde sie in Ihren Papieren finden, hatte man versichert. O, was habe ich gefunden? Die Zahl der Kinder einer Familie, die Chiffre der Schulden, die auf dem Besitzthum lasten, die Einnahmen von Salz, von Korn, von Butter u. s. w.; aber keine Spur von politischen Umtrieben, von Umgestaltung des Kaiserreichs. Fahren Sie auf dem angetretenen Wege fort, der Kaiser und seine Gemahlin werden mit Ihnen zufrieden sein; keiner der Schurken kann Ihnen etwas anhaben. Jene haben sich fürchterliche Blößen gegeben, die Folgen sind nicht abzusehen!" Ich verlangte keine weitere Erläuterung, fragte nicht nach den Namen meiner Ankläger, und ließ die ganze Sache auf sich beruhen.

Die Kaiserin war auf einer Reise begriffen; sie ließ mich nach Salzburg bescheiden. Ich eilte dorthin. Diese Zusammenkunft war herzerhebend; sie dauerte lange. Ich fand in der höchsten Frau ein Mutterherz für das arme Land, einen Geist, der diesem Herzen das Gleichgewicht gab, und ein Vertrauen, das mich in meinen eigenen Augen erhob. O fände ich Worte, zu schildern was in mir vorging! Schneidend war der Contrast zwischen meiner Lage, meinem Beginnen und den Erfolgen meiner Bestrebungen! Mir, so unerfahren, so unbekannt mit aller Größe, allem Glanz der Hoheit, allen Verwaltungsverhältnissen; mir, die ein einzig Kleid nach Salzburg mitgenommen, es am Abend vor der Audienz zum Putzen

geschickt, noch kurz vor der anberaumten Stunde es nicht zurückempfangen, und schmerzlich ausgerufen hatte: „Das ist wie ein böser Traum, zur Kaiserin zu sollen, und mein Kleid ist nich ttrocken!" — mir entgegen sprangen die Flügelthüren des Palastes auf, riefen zwei hohe Gestalten entgegen: „Ah, schön, daß Sie da sind!" — „Haben Sie meinen Brief?" rief die Dame. „Haben Sie meine Wolle?" fragte der Graf in demselben Augenblick. Die Dame setzte hinzu: „Ich werde Sie gleich Ihrer Majestät anmelden!" Es waren Graf Wurmbrand und die Gräfin von L., welche vor mir standen. Die Wolle hatte ich noch nicht empfangen. Es war nämlich Flachs, den Ihre Majestät geschickt, um ihn an arme Spinnerinnen auszutheilen. Es erwies sich, daß der Frachtfuhrmann die Ladung aus Versehen nicht an mich bestellt hatte.

Ich wurde zur Majestät der Kaiserin eingeführt. Sie trug ein himmelblauseidenes Kleid und einen großen Hut mit drei prachtvollen Schwungfedern, welche die sanften und majestätischen Bewegungen ihres Hauptes anmuthig begleiteten. Ihre himmelblauen Augen überstrahlten mit überirdischem Glanz ihr rosenfarbenes Wangenpaar. Frühlingsschön leuchtete der Schmelz ihrer Farbe, und in ungekünstelter Zierde umwallten dunkle Locken die weiße erhabene Stirn. Sie sagte mir herzige Worte, und erhöhte den Werth derselben durch Darreichung ihrer feingeaderten Lilienhände. „Ihre Vorstellung an mich ist gut besorgt worden und hat viel Eindruck gemacht", sagte sie mit Engelstönen. Während ich sie vorlas, hielt der Kaiser seine Schreibtafel auf den Knien, und schrieb sich die Stellen aus, die ihn am tiefsten bewegten. Beruhigen Sie sich ganz, die Leiden des armen Landes werden sich in Freuden umgestalten!" Nach diesen Worten begann die Kaiserin ein langes Gespräch voll Kraft und

Herzlichkeit. Die seligsten Stunden meines Lebens verklangen. Ich hoffte nicht, daß ihnen noch viele andere folgen sollten, die ihnen gleich wären an Schönheit der Empfindung, wenn auch nicht an überschwenglichem Glück.

Ich glaubte mein Ziel erreicht zu haben, doch es war dem nicht so. In Salzkammergut fand ich eine merkwürdige Veränderung gegen mich, als ich zurückkam, die mir unerklärlich war; doch ich hielt noch immer das Oberamt Gmunden für meinen Feind, und schrieb alles nach Wien, was mir gegen dieses gesagt wurde. Es war in der That erbarmungslos gegen die Salzarbeiter. In der Ueberzeugung, die Wunden der Gegenwart würden heilen, wenn erst die Zukunft mit ihrer weisern Einrichtung festgestellt wäre, wurde zuversichtlich in das gesunde Fleisch hineingeschnitten, der Jammer der Gegenwart unbeachtet gelassen. Meine Vorstellungen und Bitten blieben unberücksichtigt. Dennoch wurde ich durch einen Auftrag des edeln Mannes überrascht, der mich ersuchte, mir Steuerbücher bringen zu lassen und sie unverzüglich im stillen an ihn einzusenden. Ich gehorchte. Der Grund dieses Verlangens war nicht von mir ausgegangen, ich habe nie erfahren, woher es gerührt. Die Sache ist zu merkwürdig, um sie hier unerwähnt zu lassen.

Im Jahre 1817 war das arme Land, welches der Hunger zum Theil verheerte und die Seuchen aufrieben, in einen so entsetzlichen Zustand gerathen, daß man die Leichen der Verhungerten auf den Heerstraßen fand. Der gute Kaiser schickte große Summen und Erquickungen aller Art für die Leidenden. Es ist mir unbekannt geblieben, wie diese Hülfsleistungen damals verwendet worden. Im Jahre 1826, als ich in Salzkammergut

angelangt war, hörte man wenig mehr von jener entsetzlichen Zeit der Hungersnoth und der Seuchen sprechen, wiewol ihre Folgen noch auf dem Lande lasteten. Seit dem Zeitpunkt, wo ich angefangen hatte Hülfe zu ermitteln, waren von allen Richtungen, besonders aus der Grafschaft Orth, die Einwohner zu mir gekommen, und hatten mich angefleht, doch um Gottes willen nur ihre Steuerbücher anzusehen. Ich that es, aber ich konnte nichts daraus entnehmen, sie waren unleserlich für mich. Ein Schuhmacher in der Viechtau, der gute Arbeit machte, einer von den unliebsamen Männern, welche die dortigen Behörden Grübler zu nennen pflegen — ein Schuster, der nicht bei seinem Leisten blieb —, erläuterte mir unaufgefordert die Bedeutung zweier Buchstaben, die häufig in den Steuerbüchern vorkamen, und neben welchen stets eine beträchtliche Summe verzeichnet stand. Diese Buchstaben hießen „K. K." Diese große Steuer war abgetragen worden. Die Einwohner der Viechtau hatten berechnet, daß sie auf dem nicht umfangreichen District des Gebirgs über 20,000 Fl. eingetragen hatte. Wahrscheinlich war es diese geraubte Summe, über welche eine Untersuchungsbehörde Licht haben wollte. Es mögen hierzu noch andere Umstände gekommen sein. Nicht lange nach meiner Einsendung wurden die Steuerbücher umgearbeitet, die unleserlichen Bezeichnungen verschwanden, und die wenigen Rubriken, welche beibehalten waren, standen gedruckt im Buche. Der Betrug war mithin sehr erschwert worden. Auch erließ der gute Kaiser den Viechtauern drei Jahre von der schuldigen Grundsteuer. Diese erfreulichen Begebenheiten waren Vorläufer der wichtigen Dinge, die da kommen sollten.

Der Hofrath von Schiller beauftragte den Oberamts-

rath von Villeford und einige andere tüchtige Beamte mit der Untersuchung der Amtsführung des Pflegers von Orth; man fand, es würde scharf gegen den Angeklagten verfahren. Welche Schärfe konnte doch gegen einen Mann genügen, der durch eine so lange Reihe von Jahren den Staat betrogen, und die Gegend ausgeraubt hatte! Nicht lange vor dieser Katastrophe war der Kreishauptmann von Dornfeld nach Ischl gekommen und hatte mich zu sich bitten lassen, weil er krank im Bett lag; ein heftiges Fieber schüttelte ihn. Es war mir nicht leicht, in dem nun so unfreundlichen Kranken den jovialen Kreishauptmann wieder zu erkennen, in dessen Hause ich und mein Mar so liebevoll aufgenommen worden. Der Gegenstand der Unterredung war mein Aufenthalt in Salzkammergut. Herr von Dornfeld stellte sein Ansinnen so unklar, daß es nicht möglich war, daraus zu entnehmen, ob es vom Präsidenten oder von einer freundschaftlichen Ansicht des Kreishauptmanns aus guter Meinung und Fürsorge für mich, oder, weil er vermeine, daß mir eine Gefahr drohe, gar höchsten Orts herrühre. Ich fragte ihn darüber; seine Antworten waren ausweichend und unverständlich, und sein Fieber schien zuzunehmen. Ich klagte Schiebel an, auf eine versteckte und feindselige Weise gegen mich aufgetreten zu sein, indem er sich doch bemüht hätte, mir begreiflich zu machen, daß alle Freunde des Salzkammerguts dahin streben müßten, daß der Kaiser die Grundsteuer abschaffe, denn diese sei unerschwinglich. Das Salzoberamt bestände darauf, und wolle sie nun auch im obern Kammergut einführen, wo Grund und Boden nichts als mageres Gras und saures Obst hervorbrächten. Herr von Dornfeld setzte hinzu, Schiebel sei ein Freund und Vater des armen Landes, habe die kräftigsten Vorstellungen wegen Ab-

schaffung der Grundsteuer höchsten Orts eingereicht, und hoffe auch durchzudringen. Aus diesem allen wollte mir nicht einleuchten, warum ich mich entfernen sollte, und ich erklärte, ich würde fortfahren, meine höchsten Aufträge zu erfüllen, bis ich derselben enthoben würde. Hierauf konnte der Kreishauptmann nichts erwidern, klagte über sein Fieber, und entließ mich mit dem üblichen Landesgruß „Fahret Gott", indem er seinen Kopf in die Ecke des Bettes verbarg. Der ganze Vorfall war eigentlich darauf berechnet, mich tief zu kränken, mir das ganze Kümmergut zu verleiden. Doch ich ließ mich nicht irre machen, ich hatte das Volk zu Rat. Was ich später davon verstehen konnte, gehört nicht hierher. Zarte und gebietende Rücksichten haben im Lauf dieser Erzählung oft meine Feder gehemmt, und noch jetzt wollen mehrere derselben vor. Manche meiner Leser werden errathen können, was zwischen den Zeilen ruht, und werden verstehen, warum ich keinen andern Platz dafür wünsche. Niemand wird sich verwundern, zu hören, daß ich für den redlichsten Willen, den treuesten Eifer, die liebevollste Hingebung, die martervollste Aufopferung im Grunde nur Undank erfahren habe, daß mein Vertrauen vielfach getäuscht worden ist.

Eine bedeutende Verfolgung machte sich gegen mich fühlbar; ich ertrug sie standhaft und geduldig, und fuhr ungestört in meinen Beschäftigungen fort. Die Noth war gestiegen, ich that bei dringenden Veranlassungen, was in meinen Kräften stand, und mehr, ich gab mich arm. Und wiewol ich in Rücksicht über meine Befugnisse hinausging, reut mich noch heute nicht, was geschehen, wenn auch der Erfolg nicht im Verhältniß mit der Aufopferung stund. Mein Gewissen und die Liebe des Volks hielten mich über jede Anfechtung empor. Ich hatte das Gute gewollt, und das Rechte gethan. Wer

sich in die Flamme stürzt, um Ersticke[illegible] herauszuziehen, fragt nicht danach, ob er sich das Kleid verbrennt!

Ich mußte häufig Ausflüge in das obere Salzkammergut machen, theils um in den Hütten nach dem Gespinst und den Spinnereien selbst zu sehen, theils um mich zu überzeugen, daß die Angaben verarmter Familien über Bedrückung und Ausraubungen seitens der Beamten nicht übertrieben seien. Sie waren nur allzu begründet; ich hätte Bände darüber schreiben können, wenn ich die Zeit dazu gefunden hätte.

Oefters mußte ich in Goysern verweilen, wo mein Asyl bei der Familie Wehrenpfennig war. Hier verlebte ich selige Stunden. Ich schrieb dort sehr fleißig Fürbitten, Erläuterungen über gekränkte Rechte der Gemeinden, und versäumte über diese Pflichten öfters die Kirche. Der Pastor Wehrenpfennig war ein echter Diener des Herrn, der die Herzen seiner Zuhörer erschütterte, erhob und erquickte. Die Kirche gewährte einen wohlthuenden Anblick. Die ärmsten Bewohner der Gegend erschienen dort reinlich, gewissermaßen geschmückt, so einfach ihre Gewänder waren; ihr Anstand war ernst und gesittet in Mienen und Geberden, die Heiterkeit des Frommen sprach aus ihren Gesichtszügen. Es war wohlthuend, mit dieser Gemeinde den Gottesdienst zu verrichten, und ich gestattete mir mehrere mal diese Gemüthserhebung, so oft ich in der Gegend war.

An einem Sonntag morgens, wo ich dringende Abhaltung hatte, war ich im Pfarrhaus geblieben und schrieb. Während des Läutens zum Gottesdienste vernahm ich ein scheußliches Grunzen, ein wüstes Getümmel vor der Kirche. Es trieb mich unwiderstehlich, auf den Platz zu eilen und nachzusehen. Welch ein Anblick! Eine starke Heerde von jenen Thieren, die Jesus

in den See von Genezareth stürzen ließ, lagerte sich unter Hader und Unheilsbotschaften dicht um die Kirche her. Dazwischen tobte und fluchte der Treiber laut knallend mit seiner mächtigen Peitsche, und Gassenbuben mischten sich hetzend hinein, um die Thiere recht erbost zu machen. Die Kirchenthür war zu. Ich, deren Furcht vor dem Borstenvieh nur meinem Abscheu gleicht, machte mich auf, ergriff eine Gerte, die am Boden lag, und erhob sie, um allenfallsigen Andrang abzuwehren, indem ich dem Treiber drohte, ihn sogleich in das Gefängniß führen zu lassen, wenn er nicht auf der Stelle die Heerde von der Kirche entferne. Verdutzt und verschüchtert gehorchte er; so dauerte keine Minute, so war der Platz frei und alles still um die Kirche her, in die ich hineinging, um im Gebet meine Aufwallung zu stillen; ich war auf das höchste empört und erzürnt. Nach beendigtem Gottesdienst beim Herausgehen umringte mich die Gemeinde dankend und händeschüttelnd, und auch Wehrenpfennig kam und drückte mir die Hand. Ein alter Mann äußerte, der Vorgang müsse von irgendeinem Buben herrühren, welcher der evangelischen Gemeinde Schimpf habe anthun wollen. Ich ging noch vormittags zum Pfleger, der ein gesitteter Mann war, und der mir versprach, besondere Acht zu haben, daß nichts Aehnliches mehr vorfallen könne. Der Treiber kam in Verhaft. Noch lange nach diesem Vorgang wurde desselben erwähnt mit gemischten Gefühlen, in gerechter Entrüstung und lebhaftem Frohlocken über den Ausgang. Es ist seitdem noch manches geschehen, was in demselben Geist unternommen wurde, aber, wie ich hoffe, keinen schlimmern Ausgang hatte. Der entbrannte Kampf zwischen zwei Parteien verbreitet sich von Ort zu Ort, und wird schwerlich anders erlöschen, als in Strömen Blutes. Gott wende dieses Unheil gnädig

ab, und wehe allen, die mit dem Odem der Hölle die glimmenden Zwietrachtfunken anfachen!

Der Sommer verging in reger Beschäftigung für mich. Weit besser als mit der ersten Lieferung von Leinwand, die ich besorgt hatte, ging es mit der neuen. Manche der Spinnerinnen waren nicht achtsam genug mit dem Flachs umgegangen, der ihnen anvertraut worden: sie hatten schlecht gesponnen, oder auch gar das Material verkauft. Ich bat daher Ihre Majestät, keinen Flachs mehr zu schicken, und meldete derselben, ich würde mich darauf beschränken, gesponnene Waaren zu kaufen.

Ich gewann nun vortreffliche Leinen. Einige Weber betrogen mich; da sie aber sehr arm waren, mußte man ihnen verzeihen. Die Umstände machten das unglückliche Volk unzurechnungsfähig. Aber man erkannte es meine Bemühung, meinen redlichen Eifer. Von allen Richtungen her schickten mir die Gemeinden Abgeordnete mit Vorstellungen voll Kraft und Klarheit, und diese Leute baten mich um Beförderung an den Kaiser. Ich versprach es und hielt mein Wort. In mehrläufigere Erläuterungen kann ich mich hier nicht einlassen, es genügt zu sagen, daß in jedem Orte offenbare Ungerechtigkeiten begangen wurden, und daß die Beschwerdeführer alle ihre Vorstellungen mit Beweisstücken belegten.

Ich nahm hochgestellte erleuchtete Rechtsgelehrte zu Hülfe, welche auch meinem Eifer für die gute Sache die Aktenstücke untersuchten und gediegene Referate darüber aufsetzten. Der eifrigste und befähigteste unter allen war Herr von Buchholz aus Münster, kaiserlich königlicher Hofconcipist, den ein früher Tod seiner gesegneten Wirksamkeit entriß. Ich kann mir nicht versagen, hier dem Baron von Sinn einige Worte dankbaren Andenkens zu

wünnen, weil er in der Sache fünf beinahetätigter Gemeinden, mit deren Abgeordneten ich zu ihm ging, nach gewissenhafter Durchlesung ihrer Beweisstücke einen gediegenen Rath ertheilte. Jeder Rechtschaffene könnte sich aus den vorliegenden Documenten überzeugen, daß das Land von allen Seiten her bedrückt und ausgesogen wurde, und daß es sich dabei um bedeutende Summen handle, die nicht allein dem Volke, sondern auch dem Staate entzogen worden. Ich will hiervon nur ein Beispiel in möglichster Kürze anführen.

Ein ehemaliger Pflegbeamter, der Gutsbesitzer auf Schloß Almeck, lebte mit der Tochter des Gerichtsdieners Hanny Hofbauer auf seinem Besitzthum, und führte mit Hülfe dieses Mädchens eines der verwegensten Bubenstücke aus, die je begangen worden. Er hatte verschiedene Helfershelfer in sein Interesse zu ziehen gewußt, und ließ auf dem Kirchenplatz eines Sonntags vormittags ausrufen, „daß die Bauern bei ihm den Zehnten der auf ihren Grundstücken hafte, ablösen könnten". Jeder Grundbesitzer der Gegend erstaunte über die Verkündigung und freute sich. Nun mußten in den folgenden Tagen die Helfershelfer des Ignatz von Auegg in der ganzen Ortschaft unter allerhand Vorwänden von Haus zu Haus gehen, und die Bauern mit ungefähr folgenden Worten berücken: „Leute, wißt ihr's denn schon, der Ignatz Auegg gibt ja dem ganzen Ort den Zehnten billig zum Ablösen; man weiß ja, daß er immer Geld braucht. Es kostet euch eine unbedeutende Summe, und ihr und Kindeskind seid auf ewige Zeiten von der Last frei. Schlagt nur bald ein, der gnädige Herr könnte sich anders besinnen!" Niemand unter der Sonne ist argloser als ein oberösterreichischer Bauer. Nächsten Sonntag nach der Kirche wurde die Ablösung des Zehn-

ten von neuem angeboten. Der Termin zu diesem Geschäft wurde auf kurze Zeit anberaumt. Herr von Auegg hielt Wort. Er ließ die Kaufpreise mäßig stellen, dennoch wurden sie den armen Bauern schwer herbei zu schaffen, und es kam eine ansehnliche Summe zusammen. Die Kaufcontracte wurden mit Hülfe eines Advocaten, namens Joseph Solterer, wenigstens scheinbar in aller Form Rechtens aufgesetzt und den hochvergnügten Bauern zugestellt.

Nicht lange nach dieser Begebenheit, und kurz vor der Erntezeit, verkaufte Ignatz von Auegg der Fanny Hofbauer, die, wie schon bemerkt, mit ihm lebte, das Schloß und die Herrschaft Almeck um einen mäßigen Kaufpreis. Nicht ohne Verwunderung erfuhren die Bauern diesen Kauf; doch ahnten sie nicht, was ihnen bevorstand. Als die Ernte vor sich gegangen, und die Bauern im Begriff waren sie in ihre Scheuern zu führen, erschien die Fanny Hofbauer, nunmehrige Besitzerin der Herrschaft Almeck, auf den Aeckern, und verlangte den Zehnten. Vergebens betheuerten die Bauern, daß sie den Zehnten gekauft, und brachten ihre Kaufcontracte herbei. Die Fanny erklärte: „der Handel sei null und nichtig! Nicht Ignatz von Auegg, sondern sie sei Herrschaft, in ihrem Kaufbrief stehe der Zehnten mitverzeichnet, und sie werde sich ihn nicht entreißen lassen!“ Sie ließ nun sogleich Arrest auf die Ernte legen, und kam mit Soldaten, sogar mit großen Hunden auf die Felder, wo sie den Zehnten eigenmächtig von der Ernte abtheilen und in die Scheuern von Schloß Almeck einführen ließ. Vergebens protestirten die Bauern; wahrscheinlich war in den Kaufcontracten absichtlich etwas versehen worden. Soviel ich glaube, zahlen sie diesen Zehnten noch immer an die Herrschaftbesitzerin. Ich kenne genau

mehrere solche Vorgänge, beschränke mich aber hier nur auf diesen einen.

Der Kaiser hatte mich nach Wien verlangt, ich ließ ihn nicht warten. Ueberfüllt von Eindrücken kam ich im December 1828 nach Wien, wo ich glaubte die letzte Hand an mein Werk legen zu können. Ich war bedenklich krank, aber frohen Muthes. Noch waren damals meine beiden Söhne in der Stimmung, in welcher sie durch das Gesäuse zum edeln Erzherzog Johann mit Lebensgefahr gewandert waren. Max mit seinem weichen Herzen war noch derselbe geblieben, aber Wilhelm hatte sich von den Einflüsterungen gewissenloser Menschen hinreißen lassen, und sah die Sache in einem schiefen Lichte an. Er schrieb mir aus Wien: „Vom Salzkammergut ist so wenig die Rede, daß ich kaum zwei mal in dem Fall gewesen bin, das Gespräch darüber conpiren zu müssen!" Diese Worte machten mein Mutterherz bluten. Wehe dem, der sie ihm eingeflößt hat; denn mein Sohn hatte immer großartig und edel gefühlt, seine Worte durch Thaten bekundet, seinen Thaten durch Worte Nachdruck gegeben. Er war noch in den Händen eines falschen Freundes, der den bedauerungswürdigsten Einfluß auf ihn geübt hat, als er seine „Wanda Wielopolska" und seinen „Fahrenden Schüler" schrieb, zwei Werke, die seine Feuerseele beurkunden. Erst im Jahre 1845 schrieb er seinen „Frommen Juden", den man infolge der Namenverwechslung mir beigemessen hat, an welchem ich jedoch nicht den geringsten Antheil habe.

Spindler, der die Gemächlichkeit liebte, und überall sparte, wo er es konnte, ohne sich den geringsten Abbruch zu thun, wohnte und lebte bei Wilhelm unter den kümmerigsten Bedingungen und mit großem Aufwand, höchst unzufrieden mit allem, was er bei ihm genoß. Er

nahm seinen Freund beim Arm, führte ihn in das theuerste Gasthaus. Beide ließen es sich dort behagen, doch auf Wilhelm's Kosten. Wilhelm's Gattin ließ sich diesen Aufwand gefallen, solange es möglich war ihn zu bestreiten; endlich aber erklärte sie, sie wisse nicht mehr, wofür den andern Tag das Essen hernehmen, und müßte Spindler inständig bitten, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen, ja sogar ihr Haus zu verlassen. Spindler nahm herzlich Abschied. Ich kannte seinen Charakter zu gut, um sie nicht vor den nothwendigen Folgen dieses Schrittes, den ich unbesonnen nannte, zu warnen. Sie sah meine redliche Meinung ein und sagte: „Ich kenne jetzt Spindler ganz, doch es ist zu spät!" „Und ich", fiel ich ein, „kenne ihn genug, um nicht zu wissen, daß er Sie seinen Ingrimm wird fühlen lassen. Er, der sonst bedauert hatte, er würde Wilhelm aus den Krallen seiner Gläubiger ziehen; er, der alle Mittel dazu besaß, hat ihn nun hineingestoßen und ihn rettungslos zu Grunde gerichtet!" Die Schwiegertochter konnte nicht widersprechen; sie vermochte nichts, als unter den herbsten Entbehrungen ihr Leben zu fristen, und auf einen Glücksfall zu hoffen, der nicht eintraf. Spindler, der im Ueberfluß schwamm, nahm von seinem Freunde die Zinsen von den Zinsen der angewachsenen Schuld, zerrnt ihn, und lenkte alles dahin, daß die Gant erklärt wurde. Doch meines Sohnes Anhänglichkeit überwog jeden Zweifel, und er blieb ihm ergeben, wie er es jemals gewesen war. Die Kette, welche ihn an den falschen Freund schloß, war in der Hölle geschmiedet, demnach zerriß sie. In Freiburg vermuthen sich wenige Jahre nachher, als meines Sohnes Untergang vollendet war, der falsche Freund, und der, der mir das Herz zerriß. Ich schreibe dies alles ohne Mitwissen meines Sohnes, aber mit vollständiger Ueberzeugung der

Wahrheit. Vor dem Throne des Allwissenden werden wir unsere Rechnung zu schlichten haben. An mir ist ein Mord geschehen, an meinem ältesten Sohne auch. Nicht aus Rache klage ich hier den Mann an, der uns vernichtet hat, nur aus Warnung für liebevolle Aeltern, und für unbesonnene Jünglinge sind diese Worte aufgezeichnet; wer ihren Sinn nicht zu fassen vermag, der lese Spindler's „Boa Constrictor." Spindler hat sich selbst gerühmt, daß dies Werkchen sein Bild und einen Theil seines Lebens enthalte.

Ich hatte für Pflicht gehalten, Eduard Duller, den ich ganz von ihm eingenommen sah, mit Behutsamkeit und Mäßigung gegen Spindler zu warnen. Die einzige Frucht dieser Warnung war, daß Duller mein Haus mied. Doch keine zwei Jahr später entfernte er sich von Spindler.

Der geistreiche, grundgelehrte, talentvolle Philolog Dr. Braun folgte seinem Beispiel nicht. Er verschied in der Blüte der Jugend nach langen entsetzlichen Leiden an den Folgen einer Brustwunde, die Lieutenant Gottraun ihm im Zweikampf geschlagen, zu welchem er ihn gezwungen hatte. Ehe er ihm gefordert, hatte ein sehr hochgeachteter Mann, einer unserer beliebtesten Dichter, ihm gesagt: „Braun, Sie stehen am Rande des Abgrundes, vielleicht ist noch Zeit zur Umkehr. Wer Mittel hat, wie Sie, kann wiederkehren; Sie müssen leiblich und geistig zu Grunde gehen, wenn Sie so fortfahren!" Braun lachte, er rief aus: „Mag ich doch! Die Würfel sind gefallen. Wie ich jetzt lebe, kann ich mich immer noch eine Zeit lang halten! Wenn alles für mich aufhört, so finde ich wol noch einen, der mich zusammenschießt, oder ich ihn, es ist mir dann beides recht!" A..... schaudernde, er eilte fort. Wenige Wochen darauf

lag Braun auf dem Sterbelager. Möge ihm der Allmächtige jenſeits vergeben. Mich drängt es ſein Bild auszumalen, ſo troſtlos es iſt. Er nannte ſich einen eifrigen Katholiken. Dagegen konnte niemand etwas haben. Es war um die Zeit, wo eben der deutſchkatholiſche Prieſter Ronge gegen den Rock zu Trier auftrat.

Ich ſprach mit Braun über dieſen Gegenſtand; er äußerte mit ſanftem Blick: „Die guten Menſchen haben da einen poetiſchen Begriff unwillkürlich und unbewußt in ihr Leben gezogen, und nun werden ſie darüber ausgehöhnt!“ Ich blickte ihn voll Erſtaunen an, ich konnte nicht ſprechen. Etwas über ein Jahr ſpäter kam Braun mit meinem Sohn nach Heidelberg. Wir aßen ſämmtlich im Badenſchen Hof. Es hatte ſich dort eine geiſtreiche Geſellſchaft vereinigt, das Geſpräch wendete ſich auf Religionsfragen. Braun äußerte: „Der Kampf wird jetzt ernſter als je, und es iſt hohe Zeit, daß er es werde! Wir haben den Proteſtanten große Conceſſionen gemacht, dieſe müſſen alle aufhören. Bald wird ſie ſchlagen, die große Stunde, wo die neue Bartholomäusnacht gefeiert wird, keine Pariſer Bluthochzeit! Keine europäiſche! O nein! Die Bartholomäusnacht der Welt. Und da will ich zuſchlagen ſolange ich den Arm rühren kann. Vertilgt müſſen ſie werden bis auf den letzten Mann, Gott wird ſeine heilige Sache ſchützen!“

Mir ſchauderte, ich war keines Wortes fähig. Ich ſah auf meinen Sohn Wilhelm hin, ich hoffte ein tröſtliches Wort von ihm, er ſchwieg mit der ruhigſten Miene, ich ſeufzte tief. Nun wurde eine ganze Wagenburg von Flaſchen, gefüllt mit den edelſten Sorten Rheinweins, die Braun um ſich her ſtehen hatte, verſchluckt, er ſchien nur noch Sinn für dieſe zu haben. Ein Hannoveraner, ein

sehr seiner Mann, der mir schräg über saß, und innerlich aber sichtlich warmen Antheil an dem ganzen Vorgang nahm, brach nun gemäßigt, aber kräftig los in ungefähr folgenden Worten: „Niemand hat jemals der katholischen Religion mehr Ehrfurcht bewiesen als ich; mehrere Mitglieder meiner Familie sind katholisch, alle lieben einander, denn alle fühlen sich Eins als Christen. Unter meinen Freunden sind die geehrtesten und theuersten gerade Katholiken. Es hat sich so gefügt, weil auch diese katholischen Freunde von Ehrfurcht für die Religion durchdrungen sind wie wir. Wenn ich nun aber hinzusetzen muß, der Vorsehung dank, daß ich ein geborener Evangelischer bin, so will ich hiermit keine Schmähung gegen den Katholicismus aussprechen. Ich sehe in der katholischen Religion noch immer, was sie zur Zeit der frühern Christen war, was sie vor dem Concilium von Trident gewesen, und was sie im Grunde noch heute ist und morgen wieder werden kann, ja wieder werden muß, wenn der Frieden erstehen und bestehen soll!“ Braun horchte hoch auf, er sah forschend um sich her, er fühlte sich allein unter den Gästen, denn nicht Einer nahm Partei für seine Sache. Der beinahe allgemeine Aufbruch begünstigte einen geschickten Rückzug, auch war es mit dem Wein zu Ende, und der Mithämpfer in spe der Bartholomäusnacht auf dem Halme, entfernte sich. Ihm folgte mein Sohn. Braun verließ den Gasthof und Heidelberg, ohne seine Rechnung zu tilgen.

Ich bin in meiner Erzählung den Begebenheiten weit vorausgeflogen; doch der innere Zusammenhang ist geblieben, und ihn muß jedermann anerkennen, der dies Werk liest, wenn auch der äußere fehlt. Vorsehung und Geschick gestalten ihre Werke ebenso. Eine ferne Zukunft scheint nur durch Augenblicke von der Gegenwart getrennt, weil die Be-

gebenheiten der Zukunft die unvermeidliche Folge der Gegenwart sind. Gestaltung und Duft der Weinrebe, die eben aufblüht, verheißt uns schon die reife Traube.

Ich hatte erfahren, daß Graf von Wickenburg in Wallsee erwartet wurde, und sehnte mich lebhaft, die Angelegenheiten des lieben Salzkammerguts mit ihm zu besprechen. Er war nicht immer einerlei Meinung mit mir. Ihm lief das Herz mit dem Kopf nicht davon, er wollte helfen und retten, aber vom normalen Weg kein Haar breit abweichen. Ich fand, daß bei außerordentlichen Begebenheiten und Zuständen, wie die des unglücklichen Landes, auch außerordentliche Mittel in Anregung gesetzt werden müssen. In Graf Wickenburg's Ansichten bestärkte ihn der Minister Graf von Baldacci, der mit seinem jungen Freunde nach Niederwallsee gegangen war, um sich mit ihm über verschiedene Angelegenheiten zu besprechen. Wir sahen uns nur bei Tafel. Ich fand am Minister Baldacci einen Gegner, mit welchem ich es muthig aufnahm, weil ein unverkennbares Wohlwollen für mich und meine Absichten ihn beseelte. Bei alledem ging die Sache nicht nach meinem Wunsch, denn er blieb bei seinen Ansichten und beim Hergebrachten stehen, und ich meinte, System und Gewohnheit müßten sich fügen, weil das Volk hungerte und fror, weil beinahe alle Lebensbedürfnisse im Preise gestiegen waren, und bei geschmälertem Verdienst Tausende von müßigen Händen vergebens nach Beschäftigung rangen. Es war dem edeln Grafen Wickenburg, und natürlicherweise auch mir, auf das eifrigste um Abhülfe zu thun. Ich, die bis ans Kleinste mit den Umständen vertraut war, sah die Nothwendigkeit der Aushülfe am klarsten ein. Der menschenfreundliche Staatsmann kannte minder genau die herrschende allgemeine Noth, dagegen aber zum Unglück für

die Leidenden die Gesinnungen und Ränke der Hefen des Volks, die ihm in den Gegenden, wo er ähnliche Functionen erfüllt hatte, anschaulich geworden waren. Es bedarf einer rechtschaffenen Obrigkeit, vortrefflicher Geistlichen und Schullehrer, um die Gemeinden auf guten Weg zu lenken und darin zu erhalten, und gewissenlose Obrigkeiten wirken nur allzu eifrig darauf hin, alle Vergehungen der Niedern in ein gehässiges Licht zu stellen. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, in Kürze ein Beispiel hievon anzuführen.

Einer der Beamten, die es sich vorzüglich angelegen sein ließen, das Volk zu verdächtigen, hatte sich ein Mittel ausgesonnen, es als verschwenderisch hinzustellen. Von Haus zu Haus eines Dorfes ersuchte er die Bewohner um Eierschalen, unter dem Vorwand, Gurkensämer hineinzulegen. Das gute arglose Volk ist sehr gefällig, es suchte aus der Nachbarschaft Eierschalen zusammen, und brachte sie dem heimtückischen Beamten. Als dieser eine beträchtliche Menge beisammen hatte, zeigte er sie dem Oberbeamten, und sagte: „Sehen Sie nun das genäschige Volk! Ueber Hunger klagen sie, und haben diese Menge Eier in kurzer Zeit zusammen gefressen, statt sie auf dem Markt zu verkaufen!“

Ich verwendete die Zeit meines Aufenthalts in Niederwallsee auf die Zusammenstellung der Klagen und Bedrängnisse der Bewohner des Salzkammerguts. Graf Wickenburg hatte mir großmüthig angeboten, dort zu verweilen, um ungestört bei dieser Arbeit zu bleiben. Meine Söhne waren häufig zum Besuch im Benedictinerkloster von Melk, auf Jagden, und in Linz bei unserm Freunde, dem Syndikus von Sporn. Sie wurden wie Mitglieder der Familie angesehen. Dieser Aufenthalt war um

so ersprießlicher, da diese Familie wie ein Musterbild der Bildung, Liebenswürdigkeit, Tugend und Sitte auf diese jungen Gemüther wirkte. Ich lebte ganz einsam auf diesem prächtigen Schlosse, das über dreihundert Fenster hat, und sehr anmuthig liegt. Die Requisiten zu meinem Frühstück wurden abends zuvor aus der Pflege zu mir hingebracht. Erst mittags verließ ich meinen Schreibtisch, um mit dem Pfleger und seiner Gattin zu speisen; dann ging es in den herrlichen Garten, der trotz der vorgerückten Jahreszeit ganz voll köstlicher Blumenbeete prangte; oder ich bestieg den Thurm, der die entzückendste Aussicht darbot. Von da blieb ich mit dem Pfleger zusammen, den ich nach dem Abendtisch wieder verließ, um fortzuarbeiten. Es war mir ein eigenes Gefühl, wenn ich den ellenlangen Schlüssel in der Hand, das gewaltige Schloß auf- und sorgfältig wieder zuschloß. Ich hatte dort keine Langeweile; mit meiner Arbeit war Segen. Im Hintergrunde winkte und glänzte Wien mit seinen geistreichen Männern, seinen anmuthigen Dichtern, mit der geist- und herzerhebenden Beziehung zu den Kreisen des kaiserlichen Hofes. Wir verließen endlich Wallsee, unaussprechlich dankbar für die lange genossene Gastlichkeit des edeln Grafen, der diese That wol zu einer der segensreichsten seines Lebens rechnen kann.

Wir gelangten aus unserm geliebten Salzkammergut nach Wien, und bezogen eine Wohnung in dem Hause, welches noch von früherer Zeit her das „Bürgerhospital“ hieß, und wo ich Josephine von Perin, unsere theure Freundin, die es seit vielen Jahren bewohnte, wiederfand. Sie empfing mich liebevoll, und wir genossen der anmuthigen Nachbarschaft mit immer neuer Freude. Josephine von Perin, die Tochter eines berühmten belgischen

Generals von Vogelsang, war eine der bedeutendsten Erscheinungen meines Aufenthalts in Wien. Sie besaß eine geniale Schwester, und einen geistvollen Sohn, der die diplomatische Carrière ergriffen hat, und späterhin als Legationssecretär nach Turin ging. Beider Sprachen zum Erstaunen mächtig, schrieb und dichtete Frau von Perin meisterhaft französisch und deutsch, in Versen und in Prosa, wie eine geborene Französin und Deutsche. Man hätte sie fragen können, wie Friedrich Wilhelm IV. Adalbert von Chamisso frug: „Wo haben Sie das herrliche Deutsch her?" Dieses hat durchaus niemand, als wem es von oben herab gegeben ist. Kein Studium verleiht es; Natur gibt es, wie sie der Rose den Duft gibt! Auch Josephinens Prosa athmete denselben Geist, zwanglos, herrlich gegliedert, kraftvoll, lebenssaftig, wie Musik vom größten Meister. Wer enträthselt solch Geheimniß? Wer kann den Augenblick herbeirufen, wo der Genius der Seele den Brautkuß gibt?

Wir brachten mit Josephinen von Perin und gegenseitigen Freunden entzückende Abende zu, aus denen bisweilen Nächte wurden. Wir werden sie jenseits wiederfinden. Grillparzer, Apollonius von Maltitz, Christian von Zedlitz! Ihr könnt diese Stunden nicht vergessen, die Welt kann sie euch nicht wiedergeben; nur jenseits, jenseits stehen sie uns wieder auf!

Wie gerecht ist der Himmel! Den Reichen, die im Golde wühlen, schenkt er nicht, was er uns himmlisch Beglückten gibt, wenn die Stunde der Weihe sich in unsere Herzen senkt; wenn Herz in Herz, Leben in Leben überfließt; wenn alle, die den großen Bund feiern, nur Eins sind. Nicht zerreißen kann ein solches heiliges Band, nur unsere Wahrnehmungskraft verschwindet. Das ewig Schöne, das uns der Ewige zu eigen

gegeben, das wir auf ewig besitzen — getrost, wir finden es schöner wieder, als es die Erde uns geben konnte.

Meine Lieder an Seraphina bezeichnen ähnliche Stunden meines Lebens, unter dem schimmernden Dach des kaiserlichen Palastes. Charlotte Auguste war eine Seraphina. Ich habe es viele Jahre verschwiegen, ich wollte nicht der Welt preisgeben, was ich vom Himmel selbst empfangen, was ich mir ruhig und ergeben für diesseits entreißen ließ. „O Gott, wie reich ist doch eine Dichterseele!“ hatte sie mir zugerufen, weil sie mich liebte und verstand, die hohe süße Frau! Nicht mir ist sie entrissen worden, sondern ich ihr. Aber sie wird mich wiederfinden, und je schroffer die Trennung war, je süßer wird die Wiedervereinigung sein.

Ich wurde kurze Zeit nach meiner Ankunft in Wien zum Conferenzminister Grafen Kollowrat gerufen, der mich mit der wärmsten Theilnahme empfing. Mit tiefer Wehmuth sagte er mir unter anderm die Worte: „Ah, es geht nicht wie es sollte, ich bin Minister und habe kein Portefeuille. Das Gute wird unbeschreiblich erschwert. Doch man muß den Muth nicht sinken lassen. Der Kaiser hat das menschenfreundlichste Herz und den besten Willen. Erst über seinem Grabe wird die Welt gerecht gegen ihn sein!“ Nach einem langen Gespräch, dessen Inhalt ich in meiner Brust verschließen muß, führte mich der Graf zu seiner herrlichen Gemahlin, mit der ich eine schöne Stunde zubrachte. Bei dem Abschied hatte mir Graf Kollowrat noch gesagt, er würde mich zum 12. December beim Kaiser anmelden. Ich hatte mir viel von dieser Audienz versprochen. Ich glaubte dem Kaiser mehr sagen zu können, wenn ich die Letzte wäre, die sich melden ließe, ich hatte Unrecht. Der Kaiser war

schon sehr erschöpft, als ich zu ihm eintrat; sein Adjutant machte mich darauf aufmerksam. Ich hielt es für einen Wink, mit dem Kaiser sehr behutsam umzugehen, und ich hatte recht.

Im reinsten Hochdeutsch sprach der Kaiser zuerst zu mir einige Worte des Dankes, daß ich mich seiner Oberösterreicher so herzlich angenommen habe. „Aber", setzte er hinzu, „die Sache hätte eine schlimme Wendung nehmen können! Wie, wenn ich nun gezwungen gewesen wäre, Soldaten in das Salzkammergut zu schicken?" Ich erstarrte. Ich sah aus diesen Worten, daß die lügenhaften Berichte des Pflegers von Orth Eindruck beim Kaiser zurückgelassen hatten, und daß er glaubte, es handle sich um eine Empörung. Der Kaiser muß meine Empfindungen in meinen Blicken gelesen haben. Ich sagte ihm mit fast von Schmerz erstickter Stimme: „Ich kann und will mich nicht rechtfertigen bei Ew. Majestät, ich überlasse das Gott und der Zeit!" In den Mienen des Monarchen ging nun eine Veränderung vor, er blickte mich mit seinen schönen blauen Augen freundlich an. „Nun ja", sagte er sanft, „gewiß haben Sie es gut gemeint!" „Und auch gut gehandelt", entgegnete ich. Der Kaiser sprach nun: „Ich weiß durch Sie etwas, das ich nie zuvor erfahren hatte. Da liegen sie drüben den armen Leuten, die selber nichts zu essen haben und die Steuer nicht zahlen können, Executionssoldaten in das Haus; das ist mein Wille nicht, das darf nicht sein, das soll nie wieder geschehen!" Die Stimme des Kaisers drückte flammende Wuth aus. Ich sagte ihm: „Es sind auch Menschen unter den Executoren Ew. Majestät! Es geschah voriges Jahr, daß den Executionssoldat, als er zu einem Bauer kam, Kinder erblickte, die vor Hunger weinten, und keinen Bissen Brot in der Hütte an-

kauf; da griff er in seine Tasche, gab der bebenden Hausmutter seine ganze Baarschaft, um Brot zu kaufen, und eilte davon. Ein anderer, ärmer als jener, ging beim Anblick der jammernden Bewohner aus dem Hause, und kam mit Brot beladen wieder. Er hatte eilig sein Gewehr verkauft, und wußte, daß ihn funfzig tüchtige Hiebe dafür strafen würden; doch er folgte der Regung der Menschlichkeit. Ja, Majestät, oft geschieht es, daß die Soldaten auf das Pflegamt zurückkommen und erklären, sie könnten diesen Leuten nichts abnehmen." „Brave Kerls!" sagte der Kaiser, und wiederhohlte dann noch feierlich sein Versprechen, welches er freiwillig gegeben, daß keine Executionssoldaten mehr in das Salzkammergut geschickt werden sollten. Mir ist unbekannt, von welchem Orte aus diesem großmüthigen und gerechten Entschluß widerstrebt wurde, und zwar mit Erfolg; denn es kamen nach wie vor Executionssoldaten zu den Bewohnern, rückständige Steuern einzutreiben, nur daß man nicht mehr erzählen hörte, daß welche von ihnen ihr Gewehr verkauft, um den Bewohnern Brot zu bringen. Sie hatten sich damit begnügt, aus den jammervollen Hütten, wo keine Maus eine Brotkrume gefunden hätte, unverrichteter Sache auf das Pflegamt zu gehen, wo man nicht ermangelte, die Kosten für den Executor und für den Widerstand der Einwohner in Rechnung zu bringen. Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich entmuthigt oder, wie der Bauer sich auszudrücken pflegt, „maßleidig" war. Ich weiß kein deutsches Wort für diesen Zustand: es bedeutet eine Erschöpfung der Spannkraft, eine wehmuthsvolle Hoffnungslosigkeit.

Kaiser Franz meinte: „Vom Steinsalz könnte man sich im Lande helfen", weil Salzmangel in den Vorstel-

klagen der Landleute auch das kläglichste zur Sprache kam. Ich mußte nichts von einem solchen, konnte weder beipflichten noch widersprechen, und glaubte einigen Unwillen hierüber beim Kaiser wahrzunehmen; auch war er sichtlich erschöpft, seine Augen waren roth. Die große Anzahl der Bittflehenden, die er angehört, hatten vier Stunden seines bedrängten Lebens mitgenommen, in diesen hatte der gute Kaiser viel gesprochen, und viel Leid empfunden, zuweilen auch gezürnt, weil er von vielen und frechen Schurkereien erfuhr, die ihn empörten, und die er bestrafen wollte. Er pflegte dann den Hülfesuchenden auf die Schulter zu klopfen, und die Worte auszusprechen: „Geht nur heim, Kinder, euch soll Recht werden!“ Doch unter hundert Fällen gab es kaum einen einzigen, wo dies Wort sich bewährte, denn Argliſt und Tücke hatten die Netze zu fein gesponnen, in welchen die Unterthanen zappelten, darbten und verschmachteten. „Es ist schaudervoll“, rief einmal die Kaiserin aus, als ich ihr unter andern Reden der Landleute folgende wiederholte: „Ueber die Steuern beschweren wir uns nicht, wenn wir sie geben sollen nach Recht und Gesetz, wie sie uns vorgeschrieben sind; wir wollen die Nächte durch arbeiten, daß uns das Blut aus den Nägeln spritzt; wir wollen hungrig zu Bette gehen, wenn nur der Beamte nicht wäre!“

Ich erzählte Ihrer Majestät auch von einem wackern Landmann, den ich warnte, sich weder durch Leiden, noch durch Aufwiegler hinreißen zu lassen, und keine Empörung zu versuchen, denn der Kaiser werde ihnen gewiß helfen. „Empörung!“ rief der Alte, „nein, lieber doch gleich in den See!“ Die Kaiserin war tief gerührt. Ich erinnere mich nicht einmal, und fürchte, mich hat eine übertriebene Ehrfurcht

abgehalten, der Kaiserin hinterbracht zu haben, was ich von mehr als Tausenden gehört hatte: daß die Angestellten bei den politischen Behörden mit teuflischem Hohn hell aufgelacht hatten, wenn die Bedrängten etwa drohten, sie würden zum Kaiser gehen. Die Herren durften lachen. Sobald sie wußten, daß die Bauern sich so viel Geld zusammengeliehen und abgedarbt hatten, daß sie Wien erreichen konnten, schrieben sie an dortige Freunde, den Bauern den Zugang zu erschweren, oder zu hindern, im schlimmsten Fall aber sich an diejenigen zu wenden, denen der Kaiser das Referat auftragen würde. Meistens gelang das. Der Kläger, das Herz warm von den Tröstungen des guten Kaisers, noch auf der Achsel das traurige Klopfen der kaiserlichen Segenshand fühlend, hungerte sich heim, wurde von allen Seiten her mishandelt, und bekam eine abschlägige Antwort, und obendrein noch einen derben Verweis von der Behörde. Dabei hatte er noch mehr Schulden als früher; denn nicht selten hatte er den Vorschuß zu seiner Reise aus Wucherers Hand empfangen. Der unsterbliche Kaiser Joseph hatte vorausgesehen, daß bei Suppliken der Landleute Umstände wie die eben bezeichneten eintreten müßten. Ihn jammerten die Beschwerdeführer und Bittenden, die mit großen Mühseligkeiten nach Wien mußten, und um ihnen Mühe und Aufwand zu sparen, beauftragte er den Kreishauptmann jedes Bezirks, die Schrift des Bauern nebst einer Einbegleitung von ihm selbst, an Ihre Majestät abgehen zu lassen, worauf der Kaiser den Bescheid durch den Kreishauptmann an den Bauer schicken würde. Der Kreishauptmann von Wels, den Kaiser Joseph selbst noch eingesetzt hatte, hieß Jakobar, der von Steuer Dornfeld; sie waren vorgeschobene Riegel vor der Eingangspforte zum Thron. Der gesetzliche Befehl für Be-

schwerdeführer und Solicitanten lautete: zuerst zum Pflegamt zu gehen, und wenn dieses abschlägigen Bescheid gab, sich an das Kreisamt zu wenden, welches sodann nach Beschaffenheit der Umstände entweder die Beschwerde oder Bitte verwarf, oder an den Kaiser beförderte. Bei geringen und gewöhnlich individuellen Besuchen pflegte das Kreisamt zu ignoriren, wenn es übergangen wurde; sowie aber der Gegenstand die Rechte einer oder mehrerer Gemeinden und dann gewöhnlich eine große Summe Geldes betraf, wurden Kunstgriffe aller Art aufgeboten, damit die Sache gar nicht vor den Kaiser gelangte. Ich kann hiervon mehrere Beispiele anführen; sie betrafen Gemeindeholz, Korn- und Grundsteuer, und andere hochwichtige Gegenstände, sowie den schon erwähnten Zehnten, den die Gerichtsdienerstochter, Fanny Hofbauer, den Bauern von Almeck gewaltthätig entriß.

Ein Bauerngutsbesitzer Namens Heidinger, der im Namen von fünf Gemeinden an mich abgesendet worden, kam nach Gmunden, mit den Proceßarten versehen, und trug mir klar und begreiflich die Sache der Gemeinde vor, mit inständigster Bitte, sie zur Kenntniß des Kaisers zu bringen, weil man wußte, daß ich nach Wien wollte. Ich willigte gern ein, weil hier eine ungeheuere Unterschlagung vorgegangen war. Heidinger hatte als Beweisstücke hochwichtige Documente im Original und mit dem Siegel der höchsten k. k. Hofstelle herbeigebracht. Ich habe vergessen, wer mir anrieth, dem berühmten Baron Sina alle vorhandenen Documente mitzutheilen, wiewol er mir ganz unbekannt war. Als ich nach Wien gelangt, war mir Heidinger nachgereist, und suchte mit mir Baron Sina auf, der uns mit der größten Theilnahme anhörte und sorgfältig die Acten durchlas. Er äußerte sich mit folgenden Worten: „Diese Sache ist hochwichtig und

sonnenklar! Hier sind drei Actenstücke, die als schlagende Beweise dienen. Die Gemeinden müssen einen Bericht aufsetzen und unterzeichnen, den Sie, gnädige Frau, zum Kaiser in seine eigene Hand gelangen lassen. Vielleicht kann ich selbst meine Theilnahme an diesem Gegenstand beweisen." Ich war über die Aufnahme und das Benehmen des edeln Mannes ganz entzückt, jedoch höchst betroffen, am andern Tage meinen guten Heidinger nicht wiederzusehen. Gegen Abend erschien bei mir ein Bauersmann aus jener Gegend, der mir offenbarte, daß die Polizei am Morgen, als er mit Heidinger ausgegangen war, diesen festgenommen habe. Ich erstarrte vor Verwunderung. So klug und gebildet die Einwohner jener Gegend sind, so wenig sind sie im Stande, der obrigkeitlichen Gewalt mannhaft entgegen zu stehen, wo es ihr gutes Recht gilt. Heidinger hatte sich nicht einmal einen gegen ihn ausgefertigten Verhaftsbefehl vorzeigen lassen, und saß nun im Gefängniß. Sein Landsmann, der ihn nach Wien begleitet hatte und von dem Polizeisergeanten unbeachtet geblieben war, hatte sich wahrscheinlich davongeschlichen, und in Ermangelung bessern Raths zu mir begeben.

Ich eilte zum Stadtdirector Hofrath Persa, mit welchem ich einigemal in Gesellschaft gewesen war; statt seiner erschien der allgemein hochgeschätzte Roe, um mit mir zu sprechen; derselbe, dessen Silvio Pellico so seelenvoll erwähnt. Ich erklärte diesem würdigen Manne, man habe mir meinen Bauern arretirt, und ich müsse ihn wieder haben. Herr von Roe, der überhaupt vom Hofrath Persa nicht erbaut war, und der meine Verhältnisse zum kaiserlichen Hof kannte, versprach mir, ich solle den braven Mann heut noch wieder sehen. Es war mir unaussprechlich leid, des Zwiegesprächs mit Hof-

rath Persa überhoben zu sein. Ich verließ getrost das Auge Gottes*), und eilte nach Hause. Wirklich kam mein guter Heidinger dorthin, noch blaß von dem erlittenen Schrecken, und erzählte mir, daß beim Herausgehen aus seiner Wohnung der Polizeisergeant auf ihn zugekommen wäre, und er, Heidinger, vermöge seiner Hasennatur auf der Stelle reißaus genommen habe; jetzt aber komme er, von mir und der Kaiserstadt einen lebenslänglichen Abschied zu nehmen, denn seine persönliche Sicherheit als unbescholtener Unterthan des Kaisers gehe ihm über alles! Nichts konnte ihn bewegen, seinen Entschluß zu ändern; er vermeinte, und wer weiß ob mit Unrecht, man würde ihn im Loche, worin er steckte, haben verfaulen lassen, wenn sein Kamerad mich nicht aufgesucht und mir Nachricht von seinem Schicksal gegeben hätte. Verzeihlich ist die Vermuthung, die ich faßte, daß ihm im Gefängnisse Drohungen gemacht worden seien, denen er nicht zu widerstehen wußte, und daß man ihm vor der Entlassung noch das Versprechen abgenommen habe, sich nicht mehr in diese Sache zu mengen. Ich will sie hier nicht weiter erörtern, denn es wäre zu spät; doch ich werde diese müdgeweinten Augen nicht schließen, ohne die Gewissenspflicht erfüllt zu haben, am rechten Ort damit aufzutreten, um der Zukunft ähnliches Unheil zu ersparen.

Es war Se. Majestät, dem Kaiser Franz, heiliger Ernst um seine Unterthanen. Er hat es bewiesen, und es steht zu hoffen, daß seinem schönen Willen vielfach Folge geleistet worden. Mehrere Jahre vor meiner Ankunft hatte er, auf glaubwürdige und beglaubigte Anzei-

*) So nennt man das Polizeigebäude.

gen, den Pfleger Muttersgleich in Ketten ſchließen und in lebenslängliches Gefängniß ſetzen laſſen. Trotz unerhörter Ränke der Behörden im Mühlviertel, wo es zuging wie in Salzkammergut, hatte der Unterſuchungscommiſſär die Uebelthäter in den Kerker gebracht. Der Pfleger von Orth wurde bei der Unterſuchungscommiſſion, die Hofrath von Schiller gegen ihn errichtete, überwieſen. Er ſah nichts mehr voraus als Schmach und Tod; er hätte ſein Schickſal wahrſcheinlich mildern können, doch er wollte den Freund retten, der ſein Mitſchuldiger war, verbrannte die Papiere, die dieſen Freund compromittiren konnten, und ſuchte den Tod in dem See. Gelegenheit und Verführung hatten ihn zum Verbrechen hingeriſſen, aber Tauſende hat er ins Unglück geſtürzt, ausgeraubt, nicht mit der Bosheit eines Folterers, ſondern mit thieriſchem Raubthierinſtinct. Er gewann nicht viel dabei, der größte Theil der Beute kam zuerſt in die Hände ſeines Genoſſen, andere Theile kamen den Hehlern und falſchen Zeugen zu, deren er bedurfte. Als die Stunde ſchlug, wo er Rechenſchaft geben und erſetzen ſollte, war nur der See ſein Rettungsmittel. Er compromittirte nicht einen ſeiner Genoſſen, und manche von denen, die auf irgendeine Art ſein Unglück bereiten halfen, hatten ein Gewiſſen, beinahe ſo belaſtet als das ſeinige.

Der Kaiſer hatte mir befohlen, alle Papiere die das Salzkammergut beträfen, nebſt ſeinem Referat, in die Hand des Grafen Kollowrat zu übergeben. Mein älteſter Sohn übernahm dies Geſchäft noch immer mit der alten Liebe für die Sache, die ihn mitunter auch ergötzte. Die guten Kammergüter zerbrachen ſich täglich den Kopf darüber, wer in aller Welt ich denn eigentlich ſein könnte. Einer rief aus: „Das wißt ihr nicht? Das iſt doch leicht zu ſehen, ſie fürchtet ja unſere Herren nicht, es iſt

die Kaiserin!" „Fehlgeschossen", rief ein anderer, „ich weiß es besser: es ist Se. kaiserliche Hoheit der Kronprinz!" Mein Sohn brach in ein lautes Lachen aus. „Es ist ja meine Mutter", rief er. „Oho!" sprach der Bauer, „weit gefehlt, der Kronprinz will sich von allem überzeugen, er ist selbst gekommen, ja in Wahrheit, man kann es ja sehen. Wer sonst hätte denn solche große Füße!" „Ganz richtig!" fiel ein anderer ein, „ich soll ihn doch wol kennen, ich habe ja unter ihm gedient!" Mein Sohn fing an ärgerlich zu werden. „Der Herr Graf wollen uns nicht glauben!" „Ich bin kein Graf", rief mein Sohn. „Weiß schon, Herr Graf!" antwortete der Bauer. Solche Meinungen kreisten durch das ganze Land. Ein armes Weib schrieb mir: „An Ihre Majestät die Grafing beim Sülzel" (so hieß nämlich unser Gasthof). Als ich zum Besuch bei Pastor Wehrenpfennig war, führte die Pastorin einen alten Mann zu mir in den Garten. Er nahte sich mit unsichern Schritten, und that einen Fußfall. Die Pastorin lächelte. „Hören Sie nur an", flüsterte sie mir zu, „es ist ergötzlich!" und sie entfernte sich.

Ich bat den Mann so dringend aufzustehen und sich auf die Gartenwand niederzulassen, daß er es endlich that, indem er sagte: „Sie haben sich in unsere Mitte begeben, Sie wollen nicht gekannt sein, wir müssen thun wie Sie befehlen, und es ist schön, daß Sie da sind. Es ist so heimlich hier, und es soll Ihnen schon gefallen, Ew. Majestät sind hier vollkommen sicher!" Mich überfiel keine geringe Angst, ich glaubte einen Wahnsinnigen vor mir zu haben. Ich bat den Mann sich zu entfernen. „Nicht doch", rief er gutmüthig aus, „ich bin so frei gewesen und gekommen, um Sie zum Essen zu laden; wir werden um den Tisch her stehen und Ew. Ma-

jestät bedienen; wir haben eine gute Suppe mit Markklöschen, wenn es anständig ist, einen saftigen Lummelsbraten, Haizelsalat, guten Wein aus meinem Keller; aber keine süße Speise, die kann meine Alte nicht kochen." Ich erhielt mich bei meinem angenommenen Ernste, und bedauerte, die Einladung nicht annehmen zu können, weil ich schon beim Pfleger versagt sei. „Ach, Ew. Majestät", rief er zitternd aus, „nur nicht auf das Pflegamt, da werden Sie verkauft und verrathen! Nein, bleiben Sie bei uns, wir lieben Sie, es ist heimlich hier." Ich hatte alle Mühe, mir das Lachen zu verbeißen und mich aus dem Garten zu entfernen. Die Pastorin löste mir das Räthsel. Es war dem Manne gesagt worden: in Wien sei Revolution, die kaiserliche Familie habe flüchten müssen, ich, die Kaiserin, sei durch die Wälder hierhergekommen, und suche nun hier Zuflucht, da wolle er der erste sein, der bei Ihrer Majestät eine Ehre aufhebe. Hierauf habe ihm die Pastorin gesagt, er solle nur mit ihr in den Garten kommen, da würde er die höchste Frau finden.

Es war im obern Salzkammergut noch manches Aehnliche vorgefallen. Ich und meine Söhne hatten nie theil daran, aber die guten Menschen ließen sich ihre Einbildungen gar nicht ausreden; sie nährten ihren Wahn, daß ich ihnen helfen könne, durch die Idee, daß ich mächtig sei. Denn ihre Angst und Ehrfurcht für ihre Behörden wirkten so mächtig auf sie, daß sie glaubten, ich müßte viel gewaltiger und vornehmer sein, als ihre Herren, weil ich so furchtlos mit denselben sprach.

Mein ältester Sohn übergab die Papiere aus dem Kammergut in des Grafen eigene Hand. Ich begreife nicht, wie es zuging, daß noch einige Jahre später keiner der Betheiligten auch nur eins der Papiere wieder zu-

rück erhielt. Ich hatte ein ausführliches Referat über jedes Stück beigelegt. Auf den Wunsch der Vorsteher der Bruderlade im Salzkammergut hatte ich ein Buch auf Pergament geschrieben und in schwarzen Sammt gebunden. Dies Buch enthielt die Statuten der Mitglieder der Bruderlade und Rechnung über die bis dahin empfangenen Gelder, die von Beiträgen edler Wohlthäter und armer Salzarbeiter herrührten. Die Bruderlade wurde bei Erkrankung der Mitglieder in Anspruch genommen; sie bekamen Zimmer, Lager, Arznei und Kost, bis sie wieder genasen. Das Obersalzamt verlangte die Aufhebung der ganzen Anstalt, ohne die Betheiligten über den Grund aufzuklären. Nach einiger Zeit, während sie auf Bescheid über ihre Vorstellung beim Kaiser gewartet hatten, kamen sie um die Wiedererstattung des Buches ein, erhielten aber keine Antwort.

Das Gosathal hatte mir gleichfalls eine Deputation geschickt, um seine früher empfangenen Privilegien beim Kaiser in Erinnerung zu bringen; doch ich mußte das Original zurückgeben, und durfte nur eine Abschrift nach Wien schicken. Ich glaubte damals nicht, daß die Gosaer recht hatten. Ich glaube nicht, daß eine einzige Gemeinde des ganzen Bezirks zurückgeblieben war; unaufgefordert, mit rührendem Zutrauen waren sie alle gekommen, mich zu bitten, ihre Eingaben in des Kaisers Hand zu befördern, und meinten, dann wäre geholfen. Auch ich stand in diesem Glauben, und irrte mich wie alle übrigen. Die eingerissenen Unordnungen, die Vorspiegelungen gewissenloser Beamten, die geflissentlich die Wahrheit entstellten, würden auch in einem kleinen Wirkungskreise Unheil herbeigezogen haben. Abhülfe mußte geschafft werden; das brennende Verlangen zu helfen, überwog alle Bedenklichkeiten. Ich vergaß, daß ich kein

Mann war, daß ich von allen meinen theuern und ausgezeichneten Bekannten und Freunden nie Nutzen zu ziehen versucht, daß ich kein Verständniß von den Dingen des Lebens hatte. Ich meinte, mit der Poesie wäre alles abgethan. Wie sehr war ich auf dem Irrwege! Eine rein poetische Natur wie die Karschin! Ich muß es tadeln, aber auch mein Lob aussprechen. Gibt es denn etwas Beseligenderes, etwas Gottinnigeres, Erquicklicheres als eine poetische Natur? sie dichte nun mit was es sei, mit der Seele, mit der Kehle, mit dem Pinsel, mit dem Meißel, mit der Flöte, mit der Harfe, oder mit Blumen, die sie zu Kränzen windet. Sie sei Adler, Lerche, Nachtigall, Thautropfen, der auf Blumen zittert, Heimchen im Grase, summende Biene, zwitscherndes Vöglein, das nur eines Tones mächtig. Ich grüße sie als Schwester! Das Diesseits hat uns die Brücke geschlagen, über die wir wandeln, um uns im Jenseits wiederzufinden. Der Tod ist die Brücke! Der Tod, der liebevollste Freund des Lebens; der Tod, nach dem jedes inbrünstige Leben bangt! Jede Aufstrebung zum Höchsten hin ist ein Selbstmord, ein Vordringen zum Ziel, ein Lüften des Fittichs, der zu Gott hinschwingt.

Es ist mir unmöglich, in alle Umständlichkeiten, welche diesen Zeitabschnitt bilden, einzugehen; auch hat sich seitdem vieles geändert, manches gebessert. Es war der Lieblingsgedanke Ihrer Majestät, der Kaiserin, eine allgemeine Arbeitsanstalt zu errichten, dies ist geschehen. Ich erfuhr durch die höchste Frau unmittelbar vom Aufblühen und Gedeihen dieses neuen Segenswerkes. Einige Jahre lagen zwischen diesem Zeitpunkt und dem eben berührten. Ich hätte thätiger in der Mitwirkung zu diesem Unternehmen sein sollen, und muß mich bitter

tadeln, will auch gar nicht viel zu meiner Entschuldigung sagen: denn ich habe nachlässig gehandelt, ich ließ mich zu sehr von der Ueberzeugung hinreißen, daß die Kenntniß von der wahren und tiefen Wurzel des Uebels ganz allein aus dem Grunde helfen könnte; da ich hingegen mich hätte begnügen sollen, die mir angewiesene Bahn festen Schrittes geradeaus zu betreten und die Radicalcur des Krebsschadens dem höchsten Gott, der alles durchschaut und lenkt, gläubig zu überlassen. Soll ich mein Vergehen eingestehen: der mir anvertraute Zweck reizte meine Phantasie nicht genug, das Leichteste wird manchem zum Schwersten! Während ich auf der einen Seite meine Kraft überschätzte, wo sie nicht ausreichen konnte, schien mir auf der andern meine Aufgabe zu leicht. Was ich wollte, zum Theil auch erlangte, blieb in der Hauptsumme unerreichbar. Es hätten Mittel dazu gehört, die mir nicht gewährt werden konnten, die ich auch nie zu verlangen wagte. Mich zermalmte die Wucht des herrschenden Elends. Viel tausend Menschen, die mir weinend zu Füßen lagen und ungetröstet wieder heim mußten, zerrissen mir das Herz. Hierzu kam, daß meine Söhne meiner bedurften, daß Personen, auf die ich mich verlassen hatte, mein Vertrauen täuschten. Theils hatte ich diese zu lieb, um sie zu compromittiren, theils hoffte ich von der Zukunft Aufklärung und Genugthuung, theils von einem nicht unmöglichen Glücksfall Ersatz für den erlittenen Schaden, und Mittel, mich ganz allein vor den Riß zu stellen. Meine Handlungsweise war rein und treu, mein Wille edel geblieben, mein Zweck in gewisser Hinsicht erreicht. Der Kaiser und die Minister hatten klar dies Gewebe durchschaut, in welchem das gute treue Land wie in einem Netze eingewickelt lag; verbrecherische Umtriebe waren gehemmt und für die Zu-

kunft unmöglich gemacht. Von den Edelſten und Einſichtsvollſten wurde ich anerkannt. Karoline Pichler kam mir bei meiner Wiederkunft nach Wien mit offenen Armen entgegen, und ſagte mir unter ſanften Thränen: „Seien Sie geſegnet, liebe Freundin! Wie viel Gutes haben Sie geſtiftet: drei Jahre Grundſteuernachlaß dem armen Lande, vielen hundert Menſchen wieder Brot geſchafft! O gewiß, Gott wird Ihnen alles ſegnen, was Sie für meine guten Landsleute gethan!“ So ſprach die theure Frau, und ich bin ſtolz auf ihre Worte. Bis in den Tod blieb ſie meine ſtandhafte Freundin; die Beweiſe ihrer Geſinnung für mich ſind mir ſo koſtbar, daß ich mich nicht entſchließen konnte, ſie zum Druck wegzuſchicken, als ich darum von ihrer geliebten Tochter gebeten wurde; vielleicht ſchmücke ich noch dies Werk mit dieſen ſeelenvollen Denkmalen ihrer Liebe und Treue. Eine öſterreichiſche Natur hat noch beſondere Eigenthümlichkeiten vor andern voraus; ſie gibt Liebe um Liebe mit voller Herzigkeit, mit einem Zauber der Hingebung und Friſchheit, der unvergleichlich iſt. Auch der unbefangene Dritte, der ſolche Herzensergüſſe lieſt, empfindet den Werth der Freundin, wie er ſich in den Briefen an ſie ſpiegelt, zugleich mit dem der Schreiberin des Briefes; die Wärme und Liebe darin gehen in ſeine Bruſt über. Die Unmittelbarkeit der Ausdrücke wirkt auf ihn, und er liebt zwei Weſen, indem er einen Brief lieſet; unwillkürlich wird der Brief zum Bilde derjenigen, an welche er gerichtet iſt. Ein Theil unſerer Correſpondenz war ergötzlich für den Dritten, er betraf ganz einfach die Leinwanderzeugung in Salzkammergut. Es war uns ſo ernſt um die Sache, daß man hätte glauben ſollen, wir hätten zeitlebens nichts gethan als geſponnen. Es fällt mir hierbei ein, daß uns unſer Freund Hammer

einmal erzählte, als er uns eine große Soirée gab: einer seiner Freunde, der uns nicht kannte, obschon er lange mit uns gesprochen hatte, habe ihn gefragt: wer die beiden artigen Frauenzimmer wären, die er vergessen habe ihm zu nennen. „Habe ich das?" fragte Hammer, „ich muß gedacht haben, Sie wüßten es; dies war die Pichler und die Chézy." „Das machen Sie einem andern weis", rief der Fremde, „die Pichler und die Chézy, zwei so einfache Frauen!" Hammer fühlte, wie sehr uns dieser Ausspruch schmeichelte, und verließ uns mit selbstzufriedenem Lächeln.

Hammer's Kreis war stets ein auserlesener, er wich nie von seiner Eigenthümlichkeit ab. Einmal wurde er vom Tisch abgerufen; ohne weiteres eilte er die Treppe hinunter, und kam nach einigen Minuten wieder mit dem Ausruf: „Er paßt wie angegossen!" Es ergab sich nun, daß man ihn von der Tafel gerufen hatte, um seinen Sarg zu probiren. Er bezeigte darüber die größte Freude, und belebte alle seine Gäste durch seine Heiterkeit. Hammer war damals sehr jung, und wird, wie ich glaube, es bis zum Tode bleiben. Ich schätze ihn glücklich, den erkorenen Sterblichen, dessen Geist Frühlingsknospen treibt! Sein Glück ist um so mehr zu preisen, als ein orientalisches Studium oft ein ganzes Leben freudlos macht. Hammer hat übrigens niemals Indisch studirt; Türkisch, Arabisch und Persisch sind bekanntlich heitere Studien, dankbarer für das Leben. Das Sanskrit ist eine Leiche, erstarrt in eigener Vollkommenheit und Pracht. Lebendige orientalische Sprachen sind ewige Blüten, die immer wieder Früchte treiben, sich aus sich selbst organisch wieder neu gebären.

Nicht lange war ich in Wien zurück, als ich durch eine Gehirnentzündung an den Rand des Grabes gebracht

wurde. Dr. Grohmann, der Arzt und vertraute Freund des Ali Pascha von Janina, behandelte mich mit der größten Sorgfalt, kam täglich zwei mal, zuweilen öfter. Zu derselben Zeit erkrankte Sophie Müller, die liebenswürdigste und begabteste der Töchter Thaliens und Melpomenens. Zu dem Reiz und der Anmuth ihrer Erscheinung, zum gediegensten Talent gesellte sich die Würde ihres Wesens, die Unsträflichkeit ihres Wandels, um sie der Liebe und Achtung ihrer Zeitgenossen in hohem Grade, und für alle Zukunft hin zu sichern. Sie war von hoher unbekannter Abkunft. Purpur und Diadem schmückten nicht ihre letzte Lagerstätte, sie umschwebten sie unsichtbar. Vielleicht waren die Urheber ihrer Tage nicht ganz einverstanden mit der Laufbahn, welche sie aus Beruf und Neigung erwählt hatte, und deren Opfer sie wurde; denn das Leben nimmt Rache an dem, der seine unerlaßlichen Bedingungen besiegen und beherrschen zu können im Wahne steht. Sophie Müller — dies war der einfache Name, den sie trug — kam noch im Sommer 1828 von einer Kunstreise zurück aus der herrlichen Steiermark. Welche Kränze hatte sie errungen, welche Bewunderung und Liebe erregt! Sie wurde mit unbeschreiblicher Ungeduld erwartet. Sie mußte an dem Hochgebirg, dem Grimming vorüber, und reiste nachts, um schneller nach Wien zu gelangen. Es war in der Mitte des Hochsommers, wo erdrückende Hitze herrschte, als sie, von ihrem wackern Pflegevater begleitet, nicht winterlich verhüllt, sondern der Jahreszeit gemäß angekleidet, mit Extrapost auf der Straße nach Wien fuhr; da, wo eine Biegung des Berges den schärfsten Nordwind Spielraum läßt, wurde sie durchschaudert von seiner Wuth, halb erstarrt kam sie auf der nächsten Station an. Ihre Ungeduld beseitigte alle Rücksichten. Sie gelangte nach Wien im be-

denklichsten Zustande. Sie erklärte gleich bei ihrer Ankunft, nicht auftreten zu können, und bat um Aufschub. Die Direction, die nach der Art so vieler glaubte, daß alles geschehen würde, weil, und wie sie es wünschte, nahm keine Notiz vom Zustand der jungen Künstlerin, hielt ihre Weigerung für eine Grille, und schickte ihr den Theaterarzt, der entscheiden sollte, ob sie auftreten könne oder nicht. Sophie Müller, die für ihren Beruf glühte, die zu hoch stand, um kleinliche Rücksichten geltend zu machen, ja zu spielen brannte, wenn es ihr möglich gewesen wäre aufzutreten, sie erhielt Befehl von der Direction, nächstfolgenden Tags als Preciosa zu erscheinen, weil der Theaterarzt erklärt hatte, sie würde es im Stande sein. „Was bedarf es eines Befehls", rief sie in edler Entrüstung, „ich werde auftreten, und sollte ich todt auf das Theater hinfallen." Sie erschien, entzückte, riß hin, und mußte im Zustand einer Leiche von der mit Kränzen bedeckten Bühne fortgetragen werden, um nie wieder auf der Bühne zu erscheinen; sie brachte die Nacht im gefährlichsten Zustand zu.

Ich war damals schon im Stadium des Genesens, und fuhr gleich andern Tags zu ihr hin. Ich fand sie bedenklich krank, sodaß ihr Zustand mir die lebhafteste Besorgniß einflößte. „Kann ich gesund werden?" fragte sie mich. „Nicht wahr, Sie sind ja im Begriff zu genesen?', „Jawol, Liebe!" entgegnete ich ihr wehmuthsvoll. „Wenn Sie eine arme Dichterin wären, die sich mit ihrem bescheidenen Arzt begnügt und ihm vertraut, so könnten Sie genesen! Da aber alle Aerzte zu Ihnen müssen und jeden Tag Consultationen vor Ihrem Bette halten, so werden Sie schwerlich genesen." Sie seufzte, und ich suchte sie zu trösten; doch vergebens. Sie fühlte den nahen Tod. „O", rief sie, „ich bin hungrig, und darf

nur durch die Haut genährt werden; ich verdurſte, und darf nicht trinken; ich verſchmachte, und darf keinen Athemzug friſche Luft ſchöpfen; ſo jung muß ich ſterben!" Die Aerzte gaben ihr endlich eine Amme, die mit ihr nach Hitzingen fuhr. Nicht lange konnte ſie ihr das Leben friſten. Sie erloſch wie ein Licht, ſanft ergeben, und ſchweigend. Nie war eine Trauer allgemeiner und rührender, als die um Sophie Müller. Ich muß darthun, daß mir zarte Rückſichten geboten haben, manches Rührende und Herzerhebende, das auf ihren Tod Bezug hat, zu verſchweigen. Von ihr könnte man ſagen, wie der franzöſiſche Dichter von einer entzückenden früh Dahingeſchiedenen ſingt: „Sie ſtarb, und hatte gelebt wie Roſen leben, eine Morgenſtunde!" Ich war zu tief von ihrem Tod erſchüttert, um etwas anderes zu haben als meine Thränen.

Als ich begann wieder zu Kräften zu kommen, erhielt die Vergnügungsluſt wieder ihr früheres Recht. Mit meinen Söhnen beſuchte ich die Theater, die mir alle offen ſtanden, die Concerte und die Kreiſe werther Bekannten. Jetzt iſt alles anders als es damals war. Sollte es wirklich ſchöner ſein, weil alles koloſſal geworden? Sollte nicht die Ausführung der Meiſterwerke früherer Jahre, in der frühern Anſpruchsloſigkeit, echtern Genuß gewährt haben? Wäre es nicht möglich, daß ein hoher Kunſtgenuß mehr Anklang, allgemeinere Wirkung gerade durch eine gewiſſe Beſchränkung gewönne? Mir kommen die koloſſalen Einrichtungen, zu denen jetzt hundertfach vermehrte Mittel gehören, unerfreulich vor. Nicht durch ſinnlichen Aufwand ſoll die Kunſt wirken, ſondern durch geiſtige Gewalt, denn das iſt eben ihr höchſter Reiz und Zauber! Der Erfolg künſtleriſcher Beſtrebungen hängt noch hauptſächlich von der Stimmung des

Hörers ab. Wer Liebe und Andacht in die Räume der Kunst hineinbringt, den wird eine Nachtigall im Walde tiefer rühren und süßer entzücken, als ein Chor von tausend Nachtigallen. Wer eine Rose erblickt im ersten Morgenstrahl, dem wird dieser Anblick und Duft süßere Wonne gewähren, als ein See von Roseneſſenz, auf dem er wogen kann. Das Geheimniß des Genusses ruht in den Schranken die es umfrieden; nicht im Aufwand der Mittel, sondern in der weisen Anwendung ist es enthalten. Der Geist ist der eigenste Schöpfer der Geistesswonne. Eins der Lieblingsworte der Franzosen, die ich in meiner Jugend gekannt, wenn von einer genialen Zeichnung oder Skizze die Rede war, wie z. B. von einer rasch hingeworfenen Zeichnung von Claude Lorain, Ruisdael, Rafael, hieß: „C'est fait avec rien." Was meinte man damit anders, als den Sieg des Geistes über das Irdische, das Nichts der Mittel, und die Allmacht des Genius? Ich danke Karl Maria von Weber einige dieser Ansichten, und ihre Anwendung auf die Theorie des Kunstgeschmacks und der Poesie überhaupt. „Die Ueberbietung der Mittel", äußerte er eines Abends, „ist der erste Schritt, der zurück in das Chaos führt; hüten wir uns davor, die Klippen sind unübersehbar!" Ich finde, daß Weber im „Freischütz" die Oekonomie der Mittel am glücklichsten angewendet. Freilich waren seine Mittel die siegreichsten, sie werden ewig rühren, denn sie sind aus dem heiligsten und lautersten Born rein geschöpft. Das ergreifende Drama ruht auf den einfachsten und unerschütterlichsten Stützen: Unschuld, Liebe, Gottvertrauen. Das süße Kind Agathe ergreift und fesselt, nicht durch Prunk und Glut, nur indem sie die tiefsten und verborgensten Saiten des Menschengefühls anschlägt. Jung-

fräulich wie sie selbst, ist auch ihr Bild, nie hat ein süßeres die Bühne geschmückt.

Sophie Müller, die junge Künstlerin, starb an der Brust ihrer Amme. Die Aerzte hatten geglaubt, sie retten zu können. Nur um ihren Pflegevater war sie besorgt. Die Mitglieder ihrer eigenen Familie nahmen herzlichen Antheil an ihrem Loose, und kamen ihren Bitten entgegen. Wenige Personen waren in das Geheimniß ihrer Abkunft eingedrungen, sie selbst hatte es nie durch einen Laut verrathen. Sie war eine der wenigen Priesterinnen der Kunst, die allein für die Kunst lebte, wie Agnese Schebest, die noch reicher entwickelt, noch tiefer in die Kunst der Mysterien eingedrungen war. Weder empfand die Welt je was sie in Agnesen besaß, obwol vielleicht keine Künstlerin jemals so zart und innig, so der Reinheit ihres ganzen Wesens würdig gefeiert worden, noch war die Empfindung, welche der Mann ihr widmete, dem sie so unerschwingliche Opfer brachte, ihrer unendlichen Liebe werth, denn wie selten versteht ein Mann wahre Liebe! Wie selten lebt einer, der sie ertragen kann!

Seit Agnese Schebest in Trübsinn versunken, habe ich unmittelbar nichts mehr von ihr gehört. Ihr Schmerz war so groß und tief, daß ich nie daran zu rühren wagte; für ein solches Leid hat Gott allein Trost. Mich empört es, wenn Menschen trösten wollen, die es nicht verstehen; ihre Worte sind vergiftete Dolchstiche. Ein gerechter Schmerz hat einen Frühling, eine Blütezeit, er muß ausblühen. Ich schrieb einmal der Dulderin Fonk:

O klage nicht, brennt deine Wunde heiß!
Schmerz führt dich hin, wo Glück den Weg nicht weiß.

Ich fand vielfach Anlaß, die Kaiserin zu sehen; diese Stunden waren Entzückungen, nicht wegen ihres Ranges vor der Welt, sondern unter den himmlischen Naturen, die Gott der Welt schenkt, damit sie vom Himmel wieder erfahre, den sie so gern vergißt. Ich wage es nicht, sie zu schildern, ihre Worte zu wiederholen; ich sage nur, daß ich ein Menschenherz im Frühling seiner Blüte gesehen, und vor ihrem Angesicht erkannte, welch ein Himmelsgebild der Schmerz aus dem Menschen macht. Möge dieser süßen Erinnerung ein Lied gewidmet sein, welchem ihre Thränen flossen, als sie es von mir hörte! Es heißt: „Wohl und Weh". Ich schrieb es an Ernst von der Malsburg in seinem Leid.

Hast du, Herz, kein Leid erfahren,
Kennst du nicht die höchste Lust!
Irdisch Weh' muß in der Brust
Wohl vor ew'gem Weh' bewahren,
Schatten Licht erst offenbaren,
Sonne glühn aus tiefer Nacht,
Daß du wissest: Liebe wacht!
Die aus lichten Sternenräumen
Schmerzlich lächelt unsern Träumen,
Lächelt süß, wenn wir erwacht.

Laß des Glückes Unbestand
Nie den frommen Muth bezwingen!
Unser Hoffen, Streben, Ringen,
Ist's in Gott nicht, ist's nur Tand.
Knüpfe durch des Glaubens Band
Hoffnung, die vom Himmel nieder
Stieg, an ihre Heimat wieder,
Dann schaust du der Liebe Licht,
Und die Hoffnung täuscht dich nicht,
Trägt dich auf dem Glutgefieder.

Nur die Nacht macht offenbar
Gottes lichte Sternenbahnen;
Was im Wohl wir dunkel ahnen,
Wird im tiefsten Weh' uns klar.
Zeigt der Tag der Blumenschar,
Die im Thau der Wiese funkeln,
Einer Stunde Licht, bald Dunkeln,
So läßt Nacht die Blüten sehn,
Die im Thau der Liebe stehn,
Die im Licht des Glaubens funkeln.

Was dein innres Herz verheißt,
Wird der Vater dir gewähren;
All' dein Weh' in Lust verklären,
So du recht von Liebe weißt.
Muth gefaßt, bewegter Geist!
Blick' zur Heimat! Auserkoren
Ist wer leidet! Unverloren
Ist jedwede Thräne dein.
Jenseits winkt im Sternenschein
Ewig Wohl aus Weh' geboren.

Geschah es in der Absicht, um mein Herz für künftige Schmerzen auszurüsten, daß die hohe Frau jedesmal, wenn ich sie sah, so weich, so hingebend war, ich weiß es nicht; ich fühle nur, wie nachhaltig solche Stunden für das Leben sind, wie sie durch Thränen schimmernd ein zerdrücktes Herz wieder heben, und die Gabe des Liedes als eine göttliche zeigen, der die Welt nichts anhaben kann!

Der vergangene Winter hatte ein Füllhorn süßer Gaben ausgeschüttet; der Sommer gab ihm nichts nach. Mein Max fehlte mir empfindlich; er war zwar bei dem Vater, der es ihm Dank gewußt, daß er kam, der gegen Freunde geäußert hatte, „er feiere ein neues Leben in seiner Gegenwart"; doch ich hatte ein so bestimmtes Vor-

gefühl der Dinge, die kommen mußten, daß mein angstbeklommenes Herz mir keinen ruhigen Athemzug gönnte.

Als mein Sohn von Paris gesprochen hatte, wo es denn doch seine Pflicht sei, nach dem Vater zu sehen, hatte ich ausgerufen: „Um Gotteswillen, Max, nicht nach Paris, du läufst ja der neuen Revolution geradezu in die Hände!“ Max erstaunte. Er war schon mehr als einmal Zeuge eines ähnlichen Auftritts gewesen. „Die neue Revolution!“ rief er aus, „liebe Mutter, wo soll denn eine herkommen, und gegen wen?“ „Ich weiß nicht“, rief ich aus, „aber die Revolution ist nach meinem Gefühl unvermeidlich, sie wird blutig und entsetzensvoll sein!“ Max schüttelte sein Haupt. Es war im November 1829. Ich hatte keinen Brief bekommen, keinen Besuch aus Paris oder Deutschland, las keine Zeitung, bekümmerte mich nicht um die Weltbegebenheiten, verstand auch nichts davon, wußte nicht, welche Rotte Karl X. umgab und ihn misleitete. Dieser war umsponnen; er glaubte, er könne mit der schwachen Greisenhand die Zügel führen, denen die kräftigsten Männerfäuste nicht gewachsen waren. Ludwig Philipp fühlte die Mängel und Misgriffe um ihn her, er hatte Geist und Muth; er wollte jene Mängel abstellen, es gelang ihm nicht. Sein junger Mitbewerber, längst schon bereit mit einem beherzten Griff das funkelnde Diadem an sich zu reißen, verfehlte den rechten Augenblick nicht. Ludwig Philipp brachte ein Opfer; es wäre gut, wenn niemand das vergessen hätte. Er brachte es minder aus persönlichen Rücksichten, als um das Land von Anarchie zu retten. Er wurde Generallieutenant des Königreichs, um nicht die längst verlorene Sache der Republik zu fördern. Er hätte auch unrecht gehabt, wenn er das unternommen hätte; die Franzosen waren der Republik satt. Was hatte sie ihnen gebracht? Früher

den jungen Taumel, dann die alten Ketten, die waren mürbe geworden. Das Volk, das noch kürzlich der Erde Gesetze vorschrieb, war von seiner schwindelnden Höhe herniedergedrückt worden; das Volk griff gläubig nach der mächtigen Hand, die es wieder emporschwingen sollte aus der Schmach seines Drucks in die goldenen Regionen der frühern Gewalt. Niemand ahnte, daß das Kaiserthum nur scheintodt sei, daß es aus der Asche wieder hervorsteigen würde, daß es in Blut, in Bein und Mark der ganzen Nation übergegangen, und nur durch ein gänzliches Zermalmen des ganzen Kerns auszurotten sei. Doch an diesem Kern werden sich künftig die mächtigsten Völker die Zähne ausbeißen. Frankreich hat noch eine unabsehbare Zukunft vor sich. Es muß noch der Welt Gesetze geben, oder es wird zertrümmert. Nicht Napoleon machte die Armee, sondern die Armee erkannte in ihm den Stoff, aus welchem er hervorgehen konnte, aus welchem die hervorgegangen waren, die seine Vorgänger gewesen. Der Soldat empfand, daß die Armee bei Napoleon's Führung nicht Maschine sei, sondern ein beseeltes Ganze werden mußte. „Du willst Ruhm, General!" tönte es ihm aus den Reihen zu; „gut, Ruhm soll dir werden!" Sie riefen ein anderes Wort, das gemeinste und höchste aller Wörter der Sprache, das Wort, worüber Sterne so jungfräulich erstaunt und so theilnahmsvoll klagt, das Universalzeitwort, womit der Franzose alles ausspricht, was er sagen will. Das Wort, welches ich nicht schreiben würde, wenn ich auch ein Mann wäre, wiewol es auch hier stehen sollte; denn es ist historischer wie selten ein anderes war. Es war in dem Augenblicke, wo es die Armee ihm zurief, ein Gelöbniß, ein freudiger Verzweiflungsschrei. Es wurde gelöst, mit dem glühendsten Herzblut besiegelt. Dies war

die Armee, der Napoleon zugerufen hatte: „Soldaten, bedenkt, daß von den Spitzen dieser Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf euch herabsehen!“ Der Muth hatte damals seinen Silberblick. Jetzt gibt der Feldherr Königinnen unerhörte Festlichkeiten, und ein tapferes Volk läßt sich hinschlachten, weil es soll und muß, und eben darum auch will. Nie werden sich dieses Volkes Lorbern entfärben. Der Franzose ist um so preiswürdiger, weil er ohne Enthusiasmus nur in Erinnerung früherer Größe das ist, was seine Väter waren. Es gilt nicht mehr die Freiheit, nicht mehr das Vaterland, nicht mehr den Feldherrn, der jeden Augenblick bereit war sein Blut zu verspritzen, es gilt den französischen Ruhm, dieses Palladium, das den Enkeln anvertraut ist, und ewig über ihrem Namen flammt. Die Stunde wird schlagen, wo der Franzose mit wiederbelebter Begeisterung kämpft.

Meine ahnungsvolle Warnung hatte bei Max keinen Eindruck gemacht. Er verließ noch im Januar Gmunden, und ging von innerm unwiderstehlichem Drang getrieben nach Paris. Diese Nachricht war mir ein Donnerschlag. Es wurde ihm schwer mich zu verlassen, darum geschah die Reise heimlich, ohne Rücksprache mit mir. Ich hatte ihm, falls er sich zur Abreise entschloß, so unendlich viel zu sagen für den Vater, der für uns viele Jahre lang stumm gewesen, was nur ein Sohn bestellen konnte, was nicht zu Papier durfte. Max schrieb mir endlich selbst von Paris. Er hatte diejenige, welche die Urheberin unserer Leiden seit so vielen Jahren gewesen, auf dem Sterbelager getroffen. Sie überhäufte ihn mit Liebkosungen, sie pries seinen Entschluß nach Paris zu kommen, sie sagte dem Jüngling unverhohlen: „Gut, daß Sie zum Vater gekommen

sind, seien Sie sein guter Engel, erheitern Sie ihn!" Und im Sterben sagte sie noch zu Chézy: „Lassen Sie Madame kommen!" Sie starb am Brustkrebs unter unbeschreiblichen Martern. Ihr Tod wurde mir nicht gemeldet.

Chézy's Charakter ließ keinen Entschluß in ihm reif werden. Niemand von der Familie hatte Mitleid genug mit der Mutter seiner Kinder, um mir von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben, sie fürchteten meine Vorwürfe. Gott, wie schlecht kannten sie mich, wie unverstanden war ich von ihnen geblieben!

Chézy ließ seinen Sohn Max dort unter dem berühmten Hersent als Maler ausbilden. Mein ältester Sohn war nach München gegangen, um dort die Rechte zu studiren. So war ich denn im Gebirg allein und unbeschreiblich traurig.

Noth, Arbeitslosigkeit und Betrübniß der Gebirgsbewohner konnten durch die geringe Hülfe, die von Wien aus anlangte, nicht gehoben werden; es war ein Tropfen im Meer. Der Hoffnungsfunke einer bessern Zeit verglomm allmählich.

In Paris brach die Julirevolution aus. Ludwig Philipp gewann das Vertrauen der fremden Mächte. Er ergriff behutsam die Zügel der Regierung, vernichtete die Folgen der Revolution, und wußte seine Franzosen wieder unvermerkt ins alte Gleis zu lenken. Ich war damals zum Besuch auf dem Schlosse Wirting bei der liebenswürdigen Familie des Grafen von Seeau. Seit vielen Jahrhunderten ist diese Familie berühmt. Diese Grafen haben den Traunfall, die Ems und die Traun schiffbar gemacht, den Salzberg bei der Hallstadt entdeckt, und die prächtige Kirche in Lauffen im Obern Kammergut erbaut. Auch findet sich in ihrem Wappen eine bezeich-

nende Spur von ihrer Wirksamkeit und ihren Thaten im Morgenlande. Im Jahre 1830 im Juli fand ich den Abkömmling so ruhmvoller Vorväter auf seinem Schloß zu Grunde gerichtet, durch einen Proceß, von Zeitverhältnissen unschuldig in seinen Rechten gekränkt, und in seinem Wohlstand erschüttert. Seine verehrungswürdige Gemahlin, Mutter zwei schöner Töchter, die noch im ersten Aufblühen waren, gab in diesem entlegenen Waldbezirk ein bewunderungswürdiges Beispiel heldenmüthiger Aufopferung und Entsagung. Geboren und erzogen in den großartigsten Verhältnissen, Gemahlin eines der ausgezeichnetsten Adelichen, der in glänzendsten Vermögensumständen war, ausgestattet mit allen Vorzügen der feinsten Bildung, traf die edle Frau und ihren Gemahl der Schlag, der ihren Wohlstand zerschmetterte, und von dem sich ohne ihren standhaften Muth ihre Familie nie wieder erholt. Ich will sie schildern, wie ich sie antraf: freudig ergeben, angestrengt thätig, unermüdet in Ausübung ihrer schweren Pflichten, ihren Gemahl aufrichtend, durch ihre Liebe tröstend, ihren Töchtern die sorgsamste Mutter, die aufgeklärteste Freundin. Vor Tagesanbruch eilte sie hinunter in schwerer grober Kleidung, die Arbeiten des Gesindes überwachend; um 8 Uhr wendete sie eine Stunde an das heitere und belehrende Familiengespräch beim Frühstück. Vorher hatte sie schon ihre bäurische Tracht mit einem bescheidenen Hauskleide verwechselt; ein fast unscheinbares Stückchen Band bezeichnete die Stelle, wo der Sternkreuzorden bei Hoffesten geglänzt hatte. Ein einfaches Häubchen bedeckte der Matrone schönes Haupt, auf welchem früherhin prachtvolles Geschmeide gefunkelt. Sie nahm nun mit ihren Töchtern an einem Tische Platz, der mit Büchern und Zeichnungen beladen war,

und begann ihre Lehrstunden, die bis zur Tafel dauerten. Musik, Malerei, Zeichnungen wechselten hier miteinander ab. Für Geschichte und Geographie, Botanik und Sternkunde wurde durch gute Bücher aus der Bibliothek des Grafen gesorgt. Die Nachmittage und Abende gehörten seinen weiblichen Arbeiten und dem Genuß der freien Natur. Die jungen Gräfinnen waren bildsam und heiter; sie beglückten ihre gute Mutter, die zu sagen pflegte: „Ohne unser Unglück würde ich vielleicht nicht glücklich sein!“

Nur einige schöne Tage waren mir hier vergönnt. Die Nachricht von den pariser Begebenheiten, überraschend wie ein Schlag aus heiterer Luft, scheuchte mich fort. Ich mußte nach Gmunden. Ich hoffte dort auf Briefe von meinem Max. Konnte er nicht ein Opfer der drei verhängnißvollen Julitage geworden sein? Alle baten mich, zu bleiben. „Wenn ein Unglück ihren Max betroffen hat“, rief die Gräfin, „so werden Sie sich bei uns leichter trösten!“ „Nichts auf der Welt wird mich trösten“, sagte ich ihr, „wenn mein Max mir entrissen worden!“ Ich schied, und verhieß wiederzukommen; doch ich konnte nicht.

Ich brachte die Nacht in Gmunden in herzzerreißender Bangigkeit zu. Die Standhaftigkeit, mit der ich mich dem Kreise des Schlosses Wirting entrissen, wurde durch einen lieben Brief belohnt, den ich schon am Morgen empfing. Bereits waren die Unruhen in Frankreich gestillt, mein Sohn war geborgen; doch ich trug in mir die Ahnung der künftigen Geschicke Frankreichs, und ruhte nicht, bis ich meinen Sohn aus diesem Lande zurückhatte. Mein Ahnungsvermögen hatte mich nicht getäuscht. Bei den nächstfolgenden Kämpfen, nach den Julitagen von 1830, fielen drei Mann aus der Compagnie

meines Sohnes, welche dicht neben ihm gestanden hatten. Schon seit März 1831 war er wieder wohlbehalten bei mir in München, wohin ich Wilhelm nachgefolgt war, weil er mich in seine Nähe wünschte. Seine Gesundheit war schwankend, er konnte die münchener Luft schlecht vertragen, und bedurfte häuslicher Pflege und Kost.

VI.

München. — Chézy's Tod. — Neuer Aufenthalt in Paris.

München machte bei meiner erſten Ankunft keinen angenehmen Eindruck auf mich; es hat ſich ſeitdem ſehr verſchönert. Ich traf dort die Brüder Boiſſerée, wie überall und immer rühmlich beſchäftigt. Melchior leitete die unübertrefflichen Arbeiten der Glasgemälde, in welchen ein Theil ſeiner Galerie zum zweiten mal in voller Herrlichkeit erblühte. Sulpiz gab ſeinen Dom von Köln heraus. Beide waren in ihrer Thätigkeit noch ſo jung, ſo lebenskräftig wie ich ſie als Jünglinge gekannt; beide übten noch die vorige Gaſtlichkeit gegen die Fremden, welche ihre Kunſtwerke zu ſehen kamen, und ihr Haus war noch immer der Sammelplatz aller berühmten Gelehrten, Künſtler und Literatoren.

Die Königin Thereſe ließ mich kurz nach ihrer Ankunft zu ſich rufen. Ich fand ſie höchſt liebenswürdig, und ganz ſo, wie ſie mir die Kaiſerin und die Erzherzogin Sophie geſchildert hatten. War ſie doch eine Schweſtertochter der Königin Luiſe von Preußen. Sie hatte Aehnlichkeit mit ihr, und nicht blos äußerliche. Als die Rede von meinen Söhnen war, und ſie erfuhr,

daß Max bei der Nationalgarde sei, fragte sie mich: „Aber was thut denn Ihr Sohn bei der Nationalgarde?“ Ich antwortete rasch: „Das ist der Zwang der neuen Freiheit, Ew. Majestät!“ Dies Wort gefiel ihr außerordentlich, es klang, wie das Meiste was ich sprach, beinahe unbewußt aus meiner lyrischen Natur heraus. Wäre ich besonnen, wäre ich nicht Helmina! Die Königin selbst war so expansiv, daß sie einen durch den Zauber ihrer Gemüthlichkeit verlockte, ihr gegenüber laut zu denken. König Ludwig's Bezeigen war ganz verschieden von dem seiner Gemahlin. Sie vergab sich kein Haar breit von ihrem Rang, so huldreich sie sich oft benahm; König Ludwig dagegen ging im Schloßgarten mit dem Literaten Saphir spazieren. Ich traf ihn selten bei der Königin, fand ihn immer sehr gedankenvoll und zerstreut. Es lag ihm am Herzen, München so reich als möglich auszuschmücken; er sann unabläßig darauf, wenig andere Gegenstände hatten Interesse für ihn. Sein Hauptzweck dabei war ein sehr menschenfreundlicher, er wollte es nie an Arbeit in München fehlen lassen. Doch ich bemerke, daß ich von ihm rede wie von einem Todten, und wie von einem Unthätigen, wogegen ich glaube, daß er noch immer für das Ganze lebt und thätig wirkt, und jetzt auch glückliche Tage · feiert. München war damals schon eine unerschöpfliche Fundgrube, und ist es gewiß jetzt noch mehr.

Einer der ersten angenehmen Eindrücke, die mein neuer Aufenthalt mir gewährte, war das Wiederfinden eines theuern jungen Freundes, mit welchem in einem Augenblick das süße Bild des entzückenden Thales im Rheingau 1811 vor mir stand. Der Kreis, der mich damals liebend umringte, die unaussprechlich herrliche Gegend, und die ganze Stimmung jener Tage erwachte wieder in meiner

Bruſt. Lebhaft wie ich bin, wollte ich Karl von Gemmingen ſogleich in mein Haus einführen. Er konnte nicht mit hinaufkommen, ich mußte mein wiedergefundenes Glück allein in mir ſelbſt verarbeiten. Karl von Gemmingen, damals bairiſcher Offizier, war ein Mann von ſeltenen Geiſtesgaben und geläutertem Kunſtgeſchmack, den ich im Rheingau hatte kennen lernen. Er lebte mit ſeiner edeln Mutter in München, wo er ein reichhaltiges Muſeum geſammelt und noch täglich vermehrte. Er lud uns an demſelben Abend zu ſich, um es mir zu zeigen. Er nahm es ſpäterhin mit nach Nürnberg, wo er der glückliche Gatte einer ihm gleichgeſinnten jungen Patricierin wurde. An jenem Abend fand ich bei ihm eine ſehr intereſſante Familie, die des geiſtvollen Architekten Vorherr, deſſelben, dem wir die erſte Anleitung zum „Sonnenbau" verdanken; einen der ſegensreichſten Fortſchritte für die ganze Menſchheit, der vielleicht noch nicht genug berückſichtigt worden, weil alles Große und Gute einen ſchwierigen Anfang hat!

Vorherr theilte mir ſeine trefflichen Schriften über den Sonnenbau mit, ſie ſind mir weggekommen. Ich hoffe, daß ſie gewirkt haben. Jene Zeit war zu verhängnißvoll für mich, als daß ich hätte nach der Selbſtbefriedigung ſtreben können, für das Gedeihen und die Ausbreitung dieſer Idee mitzuwirken. In meinem Kreiſe habe ich ſpäterhin, durchdrungen vom Gefühl des Segens ihrer Auffindung und Begründung, das wenige gethan, was in meinen Kräften ſtand. Für heute muß ich mich darauf beſchränken meine Meinung auszuſprechen, daß die Cholera nicht hätte wurzeln und ſich ausbreiten können, wenn Vorherr's Syſtem allgemeine Beherzigung gefunden hätte. Möge ſich indeß der edle beſcheidene Erfinder deſſen erfreuen was ihm gelungen iſt, und über

das trösten was unterblieb. Wir verlebten genußreiche Abende mit dieser werthen Familie und in deren Kreis. Frau Oberbaurath Vorherr und ihre liebliche Tochter Adeline mußten mir sehr theuer werden. Adeline verhieß alles, was ihre Mutter schon erfüllt hatte; beide waren edle Naturen von harmonischer Bildung. Vorherr bewies Gefühl und Sinn für alles, was einen Ehrenmann in dem Philosophen Krause erfreuen konnte. Letztern tra ich noch kurz vor seinem Lebensende bei seinem Freunde Vorherr. Er schien mir leidender als ehemals, und ich schied mit achtungsvoller Wehmuth von ihm. Ueber die Gestalt, welche Krause's Hinterbliebene den Verhältnissen gegeben, die zwischen uns obwalteten, mögen späterhin über meinem Grabe diejenigen, die genau darum wußten, Auskunft geben; die Acten liegen vor. Die Nachwelt möge dann ihr Urtheil darüber fällen, ich berühre sie blos an diesem Ort, um zu erklären, daß ich blos aus Schonung und Rücksicht für den Verstorbenen, der an allem unschuldig war, darüber schweige. Wer kann dafür, wenn die Seinigen entarten! König Ludwig, Königin Therese, vor allem die hochgesinnte Witwe, Königin Karoline, gaben mir die rührendsten Beweise klarer Anerkennung und zarten Mitgefühls über das Misgeschick, das mich traf wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft, ohne mich beugen zu können. Das Bubenstück war mit der größten Schlauheit entworfen; zwar blieben mir die Urheber lange verborgen, aber deren Werkzeuge hatten sich auf der Stelle kund und bloßgegeben, sie konnten es vermöge der Strafloßigkeit, welche ihnen zugesichert war. Als ich die Grundfäden des Gewebes durchschauen konnte, erfaßte mich ein Ekel, meine Kraft dagegen zu kämpfen erlag, denn die Verfolgung gegen mich kam von einer Seite her, von wo man sie nicht erwarten, ja nicht einmal

ahnen konnte. Man wollte mich vernichten. Was davon gelang, konnte nur durch die schnödesten Mittel erreicht werden. Die Zeit mußte kommen, wo man diese durchschaute, und die Beweggründe zur That für unedel erkennen mußte; dann war mir der Sieg gewiß.

Noch bin ich nicht dahin gelangt, mit kaltem Blute von dieser Sache und deren Folgen zu sprechen; doch diese Zeit wird kommen. Der Sterbliche schält immer mehr von seiner Hülse ab, bis der Tod die letzte sprengt, die ihn noch gefangen hielt! Ich habe einen langen und schweren Kampf wegen dieser Sache bestanden. Auf gewaltsam empörende Weise wurde ich durch eine falsche Anklage angegriffen. Ich konnte mich auf der Stelle rechtfertigen, und that es. Nachdem ich den Beweis meiner Unschuld, durch den die Anklage sogleich vernichtet wurde, vollständig gegeben hatte, sagte die Gerichtsperson, welche mich aufgefordert hatte, mich über den Gegenstand zu erklären, mit tiefer Wehmuth folgende Worte: „Wir sind Ihnen Satisfaction schuldig, diese soll Ihnen zu Theil werden, unsere eigene Ehre erfordert es! Empfangen Sie jetzt den Ausdruck unserer vollkommensten Achtung und unsers Schmerzes über das Geschehene! Wir können es nicht wieder gutmachen; Sie müssen Trost und Erhebung in Ihrem Bewußtsein, und in unserer aufrichtigen Reue suchen!“

Ich blieb äußerlich gelassen, Gott hatte mich gestärkt. Ich hatte meine ganze Fassung in einem Augenblick bewahrt, wo vielleicht nicht eine Person von Gefühl und Ehre den Muth zu leben sich erhalten hätte. O, es war unverkennbar, es war unmittelbar göttlicher Beistand, der mich emporhielt! Ich stand ganz allein, meine Söhne waren fern, mein Mann in Paris. Meine hohen Beschützerinnen, die Königin Karoline und Therese, waren

nicht in der Nähe, doch die Königin Thereſe wurde jeden Augenblick erwartet. Ich gab Ihrer Majeſtät ſogleich Nachricht von der Schändlichkeit, die an mir verübt worden. Sie ſchrieb mir durch Fräulein von Denelle Worte, die ihres Geiſtes und ihres Gemüths würdig waren. Daſſelbe that ſpäter König Ludwig. Mein Max, der auf die erſte Nachricht von dem empörenden Vorgang von Gaſtein nach München eilte, damit ich an ſeinem Herzen den ſüßeſten Troſt fände, den mir die Welt noch bieten konnte, bewies ſich als ein treuer beherzter Vertreter der Ehre ſeiner Mutter. Ich erſehnte und erſtrebte mit Recht volle Genugthuung, und würde ſie erlangt haben, wenn ich gewußt hätte, wer mich verfolgte. Die wahren Urheber und Leiter des Angriffs waren und blieben verborgen, ſie ſtanden hinter ihren Werkzeugen, die durch eine hölliſche Liſt einen höhern Schutz zu erlangen gewußt. Es iſt nicht aus Mangel an Muth, daß ich ſchweige, es fehlt mir nicht an Kraft und Bewußtſein, um den Angriff zu führen; vielleicht auch war ich berufen, es zu thun; vielleicht iſt es unrecht von mir, die göttliche Stimme, die mich dazu erkor, unbeachtet zu laſſen, doch ich glaubte recht zu handeln.

Die Meinung einer meiner hohen Beſchützerinnen billigte meine Handlungsweiſe, und war ſogar mit dem wenigen was ich gethan, um mich vor der Welt zu rechtfertigen, nicht einverſtanden. Sie meinte, ich hätte genug gethan, wenn ich mich begnügt hätte, meine Unſchuld unwiderleglich zu beweiſen, um mich dann, in das Gefühl meiner Würde gehüllt, ſchweigend zurückzuziehen. Sie wußte nicht, die hohe Frau, daß bei meiner Angelegenheit die unwürdigſten Triebfedern in Bewegung geſetzt worden, und daß es unmöglich war, das geheime Gewebe zu durchblicken. Oft ſtärkten

mich die einfachen herzigen Worte, die mir Vater Gleim bei Anlaß meiner Vertheidigung der Frau von Genlis 1799 geschrieben hatte:

Gott sieht was wir nicht sehn bei Sonnen und bei Kerzen,
Und sieht in ihrem Herzen
Er, was in ihm die Unschuld sieht,
Dann tilget der Verleumdung Schmerzen
Einst eines Engels Lied!

Noch immer sind dieselben Hände thätig, bittere Tropfen in die Neige meines Lebensbechers zu mischen; aber ich murre nicht, mich hält mein Bewußtsein aufrecht. Ja, ich weiß es, ohne mein Zuthun werden die Nebel fallen, die vielleicht noch jetzt mein Bild entstellen.

Von den wenigen Männern, die sich bei dieser Gelegenheit loyal benommen haben, erwähne ich den Ober-Medicinalrath Breßlauer, Baron von Klosen, Präsident Graf von Seinsheim, Tribunalrath Gramm, Referendarius Christoph, Hofrath Dr. Schlagintweit, Stadtphysikus Dr. Kopp, Dr. Sänger und Baron Karg. Es thut mir leid, wenn Unwissenheit mir einen der Namen derjenigen entzogen, die ich diesem Verzeichniß beifügen könnte, wenn ich sie wüßte. Die Erinnerung dieser Sache hat ihre Bitterkeit noch nicht verloren. Ich will mit den Namen derjenigen, die sich vor den Riß stellten, als die Kabale in Wirksamkeit kam, nicht diese Blätter beflecken, sie werden nicht ermangeln andere Gelegenheiten zu suchen, sich berühmt zu machen, mir bleibt nichts übrig als ihnen zu verzeihen.

Noch bleibt mir eine schmerzliche Angelegenheit zu berühren übrig, ich meine den traurigen Tod des Künstlers Grasmüller, eines der verdienstvollsten Männer

Baierns. Er war mit Prinz Max von Birkenfeld, Sohn des unvergeßlichen Herzogs Wilhelm, zugleich unterrichtet worden, und hatte sich um den Prinzen in dessen Freistunden wahrhaft verdient gemacht. Oft hatte ihm der Prinz gesagt: „Grasmüller, ich bin Ihr Schuldner! Ich danke Ihnen viele Aufmunterung zum Lernen, viel Licht für meine Studien, ich will es wett machen! Wenn ich majorenn werde, kommen Sie zu mir; Sie sollen sehen, daß Max von Birkenfeld ein treues dankbares Herz hat!" Der liebenswürdige Prinz sprach aus Herzensgrund, und nicht an ihm hat es gelegen, wenn er sein Wort nicht erfüllte. Grasmüller, der bescheiden sich selbst bewußte Künstler und Forscher, dachte nicht daran sich hervorzudrängen, ihn blendete der Begriff, den jeder Redliche von der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Menschheit im allgemeinen in sich trägt, er meinte: Verdienst und zweckmäßige Mühe wären hinreichend, ihn emporzubringen. Er erwog nicht die Zahl der Concurrenten auf seiner Bahn, die es schwer machen, unter den Würdigen die würdigsten auszuwählen. Zudem fiel er in die Hände eines schlauen geschickten Speculanten, der mit seiner Arglosigkeit ein so keckes und ruchloses Spiel trieb, daß gegen alles Recht der sauer errungene Erwerb für preiswürdige Mühen und Ruhm der Unternehmung in seine räuberische Hand fiel. Grasmüller war verdienstvoll; er würde gegen den Ruchlosen aufgetreten sein, aber er war zu arm, um einen Rechtshandel gegen ihn zu unternehmen. Sein braves Weib und seine zwei Knaben bedurften Brot, letztere sogar Unterricht. Grasmüller ging dürftig gekleidet umher. Er hatte sich nie zum Prinzen von Birkenfeld gedrängt, der indeß Herzog geworden, und ihn jederzeit mit offenen Armen empfangen haben würde. Doch als sich endlich Grasmüller

entschlossen hatte, ihn um Hülfe zu bitten, wurde es ihm unmöglich gemacht, gemeldet zu werden, als er vor dem Thürsteher erschien, einem fettriefenden strotzenden Schweizer, der das Vertrauen seines edeln Fürsten misbrauchte, um den Bedrängten fühlen zu lassen, daß die Gnade und Huld des Fürsten ihm ohne seine Huld nichts nützen könnte. Der würdige Grasmüller, unter dem Druck des bittersten Elends, in dürftiger Tracht, mit bleichem Antlitz und gefurchten Wangen, wurde von dem Uebermüthigen so schnöde abgewiesen, daß er zitternd davonschlich und sich nicht wieder zum Palast hinwagte. Briefe, die er dem Prinzen schrieb, wurden wahrscheinlich unterschlagen, weil der Bösewicht Mittel gefunden, ihres Inhalts theilhaftig zu werden. Eigentliche Schulden hatte er nicht gemacht, doch bei bedrängten Umständen sind Kleinkrämer erbarmungslos und pressen den Unglücklichen um schleunige Zahlung der unentbehrlichsten Bedürfnisse. Der fleißige, wackere, ausgezeichnetste Mann wurde so hart und bitter gedrängt, daß sein zartes Gemüth das Uebermaß des Elends nicht ertragen konnte. Manche Nebenverdienste reichten nicht hin, seine Lage zu erleichtern, da ihm die Hauptsumme für sein Werk durch eine hölliſche List verkümmert worden. Der Betrüger nutzte sogar die vorwaltenden Umstände, um sich den Anschein zu geben, als habe er sich über Grasmüller zu beklagen. Nun brach sein Muth, nun erlag seine Kraft. Noch einmal war er vor der Thür des Herzogs erschienen. Schnöder und brutaler als je wies ihn der Schweizer ab. Noch einmal wankte er nach Hause, schloß die Seinigen unter Thränen und Küssen an sein Herz, schrieb einige Zeilen an sie, die er auf den Tisch legte, und stürzte hinweg nach dem Rand der Isar, die Taschen voll Steine, in die reißende Flut. An Frau und Kinder

war die Hoffnung ausgedrückt, daß ihm Gott verzeihen werde, und daß sein bitterer Tod die Menschen rühren würde, damit seine Witwe und Kinder nicht dem Hungertode preisgegeben wären. Es war in der That kein Bissen Brot mehr, auch kein Geld im Hause. Die jammernde Witwe eilte zur Königin Therese. Die Pforten des Schlosses standen den Unglücklichen offen. Frau Grasmüller gelangte zur Königin Therese. Ich war an demselben Morgen zu ihr gerufen worden. Die Königin gab ihr 30 Fl., denn auch sie hatte nicht viel zu geben, eben weil sie zu viel gab. Ich fand Ihre Majestät an diesem Morgen ganz erschöpft von Kummer über die traurige Begebenheit.

Die Witwe Grasmüller empfing Hülfe, doch nur knapp reichte diese zu, so viel Ruf sich auch ihr Gatte erworben. Obschon er mit der größten technischen Vollendung in seinen Werken hohe umfassende wissenschaftliche Geistesbildung vereinigte, wurde durch die angewendeten Ränke sein Name doch überschleiert. Die Werke selbst konnten nicht herabgewürdigt werden, wol aber konnte ihm das Verdienst des Textes entrissen werden, und demjenigen zugute kommen, der es sich aneignete. Auch bei Erfüllung der Bedingungen war List thätig, und wußte Saumseligkeit anzuwenden, gegen die der edle redliche Mann keine Hülfe fand, und die ihn bei den gerechtesten Ansprüchen auf Bezahlung mittellos machte. Ich darf diese Werke nicht näher bezeichnen, um den Verleger nicht an den Pranger zu stellen. Schon steht er wahrscheinlich vor Gottes Gericht, wo ihm der schlau erworbene Reichthum nicht gedeihen kann.

Ein Theil seines lehrreichen Tagebuchs war mir anvertraut worden, ich wollte es zum besten der beiden jungen Grasmüller, die schon in zarter Jugend Geist, Ge-

muth und Talent des Vaters verhießen, herausgeben; aber die Umstände haben diesen Plan nicht begünstigt. Diese Begebenheit führt mich zu einer andern, nicht minder schmerzlichen. Man könnte noch viel dergleichen zur Oeffentlichkeit bringen, wenn man alles Aehnliche erführe und aufzeichnete.

Ein alter schwedischer Künstler, dessen Namen mir nicht im Gedächtniß geblieben ist, kam gegen das Jahr 1839 nach München, begleitet von seiner schönen hochbefähigten Tochter, die sich in München ausbilden wollte. Er wollte sein Vermögen, das aus 12,000 Kronen bestand, aus Schweden übersiedeln. Oft gehen solche Geschäfte langsam; dies war auch hier der Fall. Reisekosten und Lebensbedürfnisse zehrten bald und unvermuthet die mitgebrachten Gelder des Malers auf. Er und seine Tochter waren tieffühlende leicht verletzbare Künstlerseelen, es würde ihnen unmöglich gewesen sein, ihren Nothstand zu offenbaren, oder Einwohner von München, die ihm fremd geblieben waren, um Beistand anzugehen. Sie waren in die Hände einer habgierigen Zimmervermietherin gefallen, welche sie nicht allein betrog und prellte, sondern auch auf die unmenschlichste Weise um ihr Guthaben drängte, und unter dem Vorwande Geld zu brauchen, die Entschuldigungen ihrer Miether nicht gelten ließ, sowie sie auch den Briefen von Schweden aus, welche den Abgang der 12,000 Kronen nach München bezeichneten, weil sie kein Schwedisch verstand, nicht glauben wollte. Wahrscheinlich hätten Vater und Tochter sich darüber ausweisen können; allein sie waren verschämt und schüchtern, in Dingen der Welt unbewandert und unbehülflich, hatten in München keinen Freund zur Seite. Man erfuhr später, daß sie nicht einmal auf das Bureau der Fahrpost gegangen waren, nachzuforschen,

ob dort etwas an sie angelangt sei. Muth und Spannkraft des Vaters und der Tochter waren dahin. Mit Schmach und Gefängniß hatte das harte Weib sie bedroht, keine Bitten rührten den Unhold. Nach einem entsetzlichen Auftritt waren sie beide aus dem Hause gegangen, hatten sich an einer einsamen Stelle der Isar mit Tüchern zusammengebunden und vereint in die Fluten gestürzt. Man fand am Abend ihre Leichen im Strom. An demselben Tage war das Geld von Schweden bei der Wirthin angekommen. Es war, so wurde mir versichert, schon seit zwölf Tagen in München auf der Post. Ich erfuhr den traurigen Vorgang durch eine Dame, die in demselben Hause wohnte, und der ich Glauben schenkte. Ich hatte sie bei der Königin Witwe kennen lernen; sie maß das Ausbleiben des Geldes nicht allein einer zufälligen Verzögerung des Absenders, sondern auch der Unbehülflichkeit des Postboten zu, der sich aus der Adresse, die vielleicht nicht ausführlich genug bezeichnet war, nicht zurechtfinden konnte.

Ich kam damals oft zu Ihrer Majestät der Königin Therese, die sich vom jungen Künstler Selb lithographiren ließ. Sie ließ mich zu jeder Sitzung rufen, um ihr vorzulesen. Der interessante Künstler machte ein sehr ähnliches und sorgfältig ausgeführtes Bildniß, welches bald in Verkauf kam, und wie die meisten Lithographien jener Zeit bei dem ausgezeichneten Pilot abgezogen wurde, der auch das Bildniß der Agnese Schebest, ein seelenvolles Werk meines Sohnes Max, hatte abziehen lassen. Diese Sitzungen bei der Königin waren sehr interessant, und ich freute mich jedesmal darauf wie ein Kind. Die Königin war höchst liebenswürdig, es lag kindliche Hin-

gebung in ihrem Weſen. Einen Zug ihrer thätigen Herzensgüte darf ich hier nicht übergehen.

Eines Morgens, als ſie mich hatte zu ſich rufen laſſen, rief ſie mir zu: „Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen. Ludwig Philipp's Tochter, die junge Herzogin Marie von Würtemberg, wird hier in München erwartet. Ich will Sie durch ihre Tante, die Kurfürſtin Witwe Karl Theodor's, anmelden laſſen; es läßt ſich vielleicht wegen Ihrer Penſion etwas bei ihr ausrichten!“ „Wegen meiner Penſion?“ rief ich aus, „das kann ich nicht, Ihre Majeſtät!“ Die gute Königin ſtampfte mit dem Fuß, es ſtand ihr ſehr zierlich. „Es iſt wahr“, rief ſie, „ich hatte vergeſſen, daß Sie von Ludwig Philipp keine Gnade erbitten wollen.“ Ich beugte mich halbkniend auf ihre Hand. „Königin“, rief ich aus, „um eine Gerechtigkeit darf ich ihn bitten, ohne von meinen Grundſätzen abzuweichen. Es iſt ſogar meine Pflicht, kein Mittel unverſucht zu laſſen, um meines Mannes hinterlaſſene Schriften an das Licht zu ziehen. Wenn Ew. Majeſtät ſo gnädig ſind, mir Gehör bei der Herzogin Marie zu ermitteln, ſo werde ich dieſer eine Vorſtellung an ihren königlichen Vater mitgeben, damit er verfüge, daß dieſe Handſchriften in Druck kommen, und zum beſten der Witwe verkauft werden; dieſer Gunſt genießen alle Hinterbliebenen großer Gelehrten. Die Werke liegen fertig zum Druck, ſie ſind nach dem Urtheil competenter Richter gediegen, und werden Frankreich Ehre und Nutzen bringen.“ Ich erklärte nun der Königin mehrere der Gründe, die Chézy abgehalten, dieſe Arbeiten ſelbſt herauszugeben, wer nun dazu bereit geweſen wäre, und wie der Miniſter Graf von Corbière ihm bereits die Typen zum Abdruck der indiſchen Grammatik

bewilligt habe, wie der grausame Tod durch die Cholera ihn überrascht und seine Unternehmungen ins Stocken gebracht. Ich erklärte ihr auch, wie eine niederträchtige Kabale aufgetaucht sei und des Ministers Guizot preiswürdigen Willen, diese Arbeiten an das Licht zu ziehen, gehemmt habe.

Die Königin hörte mich antheilvoll an, erbot sich noch an demselben Morgen die Sache bei der Kurfürstin einzuleiten, und ermahnte mich sofort, die Vorstellung an den König Philipp aufzusetzen. Ich gehorchte. Diese Vorstellung beschränkte sich auf eine etwas dürre Darlegung der Thatsachen, sowie auf einen Anruf an des Königs Gerechtigkeit, und war durchaus mit keiner Schmeichelei verbrämt. Ich wies sie meinem Freunde, Grafen von Méjan, der mich darauf aufmerksam machte, daß nichts Verbindliches darin stand. Ich entgegnete, daß es mir unmöglich sei, anders an Ludwig Philipp zu schreiben! Graf Méjan sagte: „Er ist einmal der Chef des Staats, und Sie die Witwe eines Franzosen! Die Ehrerbietung erfordert, daß Sie bittend vor ihn hintreten." Ich gehorchte dem wackern Freunde, und setzte einige verbindliche Worte in die Vorstellung, muß aber vermuthen, daß sie dem Könige nicht gefiel, denn sie blieb unbeantwortet und erfolglos; obgleich die edle Prinzessin geglaubt hatte, mir den Erfolg verbürgen zu können.

Die Kurfürstin, Witwe Karl Theodor's, ließ mich zu sich rufen. Ich bewunderte im stillen die Reste ihrer Schönheit, und die unverwüstete Jugend ihrer Augen, die ein achtzehnjähriges Gesicht geschmückt haben würde; auch die hohe Intelligenz in den Fragen, die sie an mich stellte, die Klarheit ihrer Begriffe, die Bedeutsamkeit ihrer Worte erfreuten mich. Diese Audienz währte ziemlich lange,

mir aber dennoch zu kurz. Mehrere Tage darauf läßt mich die Herzogin Marie zu sich laden. Mit klopfendem Herzen durcheilte ich den hohen Blumengang, der zu ihren Zimmern führte. Niemand war im Vorzimmer befindlich. Die Herzogin kam mir entgegen. Eine weiblich zierliche Gestalt von graziöser Haltung, mit feinen ausdrucksvollen Gesichtszügen, und schönen Augen, in deren sanftem Blick unverkennbare Wehmuth lag. Sie redete mich Deutsch an, das sie gut und untadelhaft sprach. Zuerst unterhielt sie sich mit mir von meiner Angelegenheit, dann von Kunst und Poesie. Ihre sinnigen Worte waren verbindlich und huldreich. Sie entließ mich und verhieß, daß ihr Vater mir gewiß Gerechtigkeit schaffen würde. Nicht ohne einige Regungen von Stolz sog ich ihre Worte ein, als sie lobend von meinen Dichtungen sprach; wahrscheinlich kannte sie welche durch das Medium der Musik. Ich war so bevorzugt, sie noch zwei mal zu sehen, und zwar in der Scheidestunde, wo auch die Familie der Kurfürstin und deren Gemahl Graf Arco zugegen waren. Der ganze Kreis der Abschiednehmenden geleitete die hohe Frau an die Reisekutsche. Ihr sanfter Blick winkte mir, mich ihr zu nahen. Sie reichte mir ihre schöne kunstreiche Hand, rief mir noch lebhaft zu: „Leben Sie wohl, meine Liebe! Seien Sie überzeugt, daß mein Vater Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen wird!“ Ihr folgten feuchte Blicke und heiße Segenswünsche; für diesseits blieben sie unerfüllt. In der Blüte der Jugend, in der Fülle des Eheglücks und der Mutterfreuden schied sie aus dieser Welt, welche sie nur kurze Zeit geschmückt hatte. Sie ähnelte ihrer geistvollen höchst originellen Urgroßtante, der Schwägerin Ludwig's XIV., Herzogin von Orleans, der unschuldigen Ursache des blutigen Successionskrieges.

Wenn die Königin Therese Geschenke machte, was sehr oft der Fall war, so wußte sie dieselben durch die Art des Gebens zu würzen und zu erheben. Sie hatte mir im Jahre 1832 eine ausgezeichnet schöne und kostbare Uhr verehrt, die von eigenthümlicher Form war; auf dunkelblauer Email war ein Sternenkranz um eine Gedenkblume her gemalt. Diese Uhr war mir in Paris gestohlen worden.

Eines Tages führte sie mich in ein Cabinet, wo sie ein Schreibpult öffnete, indem sie zu mir sagte: „Frau von Chézy, Ihnen ist die Uhr gestohlen worden, die sie von mir besaßen; nun denken Sie sich einmal, Ihre Uhr hat sich wiedergefunden!" Bei diesen Worten langte sie ein Etui heraus, in welchem eine schöne goldene Uhr mit geschmackvollem Haken lag.

Ich kann mich nicht enthalten die Art bekannt zu machen, mit der sie ein schlauer Dieb mir in Paris entwandte. Der Portier eines Wohnhauses überbrachte mir ein Päckchen, welches ein Buch und einen zierlichen Brief enthielt. Der Brief besagte: „der Unterzeichneter sei der Verfasser der Inlage, und würde dies Buch in acht Tagen bei mir abholen, denn es läge ihm an meinem Urtheil, und er wünschte mir seine Verehrung mündlich bezeigen zu können". Dies Werkchen war betitelt: „Prinz Rosa Stramin"; es war voll Geist und Laune, und muß von einem gewandten Schriftsteller sein; es stand kein Name davorgedruckt. In acht Tagen nach dem Empfang ließ sich der Verfasser des Werks bei mir anmelden. Es war ein noch junger Mann von feinem Aussehen, anständigen Manieren, geschmackvoll gekleidet. Da mich sein Gespräch interessirte, und es schon 4 Uhr war, lud ich ihn zu Tisch, und bat ihn, als er sich nach Tisch entfernte, wiederzukommen; ich

setzte hinzu, daß er mich in einiger Unordnung antreffen würde, da ich Anstalten zu meiner Reise nach Deutschland zu treffen habe. Etwa vierzehn Tage später, kurz vor meiner Abreise, war Madame Récamier noch einmal zu mir gekommen. Ich hatte meine kleinen Kostbarkeiten, im Begriff sie einzupacken, auf einer Seite des Zimmers vor mir liegen; die Uhr stand auf dem Kamin. Madame Récamier hatte mich vor meiner Abreise noch nothwendig zu sprechen; meine Thüren standen offen, weil ich Träger erwartete, die einige Kisten, welche noch bei mir standen, zum Spediteur Dreifuß bringen sollten. Unerwartet trat der geistreiche Verfasser des „Prinz Rosa Stramin" in das Zimmer, und nahm Platz. Madame Récamier bat mich, mit ihr in ein anderes Zimmer zu gehen, da sie mich allein sprechen müsse; ich that es, ohne alles Mistrauen in meinen Besuch. Kaum fünf Minuten später trat er in das Zimmer, wo ich mit Madame Récamier saß, und bat mich um Erlaubniß wiederkommen zu dürfen, weil er sich augenblicklich auf eine Stunde entfernen müsse. Er mußte sich allerdings entfernen, denn er hatte meine Uhr mitgenommen, und er kam natürlich nicht wieder. Freund Heine, dem ich meinen Unfall erzählte, erkannte den saubern Gast aus dem Schreiben, wiewol er unter einem andern Namen zu ihm gekommen war; er hatte ihm Geld abgeliehen. Ich mußte noch froh sein, daß er von den übrigen Kostbarkeiten, die ich damals besaß, nichts entwendet hatte.

Ich theile diese Begebenheit mit, weil sie nützlich sein kann. Zwar kann sie auch den Gaunern einen neuen Diebsgriff lehren, denn die meisten sind jetzt literarisch gebildet, und lesen gern. Ein Herr S., selbst Schriftsteller und Dichter, der bei der b.....schen Post angestellt war, und wegen unterschlagener 5000 Gulden fünf Jahre

im Zuchthause saß, ist ein Beweis dieser Wahrheit, und hat auch mich bestohlen; er nahm mir jedoch nur 7 Kronenthaler aus meinem Sack, den ich bei Freunden auf dem Sofa hatte liegen lassen, die sich zugleich mit mir aus dem Zimmer auf einige Minuten entfernt hatten. Wir alle hatten sein früheres Leben nicht gekannt, ich würde sonst meinen Sack mit aus dem Zimmer genommen haben. Zwei ähnliche Exemplare, die sich als literarische Männer auswiesen, bestahlen mich in Genf. Das Verzeichniß dieser ehrlosen Menschen ist mit den angeführten noch nicht vollständig, es gehört noch unter andern ein Pfälzer Flüchtling hinein; ich darf seinen Namen hersetzen, weil es nicht sein Name ist, er führte ihn nur vermöge eines falschen Passes. Eitelmann interessirte mich lebhaft, weil er mit Geist und Salbung von religiösen Gegenständen sprach, und vermöge seiner Reden für einen frommen jungen Mann gelten mußte. Dieser freche Dieb nahm mir Juwelen, Goldmünzen und ähnliche werthvolle Gegenstände beinahe vor meinen Augen weg. Ich hatte Mühe ihn wegzuschaffen, nachdem ich endlich auf die Spur der Wahrheit gekommen war, und mir ahnte ein Zusammenhang mit einer Rotte von Dieben, welche sich auch wirklich darthat. Er bestahl noch an denselben Tag, wo ich ihn verabschiedet, einen jungen Maler, und wie ich höre, hat man ihn ekf Diebstähle beschuldigt und überwiesen. Er sitzt bei Zwangsarbeit auf funfzehn Jahre. Der berüchtigte Räuber und Dieb Wagner Loisell (Alois Wagner) machte eine Ausnahme von der Regel, er war ein witziger Patron, der Anwandelungen von Rechtschaffenheit hatte. Als es gelungen war, ihn zu fangen und zu überweisen, hatte er seine Untersuchungshaft in Linz im Strafhause zu bestehen. Er äußerte sich öfters über seine Lage: „Hier", sagte

er, „könnte man wünschen zeitlebens ein ordentlicher Mann gewesen zu sein, denn unsereins hat auch seine Plage. Hier habe ich mein warmes Zimmer, mein ordentliches Lager, mein reichliches Essen, meine einträgliche Arbeit. Ei, wem es so geboten wird, der hat's leicht rechtschaffen zu sein.“ So sagte Wagner Loisell, und pries sein günstiges Geschick; ging auch fleißig in die Kirche, und benahm sich gut darin. Nun aber war die Untersuchungshaft zu Ende, sein Urtheil wurde verlesen: lebenslängliche Festung. Er rief aus: „Ei meine Herren, dies ist gefehlt, lassen Sie mich hier, hier werde ich gut thun, hier gefällt es mir; aber auf der Festung breche ich aus und komme nicht wieder!“ Der Gerichtshof lachte. „Nur gemach, meine Herren“, rief Wagner Loisell, „ich bin ein Mann von Wort! Ich hätte hier schon zehn mal entwischen können, ich habe es nicht gethan. Ich bitte Sie recht flehentlich, behalten Sie mich hier!“ Dies alles half ihm nichts, er mußte auf die Festung und wurde sorgfältig bewacht; doch es gelang ihm durch Hülfe von außen, sich zu befreien, und, wie mir versichert wurde, nicht ohne Blutvergießen. Ich zweifle, daß er wieder eingebracht worden. Das Volk erzählt sich eine Menge Schwänke von ihm. Er ging einmal durch einen Wald; ihm begegnete ein hübsches Mädchen, mit der er sich in ein Gespräch einließ. „Ach bester Herr“, rief diese aus, „wenn Sie nur ein bischen langsamer gehen wollten, ich möchte gern heim, ich mache morgen Hochzeit, hier im Wald soll der Wagner Loisell herumstreichen, ich fürchte mich vor ihm, wenn er uns zu zweien steht, so wird er nichts gegen mich wagen!“ Man schritt nun rüstig voran. Am Dorfe angekommen, reichte Loisell Wagner dem jungen Mädchen die Hand, drückte ihr einen Laubthaler hinein, und sagte: „Zu Hause sage

deinen Leuten, der Wagner Loiſell läßt alle grüßen, und ſchickt einen Laubthaler zu einem Hochzeitskuchen. Adieu!" Noch denſelben Abend flog das Geſchichtchen von Mund zu Mund, und die Leute freuten ſich darüber. Es kam auch wol, daß der Schalk eine ganze Streifbande weitumher tief in den Wald führte, um ihnen zu zeigen, wo ſie den Wagner Loiſell finden könnten, und wenn er weit genug voraus war, ihnen zurief: „wenn ſie den Wagner Loiſell finden ſollten, müßten ſie früher aufſtehen". Solche Poſſen verſchafften ihm die Gunſt des Volks, das ihm oft beigeſtanden haben mag, ſtrenge Maßregeln gegen ihn zu vereiteln.

Ein ſchmerzlicher Vorfall nahm zu jener Zeit das Mitleid der Kaiſerin in Anſpruch. Ich war damals im Schloſſe. Man kam, die Langenloiſer anzumelden. Es war eine ganze Truppe Bauerfrauen, die ins Bitten gekommen waren, und deshalb zur Kaiſerin gingen, die mit gnadenreichem Herzen und offenem Ohr alle Bittenden anhörte, und den Kaiſer, ihren Gemahl, in Kenntniß ihres Anliegens ſetzte. Ihr Grundſatz war, immer das Gute thun, und immer im ſtillen! Die Langenloiſerinnen wurden zu ihr eingelaſſen. Ich erfuhr nun, daß ſie gekommen waren, wie ſie ſchon oft gethan, um die Aufmerkſamkeit des guten Kaiſers auf das unverſchuldete und entſetzlichſte Misgeſchick ihrer Gatten zu lenken, die ſchon ſeit Jahren in ſtrenger Haft ſaßen. Der ganze Ort war des Mordes des Syndikus beſchuldigt, welcher ein rauher ſtrenger Mann war. Er war eines Morgens früh vor ſeiner Hausthür, ich erinnere mich nicht mehr, mit welchem Mordinſtrument, getödtet gefunden worden; vom Thäter hatte man keine Spur entdeckt. Die Bewohner des Orts waren friedliche Männer vom beſten Ruf, die gewöhnlich den ganzen Tag auf dem Felde

beschäftigt waren. Sie hatten vom Syndikus manche Unbilden und große Bedrückungen zu ertragen, wurden daher für die Mörder gehalten und eingekerkert. Ich habe nicht erfahren, ob es der Kaiserin gelungen ist, sie zu befreien. Die Wahrheit von der Sache ist, daß sie auf bloßen Verdacht hin festgesetzt wurden, denn es fehlte an allen Inzichten. Der Zustand war schauderhaft. Der einzige Verdacht wegen des Mordes fiel in der öffentlichen Meinung auf einen Hausirer, welchem der Syndikus kurze Zeit vor dem Morde einen Pack Spitzen als Contrebande confiscirt hatte, und welcher seitdem in der Gegend nicht mehr war gesehen worden. Der Vorfall würde mir unglaublich geschienen haben, wenn ich ihn nicht aus dem Munde Ihrer Majestät selbst und der verehrungswürdigen Gräfin Lazansky gehört hätte. Ich zweifle nicht, daß die Wahrheit an das Licht gekommen. Wer aber ersetzte nun den unschuldig angeklagten Familienvätern ihren zerrütteten Wohlstand, ihre Lebenskraft, die Leiden ihrer Angehörigen? Man kam immer darauf zurück, der Mörder müßte einer von den Langenloisern sein, und die Sache müsse an das Licht.

Ich kann hier einen Zug des Herrn Hofrath Dr. Schlagintweit nicht übergehen, der seinem Herzen und Talent die größte Ehre macht. Er hatte sich eine große Fertigkeit in den Augenoperationen erworben, und da er mit seiner Zeit haushälterisch umging, so blieb ihm welche für arme Augenkranke, die er unentgeltlich heilte und operirte. Der Eifer für diese Unglücklichen wurde immer brennender in seiner Seele, und gedieh bis zu einer muthigen Entschließung.

Ein anfangs kleines Local, dessen Unkosten er aus eigenen Mitteln bestritt, nahm eine Menge unglücklicher Erblindeten auf, die geheilt daraus hervorgingen. Nach

und nach wurde die edle That bekannt. Menschenfreunde brachten freiwillige Beiträge zu den Unkosten, und verpflichteten sich zu jährlicher Beisteuer. Die königlichen Personen und ihr Hof schlossen sich nicht von der Theilnahme aus, wie auch der edelgesinnte Theil des Publikums. Die Anstalt stand in vollem Flor, als ich München verließ. Was vermag nicht frommer Muth und fester Wille! Hofrath Schlagintweit hatte die Leidenden eingeladen sich bei ihm einzufinden, nahm sie in seine Anstalt auf, wo er sie zweckmäßig beköstigte, und durch Arzneien für die Operation vorbereitete, die er nie vergebens unternahm. Im Jahre 1839, wo die Aerzte meinem Max die Wassercur anriethen, ging ich mit ihm nach Brunnthal, wo ein einfacher Chirurg mit Kenntniß und seelenvollem Eifer die Curanstalt leitete. Ich wünschte, daß es nicht zur Schwitzcur, der ein kaltes Bad folgte, kommen möchte; ich glaubte, Max würde sie nicht aushalten. Bleiby unterstützte meine Bedenklichkeiten nicht, er hatte recht. Mein Sohn aber war seinem Anrathen geneigt, die Cur wurde ohne mein Vorwissen vorgenommen, und schlug vortrefflich an. Es waren viel Gäste in Brunnthal, meist aus dem Mittelstande. Die Lage war reizend, das Haus wohlgebaut, der Garten groß, die Bedienung aufmerksam, die Kost kräftig und gesund, der Preis der Pension nicht unbillig. Wir trafen dort einen Grafen von Cencimon mit Gemahlin und Söhnen, gemüthliche freundliche Menschen, und einen Hofrath Kaspar nebst Gattin. Kaspar war ein geistreicher Mann und vortrefflicher Jurist, der auch als Publicist rühmlich thätig war; wir wurden bald Freunde. Im Lauf des Sommers bewiesen die Anmerkungen, welche die zahlreichen Gäste beim Abschied im Buche zurückließen, daß alle genesen waren; nur einer, der sterbend angelangt, war gestorben.

Im Bade Brunnthal lernten wir den verdienstvollen Gouverneur der Söhne des Herzogs Max von Birkenfeld kennen, einen geist- und kenntnißvollen Mann, dessen Unterhaltung uns viel Belehrung und Genuß gewährte. Er lenkte gern das Gespräch auf drei indische Prinzen, Königssöhne, die in einem Kriege gefangen genommen worden, und die Herzog Max von Birkenfeld gekauft hatte und sorgfältig aufziehen ließ. Der Hofmeister hatte sich die Sprachen beider zu eigen gemacht, und beschäftigte sich sehr angelegentlich mit ihnen; sie waren sanft und fromm, und beteten in ihrer Sprache, die sie tu malu und tenkabu nannten — seelenvolle Gebete. Herzog Max wollte ihnen eine ganz ausgezeichnete Erziehung geben, und sie zu einem Amt ausbilden lassen. Ich weiß nicht, was ihn von diesem schönen Plan ableitete. Doch nicht selten wird den Großen ihr schönster Wille durch Einmischung anderer gelähmt. Die Indier kamen unter die Begleitung des Prinzen, und waren darüber sehr betrübt. Anfangs, nachdem der Prinz sie aufgenommen, waren sie sehr scheu, und von düstern Zweifeln und Vorstellungen gepeinigt. Man überhäufte sie mit Gefälligkeiten, und reichte ihnen sehr gute Kost. Sie rührten nichts an, und weigerten sich überhaupt etwas anderes zu essen als trockenes Brot und Früchte. Mit Mühe erfuhr man, daß sie die Einbildung gefaßt hatten, man wolle sie sehr gut nähren, um sie zu schlachten und zu essen. Ihr Freund, der Hofmeister, wußte ihr Vertrauen zu gewinnen, und ihre Hirngespinste zu zerstreuen. Sie aßen nun nach Herzenslust. Gleichwol starb der jüngste unter ihnen am Heimweh. Sie hatten ein Morgengebet, das von der größten Schönheit war; es wurde mir freundlich mitgetheilt, doch konnte ich keine Abschrift davon erlangen; es lag darin eine Frischheit

und Innigkeit, die ſich dem Geiſt chriſtlicher Gebete näherte. Ich habe einen hohen Begriff von einer Landesſprache bekommen, in welcher etwas ſo Vollkommenes, Inniges und Wohlthätiges für die Seele erſchienen war, mehr noch von einem Volke, das mit ſolcher Ehrfurcht und Liebe für Gott empfindet.

Mehr als einmal habe ich auf meine frühern Daten zurückkommen müſſen, indem mich die Flügel der Erinnerung zu einem andern Gegenſtand hintrugen. Es kommt mir bei dieſem Werke minder auf chronologiſche Ordnung an, als auf innern geiſtigen Zuſammenhang.

Mich ſuchte im Jahre 1837 im Spätherbſt ein lutheriſcher Geiſtlicher auf, der von der katholiſchen Religion zur lutheriſchen übergetreten war, und einer Pfarre entgegenſah. Er erwartete und erhielt auch von mir ein kleines Geſchenk zu ſeiner Unterſtützung. Dieſer Candidat machte mich mit dem Geiſtlichen Langenmeier bekannt, von welchem ich im „Münchener Landboten" einen gediegenen Aufſatz geleſen, und der mich kennen zu lernen wünſchte. Langenmeier kam. Die Erſcheinung dieſes edeln Mannes flößte Ehrerbietung ein, und war gewinnend. Er lebte in München mit einer Verwandtin und deren Tochter, die ein gutes einfaches Mädchen war, in reifern Jahren ſehr praktiſch die Haushaltung des Oheims führte. Langenmeier gehörte zu den katholiſchen Prieſtern, deren Andenken noch ſpäte Zeiten ſegnen werden. Er hielt mit Ruhe und Kraft den Moderantismus empor, und blieb der Partei fern, die in Baiern die „ſchwarze" hieß. Er machte einen ſchönen Auszug aus den Schriften der Kirchenväter, dies wurde von den ſchwarzen Söhnen der Kirche übel genommen, und Langenmeier mußte es büßen. Er war damals Landpfarrer. Seine Freunde und Correſpondenten waren u. a. ein Pfarrer Königsberger, ein Rector Sallat, und andere erleuchtete

Priester. In München befanden sich Pfarrer Holzleutner, Mannhard, Schwartz, Centner. Diese alle waren Unglücksgefährten: sie hatten, wie Langenmeier, bei mächtigen Antagonisten unauslöschliches Misfallen erregt, verloren dadurch ihre Pfarrstellen, büßten nicht lange darauf auch das Recht zu predigen, Messen zu lesen, zuletzt sogar ihre Tischtitel ein, und wurden der Gegenstand gehässiger Verfolgung. Pfarrer Holzleutner war der bedauerungswürdigste unter diesen Geistlichen, indem man ihn in das Strafhaus der Pfarrer zu bringen gewußt hatte. Er hatte den Haß eines bedeutenden Mannes, eines Gutsherrn, dessen verbrecherische Umtriebe er höchsten Orts enthüllte, auf sich gezogen, und war trotz der vortrefflichsten Fähigkeiten zu seinem Amte, trotz seines musterhaften Betragens, in das Strafgefängniß geführt worden. Hier behauptete er, Gift bekommen zu haben. Er kränkelte seitdem, und verfiel in Wahnsinn. Pfarrer Schwarz und Centner wurden minder heftig verfolgt als Holzleutner, der eine Flugschrift hat drucken lassen, deren Titel heißt: „So geht es im constitutionellen Baiern zu", und in welcher ein Theil seiner Lebensgeschichte verzeichnet stand. Die Schrift war musterhaft verfaßt, und erweckte ihm nun schwere Verfolgung. Er mußte noch einmal nach Dorfen, und kränkelte sehr. Er unterlag und verfiel, wie schon bemerkt, in Wahnsinn. Ein wenig verschiedenes Los hatte Königsberger, ein Geistlicher voll Tugend und Frömmigkeit. Auch Pfarrer Langenmeier mußte nach Dorfen; eine Jugendschwachheit war ihm zum Verbrechen gemacht worden. Der Lebenswandel der übrigen dieser Geistlichen war streng und tadellos, sie waren die Märtyrer der Sache des Lichts und der Mäßigung, der katholischen Religion getreu, fern davon Proselyten zu machen. Ihr Augenmerk war allein darauf

gerichtet Beispiel und Lehre des Guten zu verbreiten. Seit meiner Abreise von München empfing ich keine Nachricht mehr von diesen würdigen Freunden, die ich oft gesehen, und nie ohne Erbauung und Rührung verlassen habe. Einer unter ihnen nährte sanguinische Hoffnungen auf den zufälligen Umstand, daß ich oft zur Königin gerufen wurde, dort den König zuweilen sprach, und der Königin Witwe genau bekannt war. Zum Unglück sprach er nicht davon mit mir, ich würde ihm bedeutet haben, daß ich mich nicht befähigt noch berufen fühle, gegen die „Schwarzen" Partei zu ergreifen. Im Jahre 1839 starb der verdienstvolle Mannhard, ihn hatte der Schlag im Lesecabinet gerührt. Aerzte wurde gerufen; ihm wurde der Kreuzschnitt über die Brust gemacht, aber es war umsonst, entseelt wurde er nach seiner Wohnung getragen. Ich traf ihn noch abends vor seinem Tode gesund und heiter. Er hatte mir einen Abend auf Samstag versprochen, er konnte nicht Wort halten. Ich verlor durch seinen Tod einen edeln erleuchteten Freund, der die Aufrichtigkeit und Treue erkannte, die meine Trostesworte in sich schlossen, denn ihm war nicht lange vor seinem Tode verboten worden zu predigen. Manche erheiternde Stunde und manche erquickende Labung dankte der edle Mann einem Freunde, dem Schriftsteller Dr. Ehrenbaum, und dessen Gattin, die sich damals in München aufhielten.

Zu jener Zeit zürnte das Volk dem Pfarrer Eberhard, und einem andern, dessen Name mir entfallen, dem ersten wegen seiner wüthenden Ausfälle gegen Protestanten auf der Kanzel, dem letztern wegen ähnlicher Worte bei der Kinderlehre Sonntags um 1 Uhr. Die Königin Witwe hörte davon und fand Gelegenheit sich bei ihrem Stiefsohn König Ludwig zu beklagen. Auch die kampfscheue langmüthige Königin

Thynese wurde endlich entrüstet. Sie wohnte dem Religionsunterricht ihrer Kinder bei. Der Lehrer ließ sich durch seinen Eifer soweit hinreißen, daß er den Prinzen und Prinzessinnen zurief: „Verflucht sind die Protestanten!“ Statt Entrüstung zu zeigen, sagte die sanftmüthige Frau mit schmerzlich bewegter Zunge: „O, wollen Sie uns denn alle verdammen?“ Der Priester schwieg. Es steht jedoch zu vermuthen, daß er sich fortan ähnlicher Ausfälle enthielt. Eberhard erhielt endlich die Weisung, München zu verlassen. Es war im November, ein Theil seiner Anhänger hatte den Weg vom Pfarrhof an bis zum Thore mit Rosen und andern schönen Blumen bestreut. Man sah auch auf diesem Wege weinende Mädchen, Frauen und schöngeputzte Kinder, welche köstliche Bouquets in den Reisewagen warfen. So wurde dem Manne gehuldigt, dessen gifttriefende Worte unablässig Unfrieden zwischen den beiden Religionsparteien stifteten. Mannhard's Leichenzug dagegen wurde von wenigen still und tiefgerührten Freunden begleitet, doch sein Andenken bleibt unvergeßlich, warm und gesegnet, und die Frucht seiner Worte wird noch durch späte Zeiten fortwirken.

Im März 1831 kam mein Sohn Max aus Paris nach München herbei, erfleht von meiner Angst um ihn und seine Gesundheit. Die Königin Witwe ließ ihn sogleich zu sich einladen, doch sein unbefangenes Künstlergemüth entsprach nicht den Erwartungen der hohen Frau. Sie erfuhr nichts durch ihn von den pariser Zuständen. In München war ihm das Klima feindlich. Im Herbst bewog ihn sein Bruder mit nach Baden zu gehen. Ihr Vater war mit diesem Entschluß sehr unzufrieden, doch er erfuhr nicht früher darum als bis er schon ausgeführt war. Er entzog ihnen von nun an die Hälfte ihrer

Einnahme, und legte mir jährlich 24 Karolin zu. Diese Maßregel hatte traurige Folgen. Ich selbst gewann nichts dabei, denn ich erschöpfte mich in Bemühungen, den Verlust zu ersetzen. Auch verging kein Jahr, so wurde uns Chézy durch die Cholera entrissen. Von diesem Zeitpunkt an begann unser Unglück von außen her, von innen war es längst im Werke; doch ich schweige darüber. Die Schilderung der Martern meines zerrissenen Herzens gehört nicht vor den Richtstuhl der Menschen, nur der Allwissende kann sie durchschauen. Nicht blos Unvergeßliches aus meinem Leben gehört in dies Buch. Wer kann im ganzen Sinne des Worts sein Leben schreiben? Niemand! Zu viel und Wichtiges bleibt ihm selbst verborgen. Das Innere des Menschengemüths ist ein Bergwerk, nur Gott kennt seine Schachten. Die Beweggründe einer That bleiben dem Urheber derselben selbst verborgen.

Meine Söhne waren fern von mir in Baden-Baden, als der entsetzliche Schlag dieser Todesnachricht mich traf und auf das Krankenlager daniederstreckte. Meine Pension blieb aus; die Familie in Paris traf keine Verfügung, daß sie mir geschickt wurde. Wie unüberlegt trieben sie ein Spiel mit dem Herzen eines zärtlichen Vaters und zweier Söhne, deren ganze irdische Zukunft von der Wohlthat und Zärtlichkeit dieses Vaters abhing! Sie wußten, daß Chézy kein Vermögen hinterließ, denn die Kriegsjahre, die feindlichen Einfälle, die Opfer, welche die allgemeine Noth von ihm erheischte, hatten seine Mittel erschöpft. Es wäre Pflicht gewesen, ihn anzumahnen, nun an seine armen Kinder zu denken; aber dies that niemand. Einige Mitglieder der Familie, denen die einlaufenden Gelder anvertraut wurden, glaubten sie

aufheben zu müssen. Vergebens schrieben wir um Geld, man schickte keins.

Meinen Söhnen in Baden hatte Spindler gerathen abzuwarten was aus Frankreich kommen würde, und ihren, wie er es nannte, vortheilhaften Standpunkt an der Grenze zu behaupten. Görres war so freundschäftlich und einsichtsvoll, mir mit Rath beizustehen. Ich lag fast besinnungslos. Niemand nahm sich meiner so warm an als die Königin Witwe, die mich unmittelbar nach dem Tode Chézy's zu sich rufen ließ, um mich zu trösten und aufzurichten; mein unverkennbarer Schmerz ging ihr zu Herzen. „Liebe", sagte sie mir, „ich mußte wol glauben, sie bewegt zu finden, aber schmerzzerrissen habe ich Sie mir nicht gedacht!" Ich antwortete ihr mit den Worten, die mir Schmerz und Liebe eingaben. „Bleiben Sie nun hier", sagte die edle Königin, „ich werde Sie nie verlassen!"

Ich konnte diesen so gnädigen Rath nicht befolgen; ich wußte was Chézy hinterlassen hatte, es war ein kleines Kapital von nicht ganz 2000 Thlr. in seiner Kommode, eine werthvolle Uhr, ein Brillantring vom Kaiser Franz, und ein silbernes Tischservice, nebst einigen Möbeln und einer Bücherssammlung. Was konnten zwei unversorgte Söhne und eine hülflose Witwe damit beginnen! Ich hatte nicht das Herz mit der Königin hierüber zu sprechen, und wahrscheinlich trat niemand auf und sprach für mich. Das Einzige was ich nach dieser Entrevue erfuhr, war, daß mir die höchste Frau zu meiner Erleichterung Trauerkleidung, Betten, einige Möbel, die mir fehlten, und wie sich ihre Umgebungen ausdrückten, etwas Geld bestimmt hatte. Es kamen von ihr die Geschenke, nebst 40 Gulden.

Alle Ausgaben, die sich während des langen Ausbleibens meines Gehalts aus Paris aufgehäuft hatten, mußten bestritten werden. Es war Ende October, für den Winter kein Vorrath vorhanden, und die Nothwendigkeit da, nach Paris zu gehen. Spindler hatte, wie schon angeführt, meinen Söhnen betheuert, daß man die kostspielige und beschwerliche Reise sparen könne. Mein ältester Sohn gehorchte ihm, und blieb in Baden. Max erklärte sich bereit, mich nach Paris zu begleiten. Durch wohlfeiles Losschlagen meines Handbuchs „Norika" und meiner Gedichte, die bei v. Seidl in Sulzbach erschienen und von den entstellendsten Druckfehlern übersät waren, sowie durch Veräußern einiger Pretiosen, konnte ich endlich die Kosten meiner Reise nach Baden und Strasburg bestreiten und mit meinem Max bis Paris gelangen. Der geistreiche Staatsrath von Maurer in München, den Görres gebeten hatte, mir mit Rath beizustehen, hatte mir erklärt, daß ich in Paris weder Unkosten noch irgendeine Schwierigkeit bei der Erbschaft haben würde. Auch diesem würdigen Manne glaubte mein ältester Sohn nicht, und dieser irrthümliche Entschluß stürzte uns in 3000 Francs Unkosten.

Wir langten im Collège de France in Paris an. Ich schickte nach einigen Mitgliedern der Familie, die sogleich kamen und mir freundlichen Antheil bezeigten. Der Schwiegersohn von Sylvestre de Sacy, Herr Pavet von Courteille, ein wackerer Freund Chézy's, Herr Langlois sein berühmter Schüler, waren noch denselben Abend bei uns, sowie Chézy's noch einzige Schwester Adelheide, nebst ihrem Sohn Antoine, dessen geliebte Gemahlin, Clémence, jetzt in Algier mit zwei Söhnen und Schwiegertöchtern wohnt. Andern Tags suchte ich Sylvestre de Sacy auf, bei dem ich den Grafen von Salvandy traf,

dessen berühmt gewordenes Wort: „Wir tanzen auf einem Vulkan", wol noch für heute gelten kann, wenn wir gleich nicht tanzen.

Die Bemühungen der edeln Freunde Baron Prony, Sylvestre de Sacy und Degerando's, hatten vortheilhaft für mich beim Ministerium gewirkt. Meine Aufopferungen für die Gefangenen von der Schlacht bei Hanau wurden in das gehörige Licht gestellt, und erwarben mir viel Sympathien. Der Minister des öffentlichen Unterrichts ließ mich rufen, und sagte mir bedeutungsvolle Worte, die mich über meine Zukunft beruhigen konnten.

Ich habe, so nahe meinem Grabe, den Gedanken aufgegeben, das ganze Gewebe der Widersacher, Neider und Feinde des edeln verstorbenen Chézy an das Licht zu ziehen; ich bin bis in den Tod ermattet, und muß auf meinem letzten Lager darben und entbehren, so manche edle Hand mir auch schon Linderung zukommen läßt. Ich bin im Sinne des Worts ausgeraubt worden, und sehne mich nach der Befreiung von soviel Leiden; da fehlt es mir an Stimmung und Kraft, die letzten Prüfungen die ich erdulde, ausführlich zu schildern, ich habe sie Gott geopfert. Nur über Eines muß ich meine Stimme erheben, die schwache Stimme, die vielleicht bald der letzte Seufzer erstickt, die aber ein Echo in Asien und Europa wecken wird.

Seit längerer Zeit schon hatte der Graf von Corbière die Typen zu Chézy's indischer Grammatik bewilligt. Um dies vortreffliche Werk herauszugeben, fehlte es ihm blos an der Zusammenstellung des Anhangs, den er dazu gemacht, und der, wie mir ein Sprachforscher versicherte, durchaus neu und von erschöpfender Belehrung ist. Zum Unglück hatte ich das Schreiben des Ministeriums noch

nicht aufgefunden, als ich die verlangte Notiz für den Minister Guizot aufsetzte; die Mittheilung desselben würde jeden Zweifel des Ministeriums gehoben haben, ja, sie hätte das ganze Bubenstück von vornherein unmöglich gemacht. Wer hätte zweifeln können, daß Chézy's Vorsatz, seine Manuscripte in Druck zu geben, feststand, da er bereits die Typen dazu vom Ministerium bewilligt erhalten hatte?

Ein nun verstorbener Verwandter Chézy's, den ich nicht näher bezeichnen werde, bedurfte des Taufscheins des Verstorbenen, um sein Geburtsdatum richtig auf den Leichenstein zu setzen. Da er diesen Taufschein nicht gleich vorfand, kam er nicht auf den natürlichen Gedanken, ihn im Register seiner Kirche aufsuchen zu lassen, sondern vermeinte, der Taufschein könne ihm nicht entgehen, wenn er alle Papiere des Dahingeschiedenen ohne Ausnahme durchsuchen ließ. Dies geschah unbehindert in jener Zeit, wo die Verheerungen der Cholera jeden Unfug begünstigten. Wenige der Schriften, Familienpapiere und dergleichen kamen an ihre rechte Stelle zurück. Es fand sich auch kein Testament mehr vor, wiewol mehrere Freunde Chézy's darum wußten, daß der Verstorbene ein Testament aufgesetzt hatte. Auch wurde erst fünf Tage nach dem Tode desselben die Wohnung versiegelt, weil bei den häufigen Todesfällen die Gerichte mit Geschäften überhäuft waren. Ich schweige von dem Unfug und der Ausplünderung des Hauses, die noch durch Domestiken vorfiel. Mein Schmerz war zu heftig, als daß ein Kummer neben dem um den geliebten Todten in mir hätte aufkommen können. Der Tod hatte Chézy überrascht, als er im Begriff stand, seine Werke, die Frucht vierzigjähriger Anstrengung, der Oeffentlichkeit zu übergeben; sie sind zahlreich und hochwichtig, ihre

Titel sind in der „Biographie Universelle" von Michaud, im sechzigsten Bande (Supplement), im Artikel „Chézy", genau verzeichnet. Ich nenne davon nur die große indische Grammatik, ein Werk von bedeutendem Umfang, dessen scharfsinnige Forschungen sich über alle Sprachen des Orients verbreiten; ferner eine Sanskrit-Chrestomathie umfassenden Inhalts; Auszüge aus den Puranas; „Hasyanava („Die Vereinigung der Schurken"), mit Uebersetzung der bedeutendsten Stellen; indische Gnomen; indische metrische Uebersetzungen deutscher und französischer Gedichte; die Analyse des „Ramayana" mit vielen Erläuterungen und sprachforschenden Bemerkungen. Von den persischen Werken bezeichne ich nur eine Chrestomathie, von der geschmackvollsten und mannichfachsten Auswahl und vom gediegensten Werth.

Der Minister Guizot, stets von Eifer für das Schöne und Gute erfüllt, schickte mir im November 1832 eine Aufforderung, ihm eine Note über alle hinterlassenen Arbeiten Chézy's auf das schleunigste zu senden. Ich bedurfte bei dieser Arbeit keine Hülfe, Chézy hatte das Verzeichniß gemacht, und ich hatte die Noten und Manuscripte selbst, soviel in meiner Macht lag, durchstudirt. Ich verstand zwar kein Indisch und nur wenig Persisch, allein unsere Gespräche hatten immer auf diese Gegenstände sich ausgedehnt, ich war in den persischen Manuscripten beinahe so heimisch als er. Dies war eine glückliche Zeit unsers Beisammenseins, als plötzlich der Gedanke, Sanskrit zu lernen, in ihm aufstieg. Er sagte: „Ich habe so gut wie gar keine Hülfsmittel, nichts als eine mangelhafte Grammatik von Anquetil du Perron, einige Arbeiten von Fra Bartolommeo und die Manuscripte der Bibliothek; doch bei Benutzung der Uebersetzungen, die es bereits gibt, bei der Ankunft der Grammatik von

Willens, und bei angestrengtem Fleiß und unermüdetem Forschen, werde ich der erste Franzose sein, der das Studium des Sanskrit auf das Festland hinverpflanzt. Frankreich wird vom Gelingen meines Unternehmens Ehre und Nutzen ziehen; hierher werden die Gelehrten reisen, um Indisch zu lernen. Paris wird ihr Sammelplatz werden. Hamilton ist fort, aber sein unvergleichlicher Katalog unserer indischen Werke ist hier geblieben, und das Katheder für das Sanskrit kann da niemand besteigen als ich!" Meiner Schwiegermutter ging bei solchen Reden das Herz auf, sie sah ihren Sohn im Geist von einer Glorie umstrahlt, einer Glorie des Heroismus und des Marterthums. Das Opfer, welches auf dem Altar brannte, war sein eigenes Selbst, sein Frieden, sein häusliches Glück, seine Gesundheit, sein Lebensgenuß, seine Jugendblüte, sein Weib und seine Söhne. Ich fühlte es, der Preis war eines solchen Opfers werth, und ich brachte es mit ihm, ergeben in seinen Willen; erleichtert wurde es mir durch ein Unglück ohne gleichen. Meine Schwiegermutter, eine kräftige Natur, eine eifrige Katholikin, eine Frau voll Geist und Leben, konnte sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß eine Ungläubige wie ich, Gattin ihres Sohnes und Mutter ihrer Enkel sei. Sie und ihre Töchter, die alle die vortrefflichste Erziehung genossen hatten und von denen eine schön malte, waren Muster der Weiblichkeit und Häuslichkeit. Ich war nur für die Poesie erzogen worden, mein redlichster Wille konnte die Einübung in das häusliche Getriebe nicht ersetzen. Die Kränklichkeit meines ältesten Sohnes zehrte an Zeit und Lebenskraft. Hierzu kamen die literarischen Beschäftigungen, ich mußte Brot für die Haushaltung verdienen helfen, die Theuerung war gestiegen. Die Schwiegermutter meinte: „Geld verdienen

solle einzig die Sorge des Mannes sein; die des Weibes sei auf ihre Häuslichkeit beschränkt!" Unter andern Zuständen würde sie recht gehabt haben, nicht so unter den obwaltenden. Da ich nun wußte, daß Chézy's inneres Glück davon abhing, daß seine Mutter die höchste Liebe und Achtung von mir genoß, bemühte ich mich aus allen Kräften, ihr die Liebe zu zeigen, die ich für sie empfand. Doch dies machte keinen Eindruck auf sie. Ich hätte mich total umschaffen müssen, um ihrem Begriff von einem Weibe wie es sein sollte, zu entsprechen. Die Feder in meiner Hand war ihr ein Greuel. Den ersten ungünstigen Eindruck, den sie durch mich empfing und mir späterhin eingestand, verdanke ich dem Mißbehagen, das sie empfand, als ich zum ersten mal bei ihr speiste und nach Tisch meine Serviette nicht zusammenlegte. Später empfing ich einmal einen Brief von ihr, in welchem die Worte standen: „Glauben Sie mir, hören Sie mit ihren Schreibereien auf, und flicken Sie Ihre Sachen!" Ich ging zwar keineswegs zerrissen, aber sie sah mich doch nie beim Flicken sitzen. Sie verlangte das von der jungen Kindermagd, die ein vortreffliches Mädchen war, sich aber, sowie auch ich, anhaltend mit den zwei Kindern beschäftigen mußte, und wirklich kaum die nothwendigste Zeit zum Waschen, Bügeln und Nähen ersparen konnte. Das Mädchen, erst neunzehnjährig, war höchst empfindlich und verletzbar; in acht Tagen fand sie eine vortheilhaftere Stelle und verließ uns. Ich fand nicht mehr solche wieder. In unserer verdumpften sonnenlosen Wohnung erkrankten die Kinder bedenklich. Die Schwiegermutter im ersten Stocke wohnte gesund. Die Aerzte erheischten Landluft für die Kinder und mich. Ich suchte in Chaillot und Passy nach Wohnungen, und zwar in der Nähe des Palais Bourbon; ich konnte

dort auf den täglichen Besuch Chézy's hoffen, erfuhr aber, daß er nur alle acht Tage kommen würde; ich hätte es dabei bewenden lassen sollen, er liebte mich und unsere Söhne, und würde gekommen sein; allein das Herz war wund an allen Stellen, der unselige Trotz meines leidenschaftlichen Gemüths hatte sich meiner bemeistert, und da Chaillot und Passy doch eigentlich nur Vorstädte von Paris sind und der Aufenthalt daselbst die Beschwerden einer dürftigen Haushaltung nur vermehrt, so glaubte ich in Montmorency einen gesündern Aufenthalt zu finden, und suchte mir dort eine Wohnung, wo mich Chézy alle acht Tage besuchen konnte, und richtete mich ein, sie am 16. Juni zu beziehen.

Als ich in den Wagen stieg, der mich nach Montmorency führen sollte, ahnte ich nicht, daß ich das Haus meiner Schwiegermutter nie wieder bewohnen würde. Es war halb zwölf, als ich nach der Uhr meines Mannes sah, die am Kamine hing.

Abends kamen wir in Montmorency an. Mit unsern kleinen Einrichtungen und der Sorge für die Kinder ging mir und meiner treuen Marianna der folgende Morgen und der Nachmittag hin, wo nur einzelne Blicke aus dem Fenster hinaus nach dem silberhellen See, am Fuß der Hügel, nach dem dichten Walde und den schönen Feldern mein Herz erquickten. Es war nun Abend geworden, die Kinder niedlich geputzt. Wir gingen durch eine kleine Straße in das nahe Kornfeld, nach dem Kastanienwald, auf dem Wege nach Rousseau's Hermitage. Die Sonne senkte sich schon, die Weinberge hauchten Düfte, Heimchen schwirrten, Nachtigallen schlugen, über dem Kornfelde schwebten singende Lerchen. Meine Kinder jubelten vor Lust, uns umfing mit einem mal ein Frieden, eine Seligkeit, als wenn ich nun am Ziel aller

Leiden sei. Hier zu sterben wünschte ich innig, aber ich war zu größern Schmerzen aufbewahrt.

Mit freudiger Ungeduld erwarteten wir den Ablauf der Woche. Der Samstag sollte uns Chézy bringen, wir gingen ihm bis zur Barre entgegen; die Kleinen konnten der Liebkosungen kein Ende finden. Kinder sind nie anmuthiger, als wenn sie glauben, sie hätten etwas zu erzählen, jeder Umstand erlangt Wichtigkeit durch die Lust der Mittheilung. Als wir oben in der Wohnung waren, zog Chézy seine Uhr hervor; sie war ein Erbstück von seinem seligen Vater, dem besten und würdigsten der Menschen, und er hing sehr daran. „Mienchen", redete er mich an, „was hast Du denn mit der Uhr gemacht?" Unbefangen wie ich war, antwortete ich: „Ich habe noch nachgesehen, wie viel die Uhr sei, als ich in den Wagen stieg, es war halb zwölf!" Chézy öffnete jetzt die Uhr. Punkt halb zwölf war die Kette gesprungen. Ich erschrak heftig darüber, ein ahnender Schauer zuckte durch mein Herz, doch erst nach mehreren Jahren konnte ich wissen, wie prophetisch dieser Umstand war.

Recht friedlich und süß verging der Sommer, meine Kinder erholten sich, ich selbst genaß von meinem schweren Kummer. Mein Mann brachte viele schöne Tage mit uns zu. Wir besuchten den an Feigen, Pfirsichen, Melonen und Mandeln überreichen, köstlichen Garten der Mutter Marie. Wir irrten durch die Kastanienwälder nach den umliegenden Dörfern; wir besuchten das Schloß, wo der gequälte Rousseau auf der Pilgrimschaft des Lebens eine kurze süße Rast gefunden. Oftmals gingen wir über die Waldeshöhe durch St.-Prix nach der Ruine des alten Jagdschlosses, mitten im schönsten einsamsten Wald, wo Heinrich IV. mit Gabriele unter einer hohen Eiche gesessen, die noch jetzt ihre Zweige

in das Gewässer zu ihren Füßen senkt, wo noch immer alles duftet und blüht, wo die süße Natur noch immer in ungestörtem Frieden waltet.

Noch widmete sich Chézy in diesem Sommer nicht so ausschließlich dem Sanskrit als späterhin. Er hatte den „Schahnameh" mit nach Montmorency genommen, und zog die Episode von Rusthem und Sohrab für seine Chrestomathie aus verschiedenen Manuscripten der kaiserlichen Bibliothek. Sie hatten Varianten dargeboten, und die Arbeit war von großem Verdienst. Mehrere Jahre später gab der berühmte Professor Mohl dieselbe Episode nach seiner eigenen Bearbeitung heraus, die ganz vortrefflich sein soll. Denselben Sommer setzte Chézy seine persische Anthologie in Stand, und arbeitete an seinem „Jeboun-nameh". Er fügte auch arabische Dichtungen zu der schon so reich ausgestatteten persischen Chrestomathie, doch nach meiner Abreise ließ er sich ganz von der Begierde, das Sanskrit aus dem Grund zu studiren, hinreißen. Er trat zuerst mit der Dichtung des „Vadschnadattabhatta" aus dem „Ramayana" auf. Friedrich Schlosser übersetzte diese Episode, und las sie im „Frankfurter Museum" vor. Sie wurde allgemein bewundert. Nur Karl von Dalberg, der milde und erleuchtete Priester des Herrn, bemerkte in seinem Brief an Chézy über diesen Gegenstand, daß die Idee der Wirkung eines unverdienten Fluches ihm Abscheu errege! Sein Gefühl war richtig. Die Götter der Indier, die einen unverdienten Fluch auf das schuldlose Haupt des Gegenstandes wie einen Donnerkeil lenkten, entsprechen nicht der Idee des alliebenden, des allvollkommenen höchsten Wesens; aber jene alte heidnische Lehre stellte nicht den Menschen als geschaffen nach Gottes Bilde dar, sondern sie schuf die Götter nach dem Bilde des Menschen, leiden-

ſchaftlich und ſinnlich. Das Volk Gottes that daſſelbe. Moſes ſagt in den Zehn Geboten: „Denn ich der Herr, dein Gott, bin ein zorniger Gott, der die Sünden der Väter heimſuchet an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!“ Ueberhaupt kann ich bei Erwähnung der indiſchen Dichtungen nicht übergehen, daß mir der „Mahabharata“ weit mehr als der geprieſene „Ramayana“ gefällt, obſchon man von ihm ſagt, daß ihn der Waldgott Hanuman ſelbſt in die Felſenwände der Pagoden eingehauen, und daß ich die Sakuntala aus dem Mahabharata der des Kalidaſa weit vorziehe, da ſie mehr Kraft, Wahrheit und Würde hat. Firduſi's „Schahnameh“ iſt mir lieber als die indiſchen Heldengedichte, er bleibt in den Kreiſen der Menſchheit; ich weiß kein indiſches Gedicht, dem man daſſelbe nachrühmen könnte. Es war wol vor allem der Reiz der Sprachforſchung, der Chézy in das unabſehbare Gebiet des Indiſchen lenkte. In ſeinen Arbeiten finden ſich 12,000 Karten, auf denen Haupt- und Zeitwörter aus allen orientaliſchen, ſowie auch europäiſchen Sprachen, der älteſten wie der neueſten Zeit, verzeichnet ſind, welche Uebereinſtimmung haben, oder Anklang darbieten; ein Werk vom umfaſſendſten Umfang, welches mit zur indiſchen Grammatik gehört. Es ſind nun zwölfundzwanzig Jahre, daß Chézy im Grabe liegt; doch ſteht zu vermuthen, daß ſeine Entdeckungen nicht nach ihm von andern gemacht werden, denn es gab keinen zweiten Chézy. Seine Beharrlichkeit, ſein Muth, ſeine Geiſtesſchärfe, verbunden mit ſeinem poetiſchen Gefühl, finden ſich nicht leicht wieder beiſammen. Die Winke, die er für die Wiſſenſchaft gab, wurden zwar von den Wetteiferern häufig benutzt; doch für die rechte Spur fand niemand das Licht, das in ihm wohnte. Sein Nachfolger Burnouf, einer der fähigſten Köpfe und fleißigſten Arbeiter,

die es jemals gegeben, besaß zugleich das Talent, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt anhaltend zu beschäftigen und zu nähren, mit Hülfe Chézys, der sich eifrig bestrebte, die errungenen Früchte seines Wissens zu verbreiten, und sie auf neue Bahnen zum Gipfel hinaufzuführen, sodaß die berühmtesten Indianisten Europa's unter seiner Leitung Meister wurden; auch war Burnouf einzig darauf bedacht, sich aus mittelmäßigen Schülern eifrige Bewunderer und Freunde zu machen und eine Partei für sich aus ihnen zu bilden. Burnouf glaubte, weiter gelangt zu sein und höher zu stehen als sein edler Meister; diese Ansicht war, wenn auch nicht richtig, dennoch nicht zu tadeln, man findet sie oft bei der aufstrebenden Jugend. Langlois und Loiseleur waren gerechter, und liebten ihren Meister. An die Gegenpartei hatten sich Menschen geschlossen, deren Namen die Feder sich sträubt aufzuschreiben, deren Wege noch etwas dunkler waren, als ihr Dasein geblieben ist. Ihren Umtrieben ist es zu verdanken, daß der geistvolle thatkräftige Minister des Unterrichts, Guizot, die Notiz über Chézy's Manuscripte, die er selbst verlangt hatte, unbeachtet ließ, während er die hinterlassenen Schriften der vier Gelehrten, die beinahe zugleich mit Chézy gestorben waren, von der Regierung kaufen ließ, zum Besten ihrer Witwen in den Druck gab, und ihnen gute Pensionen schaffte, wiewol er mich bei den Kammern zu 3000 Francs Pension vorgeschlagen. Ich lag während dieser Vorgänge brustkrank, und zwar lebensgefährlich darnieder.

Im Juli 1833, als ich wieder etwas zu Kräften gekommen, bat ich einen alten Freund, der öfters mit Hippolyt Royer-Collard zusammenkam, er möchte sich bei ihm erkundigen, wie es zuginge, daß von mir keine Rede mehr sei, und was denn mit den Manuscripten meines

Mannes zu thun beschäftigen wäre, da man durch die Zeitungen erfahre, daß die armenische Grammatik von Abel Rémusat erschienen, und daß die Regierung der Witwe des dritten Gelehrten, den der Tod seit der Zeit dahingerafft, nicht allein 3000 Francs Pension verwillige, sondern auch eine Summe von 50,000 Francs, um ihr Töchterchen zu erziehen. Champollion der Jüngere war dieser Gelehrte. Nach seinem Tode war bei ihm das zweite Exemplar der Zeichnungen gefunden worden, die er aus Aegypten mitgebracht hatte. Das erste war Herrn Champollion selbst, noch bei seinem Leben, vom Ministerium für einen hohen Preis abgekauft worden. Man sieht, wie auch unter dem Bürgerkönig alles nach Gunst ging. Champollion's Witwe hatte ohne Zweifel mächtige Fürsprecher gefunden, denn wozu können Doubletten, deren Originale schon in Kupfer gestochen sind, nützen? Hippolyt Royer-Collard ließ mich zugleich wissen, daß er von keiner Entscheidung über Chézy's Manuscripte gehört habe. Ich wendete mich also an den Minister, und erfuhr durch ein Handschreiben desselben Folgendes, das mich in die höchste Bestürzung versetzte: der Minister habe eine Commission ernannt, welche die Manuscripte des verstorbenen Herrn von Chézy untersucht habe; da sich jedoch nichts gefunden, als einige unbedeutende Fragmente, und er, der Minister, sich auf den Bericht seiner Commission nothwendigerweise verlassen müßte, so wäre in dieser Sache nichts weiter vorzunehmen. Chézy's Manuscripte waren nicht aus meinen Händen gekommen, niemand war erschienen sie zu untersuchen, die ganze Sache mußte ein Irrthum sein. Ich schrieb deshalb an den Minister, an den Herzog von Broglio, an Sylvestre de Sacy, an Baron de Gerando, an den Baron Prany, um Auskunft und Erläuterung zu ermit-

teln. Hippolyt Royer-Collard antwortete mir: man habe sich nach den hinterlassenen Schriften Chézy's pflichtmäßig erkundigt, und der Minister habe eine Commission ernannt, welche sie untersuchen sollte, allein bedauerungswürdigerweise habe man aus dem Bericht dieser Commission sowol, als durch die Freunde des Verstorbenen, und durch ihn selbst in Erfahrung gebracht, daß Herr von Chézy nichts hinterlassen habe, als einige unbedeutende Fragmente, woraus denn erhelle, daß in dieser Sache weiter nichts zu machen sei. Vergebens protestirte ich gegen diesen Ausspruch. Es gelang mir endlich, die Namen der Gelehrten zu erfahren, aus welchen die Commission bestanden haben sollte. Mir wurden drei der ersten Ehrenmänner Frankreichs genannt, an welche ich mich sofort wendete. Der Baron Sylvestre de Sacy schrieb mir sogleich mit höchster Empfindlichkeit, daß diese Mittheilung eine Lüge sei, er sei nie zu solcher Commission ernannt worden, noch habe er eine abgehalten. Ich befragte mich dann mündlich beim Herrn Letronne, er betheuerte das nämliche. Ich bat ihn, es mir schriftlich zu geben. Er versicherte, sein Wort sei hinreichend, die Wahrheit an den Tag zu bringen. Ebenso handelte Herr Demanne. Ich schrieb nun von neuem an den Minister und die übrigen genannten Herren; nicht ein einziger antwortete mir. Was vermag denn eine hülflose Witwe, und was vermag nicht eine vorgefaßte Meinung? Die edle Juliette Récamier kam mir zu Hülfe; es hat nicht gefruchtet, allein es verdient erwähnt zu werden.

Ihre liebenswürdige Nichte war mit dem Gelehrten Lenormant vermählt, der mit Champollion in Aegypten gewesen war, und sehr viel beim Minister Guizot galt. Charles Lenormant sollte einen Brief in des Ministers

Hände besorgen, und diesen noch in einer Unterredung überzeugen, daß ich in allem die Wahrheit geschrieben habe. Dies geschah, und ich empfing darauf einen Brief von Herrn Lenormant im Namen des Ministers, „daß sich Se. Excellenz geirrt hätten, daß keine Commission bei mir gewesen sei, der Minister aber sofort die Manuscripte meines Mannes seinem Nachfolger im Amte Herrn Burnouf zur Untersuchung übermachen wolle". Dabei blieb es. Denn Herr Burnouf war nicht in Paris, sondern in Oxford auf einer langen Reise. Er blieb solange in Oxford, daß das Ministerium sich indessen änderte. Er kam zurück, und ich schrieb über diese Angelegenheit an alle Personen, an die ich mich vorher gewendet hatte, und an Ludwig Philipp selbst, vergebens. Die Prinzessin Marie von Orleans, an die ich mich auf Antrieb der Königin Therese von Baiern wendete, ertheilte mir Audienz, und nahm den Brief an ihren Vater mit. Der Brief war, wie natürlich, mit der gehörigen Achtung abgefaßt, aber etwas trocken; ich wollte keine Gunst, sondern forderte Gerechtigkeit. Die Königin hatte zu mir gesagt: „Ich solle mich mit dem zugeworfenen Almosen von 1500 Francs nicht begnügen, sondern um eine wirkliche Pension einkommen." Ich entgegnete ihr, daß ich dies unmöglich könne, da mein Mann Legitimist gewesen sei. Sie schickte mich zur Tante, der jungen Prinzessin von Orleans. Ich lernte diese merkwürdige Fürstin kennen, von der ich damals noch wenig erfahren hatte, einige Jahre später aber viel sprechen hörte. Ich fand sie von einer leuchtenden Klarheit des Verstandes, von einer Bestimmtheit des Urtheils, die mir bewunderungswürdig schien. Ihre großen schwarzen Strahlenaugen funkelten von Jugendfeuer, ihre schönen Gesichtszüge waren regelmäßig und angenehm. Sie richtete

viele Fragen an mich, und bezeigte mir in wohlgesetzten Ausdrücken, daß meine Aussagen ihr lebhaften Antheil einflößten. Sie gab mir bestimmte Hoffnung, daß der König meine Eingabe beherzigen würde. Sie fragte auch nach meinen Schriften. „Ich bin es zwar nicht würdig, daß Sie mir viel darüber sagen", sprach sie, „denn ich kenne Sie nur dem Rufe nach! Ich habe zu viel Geschäfte, um mich um Literatur zu bekümmern. Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich Ihre Schriften und Sie näher kennen lerne!" Darauf entließ sie mich. Doch es verging lange Zeit, ehe ich etwas über das Schicksal meiner Vorstellung an den König Ludwig Philipp erfuhr.

Endlich schrieb mir der Minister Salvandy einen Brief, der mein gereiztes Gefühl empörte, weil er Chézy oft gesehen und ihm Wohlwollen bezeigt hatte. Ich erfuhr aus den wenigen empfangenen Zeilen, daß der König Ludwig Philipp ihm die Vorstellung hinsichts der Manuscripte Chézy's übergeben, aber nichts darüber entschieden habe; so wäre denn das Einzige was er für mich thun könnte, mir vorzuschlagen, die Arbeiten an das Ministerium zu schicken. Dies stand nicht in meiner Gewalt, denn ich hatte sie nicht mit mir in München. Die zwei großen Kisten, in welchen sie geordnet lagen, hatte ich in Rosheim deponirt. Es war vielleicht zur Unzeit, daß ich im Gefühl des hohen Verdienstes meines Mannes und seiner Arbeiten einen Stolz übte, den eine arme alte Witwe nicht aufkommen lassen soll. Ich fragte mich selbst: Ist es denn nicht eine Schmach, welche dem Andenken eines solchen Mannes angethan wird, wenn man die Werke, die er selbst erklärt zum Druck fertig zu haben, noch einer andern Beurtheilung als seiner eigenen überlassen will? Zu gleicher Zeit gab es einsichts-

volle und gutdenkende Männer, die mir versicherten, ich müsse selbst nach Paris reisen, wenn ich etwas ausrichten wolle; und doch war ich zu arm, um eine solche Reise auf's ungewisse zu unternehmen. Ich ließ also die Zeilen des Ministers Salvandy unbeantwortet, hoffte auf einen neuen Wechsel des Ministeriums und auf die Möglichkeit meiner Rückkehr nach Frankreich. Ich setze hinzu: daß weder hinsichts meiner Manuscripte, noch meiner Pension etwas für mich geschehen ist; daß alle meine Eingaben unberücksichtigt geblieben sind; daß meine zahllosen Opfer und Bestrebungen, die Rechte meines Mannes emporzuhalten und die Früchte seines unabläßigen Fleißes seinem Andenken und dem Gedeihen der Wissenschaft nützlich zu machen, mislungen sind. An ihm ist ein doppelter Mord begangen, zuerst durch die Cholera, dann durch seine Gegner, wie ich schon früher in diesen Blättern geäußert. Es gibt Verbrechen, die dem Gesetz nicht unterliegen, und doch ist der moralische Meuchelmord der gräßlichste. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wie es wol zugehen mag, daß die Laufbahn der Wissenschaft nicht minder, als die der Literatur und Kunst, sowie der Musik, allzu oft einen tödtlichen Haß erzeugt, der zuweilen noch über das Grab hinausdauert. Es sollte doch bei den Jüngern der Wissenschaft Liebe vorherrschen; das Ziel, das ihnen winkt, sollte Hand in Hand erstrebt und erreicht werden. Chézy's reine große Seele war ausschließlich vom heiligen Eifer für das Gedeihen der Wissenschaft angeregt. Neidlos erfreute er sich der Fortschritte edler Mitbewerber, und jeder Bestrebung, die der Wissenschaft zugute kam. Er wurde dennoch angefeindet, gemartert, zertreten; er mußte beispiellose Ungerechtigkeiten wehrlos ertragen. Der Conservateur der orientalischen Manuscripte, Langlès,

ſtarb. Der hergebrachten, ſtets beobachteten Ordnung gemäß mußte Chézy, der älteſte und erſte angeſtellte Beamte, nach ihm nun ſeine Stelle bekleiden. Er wurde auch zu dieſer einſtimmig vorgeſchlagen, allein man ernannte plötzlich noch zwei Candidaten, um unter ihnen und Chézy den Conſervateur auszuwählen. Dies waren zwei noch junge Männer, die wenig Verdienſt um die orientaliſche Literatur beſaßen und auf der Bibliothek nicht Beſcheid wußten. Der eine hieß Abel Rémuſat. Man erſtaunte ſehr, daß Chézy, dem durchaus berechtigten Nachfolger von Langlès, noch zwei Mitbewerber an die Seite geſetzt werden ſollten, nachdem er, ſchon ſeit 1798 in Talleyrand's Bureau als Orientaliſt angeſtellt, wenige Jahre darauf bei der Bibliothek als erſter Employé ernannt worden, Adjunct auf dem Katheder der perſiſchen Sprache war, ſein Amt rühmlich geführt, und ſeinem Vaterlande als Profeſſor des Sanskrit einen weſentlichen Dienſt erzeigt hatte. Karl X. wollte nichts davon hören, daß Chézy wider alles Recht übergangen werden ſollte; doch die ſchlauen Rädelsführer der Kabale wußten den ſchwachen König zu überreden, daß Chézy keine Rückſicht verdiene. Die Urſachen, die ſie angaben, enthielten nur Scheingründe; es lag dem Monarchen, der zeitlebens der Meinung getrotzt hatte, jetzt alles daran, der Welt glauben zu machen, daß er moraliſch ſei, wiewol niemand das von ihm verlangte. Herr Abel Rémuſat, hieß es, ſei ein treuer Hausvater, zu Langlès' Amte befähigt, ſeine Ernennung würde einen guten Eindruck machen, Chézy könne täglich zu ſeinem Adjunct ernannt werden und 3000 Francs Gehalt beziehen. Von nun an wurde ſo ſtark gemunkelt, daß man dieſe Einrichtung treffen würde, daß dem zurückgeſetzten, in ſeinem heiligen Recht gekränkten Chézy kein

volle und gutdenkende Männer, die mir versicherten, ich müsse selbst nach Paris reisen, wenn ich etwas ausrichten wolle; und doch war ich zu arm, um eine solche Reise auf's ungewisse zu unternehmen. Ich ließ also die Zeilen des Ministers Salvandy unbeantwortet, hoffte auf einen neuen Wechsel des Ministeriums und auf die Möglichkeit meiner Rückkehr nach Frankreich. Ich setze hinzu: daß weder hinsichts meiner Manuscripte, noch meiner Pension etwas für mich geschehen ist; daß alle meine Eingaben unberücksichtigt geblieben sind; daß meine zahllosen Opfer und Bestrebungen, die Rechte meines Mannes emporzuhalten und die Früchte seines unabläßigen Fleißes seinem Andenken und dem Gedeihen der Wissenschaft nützlich zu machen, mislungen sind. An ihm ist ein doppelter Mord begangen, zuerst durch die Cholera, dann durch seine Gegner, wie ich schon früher in diesen Blättern geäußert. Es gibt Verbrechen, die dem Gesetz nicht unterliegen, und doch ist der moralische Meuchelmord der gräßlichste. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wie es wol zugehen mag, daß die Laufbahn der Wissenschaft nicht minder, als die der Literatur und Kunst, sowie der Musik, allzu oft einen tödtlichen Haß erzeugt, der zuweilen noch über das Grab hinausdauert. Es sollte doch bei den Jüngern der Wissenschaft Liebe vorherrschen; das Ziel, das ihnen winkt, sollte Hand in Hand erstrebt und erreicht werden. Chézy's reine große Seele war ausschließlich vom heiligen Eifer für das Gedeihen der Wissenschaft angeregt. Neidlos erfreute er sich der Fortschritte edler Mitbewerber, und jeder Bestrebung, die der Wissenschaft zugute kam. Er wurde dennoch angefeindet, gemartert, zertreten; er mußte beispiellose Ungerechtigkeiten wehrlos ertragen. Der Conservateur der orientalischen Manuscripte, Langlès,

ſtarb. Der hergebrachten, ſtets beobachteten Ordnung gemäß mußte Chézy, der älteſte und erſte angeſtellte Beamte, nach ihm nun ſeine Stelle bekleiden. Er wurde auch zu dieſer einſtimmig vorgeſchlagen, allein man ernannte plötzlich noch zwei Candidaten, um unter ihnen und Chézy den Conſervateur auszuwählen. Dies waren zwei noch junge Männer, die wenig Verdienſt um die orientaliſche Literatur beſaßen und auf der Bibliothek nicht Beſcheid wußten. Der eine hieß Abel Rémuſat. Man erſtaunte ſehr, daß Chézy, dem durchaus berechtigten Nachfolger von Langlès, noch zwei Mitbewerber an die Seite geſetzt werden ſollten, nachdem er, ſchon ſeit 1798 in Talleyrand's Bureau als Orientaliſt angeſtellt, wenige Jahre darauf bei der Bibliothek als erſter Employé ernannt worden, Adjunct auf dem Katheder der perſiſchen Sprache war, ſein Amt rühmlich geführt, und ſeinem Vaterlande als Profeſſor des Sanskrit einen weſentlichen Dienſt erzeigt hatte. Karl X. wollte nichts davon hören, daß Chézy wider alles Recht übergangen werden ſollte; doch die ſchlauen Rädelsführer der Kabale wußten den ſchwachen König zu überreden, daß Chézy keine Rückſicht verdiene. Die Urſachen, die ſie angaben, enthielten nur Scheingründe; es lag dem Monarchen, der zeitlebens der Meinung getrotzt hatte, jetzt alles daran, der Welt glauben zu machen, daß er moraliſch ſei, wiewol niemand das von ihm verlangte. Herr Abel Rémuſat, hieß es, ſei ein treuer Hausvater, zu Langlès' Amte befähigt, ſeine Ernennung würde einen guten Eindruck machen, Chézy könne täglich zu ſeinem Adjunct ernannt werden und 3000 Francs Gehalt beziehen. Von nun an wurde ſo ſtark gemunkelt, daß man dieſe Einrichtung treffen würde, daß dem zurückgeſetzten, in ſeinem heiligen Recht gekränkten Chézy kein

volle und gutdenkende Männer, die mir versicherten, ich müsse selbst nach Paris reisen, wenn ich etwas ausrichten wolle; und doch war ich zu arm, um eine solche Reise auf's ungewisse zu unternehmen. Ich ließ also die Zeilen des Ministers Salvandy unbeantwortet, hoffte auf einen neuen Wechsel des Ministeriums und auf die Möglichkeit meiner Rückkehr nach Frankreich. Ich setze hinzu: daß weder hinsichts meiner Manuscripte, noch meiner Pension etwas für mich geschehen ist; daß alle meine Eingaben unberücksichtigt geblieben sind; daß meine zahllosen Opfer und Bestrebungen, die Rechte meines Mannes emporzuhalten und die Früchte seines unablässigen Fleißes seinem Andenken und dem Gedeihen der Wissenschaft nützlich zu machen, mislungen sind. An ihm ist ein doppelter Mord begangen, zuerst durch die Cholera, dann durch seine Gegner, wie ich schon früher in diesen Blättern geäußert. Es gibt Verbrechen, die dem Gesetz nicht unterliegen, und doch ist der moralische Meuchelmord der gräßlichste. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wie es wol zugehen mag, daß die Laufbahn der Wissenschaft nicht minder, als die der Literatur und Kunst, sowie der Musik, allzu oft einen tödtlichen Haß erzeugt, der zuweilen noch über das Grab hinausdauert. Es sollte doch bei den Jüngern der Wissenschaft Liebe vorherrschen; das Ziel, das ihnen winkt, sollte Hand in Hand erstrebt und erreicht werden. Chézy's reine große Seele war ausschließlich vom heiligen Eifer für das Gedeihen der Wissenschaft angeregt. Neidlos erfreute er sich der Fortschritte edler Mitbewerber, und jeder Bestrebung, die der Wissenschaft zugute kam. Er wurde dennoch angefeindet, gemartert, zertreten; er mußte beispiellose Ungerechtigkeiten wehrlos ertragen. Der Conservateur der orientalischen Manuscripte, Langlès,

ſtarb. Der hergebrachten, ſtets beobachteten Ordnung gemäß mußte Chézy, der älteſte und erſte angeſtellte Beamte, nach ihm nun ſeine Stelle bekleiden. Er wurde auch zu dieſer einſtimmig vorgeſchlagen, allein man ernannte plötzlich noch zwei Candidaten, um unter ihnen und Chézy den Conſervateur auszuwählen. Dies waren zwei noch junge Männer, die wenig Verdienſt um die orientaliſche Literatur beſaßen und auf der Bibliothek nicht Beſcheid wußten. Der eine hieß Abel Rémuſat. Man erſtaunte ſehr, daß Chézy, dem durchaus berechtigten Nachfolger von Langlès, noch zwei Mitbewerber an die Seite geſetzt werden ſollten, nachdem er, ſchon ſeit 1798 in Talleyrand's Bureau als Orientaliſt angeſtellt, wenige Jahre darauf bei der Bibliothek als erſter Employé ernannt worden, Adjunct auf dem Katheder der perſiſchen Sprache war, ſein Amt rühmlich geführt, und ſeinem Vaterlande als Profeſſor des Sanskrit einen weſentlichen Dienſt erzeigt hatte. Karl X. wollte nichts davon hören, daß Chézy wider alles Recht übergangen werden ſollte; doch die ſchlauen Rädelsführer der Kabale wußten den ſchwachen König zu überreden, daß Chézy keine Rückſicht verdiene. Die Urſachen, die ſie angaben, enthielten nur Scheingründe; es lag dem Monarchen, der zeitlebens der Meinung getrotzt hatte, jetzt alles daran, der Welt glauben zu machen, daß er moraliſch ſei, wiewol niemand das von ihm verlangte. Herr Abel Rémuſat, hieß es, ſei ein treuer Hausvater, zu Langlès' Amte befähigt, ſeine Ernennung würde einen guten Eindruck machen, Chézy könne täglich zu ſeinem Adjunct ernannt werden und 3000 Francs Gehalt beziehen. Von nun an wurde ſo ſtark gemunkelt, daß man dieſe Einrichtung treffen würde, daß dem zurückgeſetzten, in ſeinem heiligen Recht gekränkten Chézy kein

Zweifel übrigbleiben konnte. Er forderte seinen Abschied. Der Minister, Graf von Corbière, sah ein, welcher Verlust diese Entfernung Chézy's für die Bibliothek sein würde, und suchte ihn auf alle Weise zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern; aber vergebens. Mit einem tödtenden Herzen verließ der würdige Mann den Schauplatz seiner Thätigkeit, die Heimat seines Geistes, das Reich seines ruhmvollen Wirkens, die Wohnung, welche er mit großen Unkosten wohnlich gemacht aus seinen eigenen Mitteln, und bezog das entlegene Collège de France, wo er wiederum auf seine Kosten Räume bewohnbar machte, die ganz im Verfall waren. Wie in der Bibliothek beliefen sich die Unkosten auf mehr als 3000 Francs. Die Wohnung war sonnenlos und feucht, die Bibliothek sehr entlegen. Man sparte dem so vielfach Gekränkten nicht einmal den Schmerz, ihm öfters die Manuscripte und Bücher von der Bibliothek, die er zu seinen Arbeiten brauchte, wiederholt und dringend abzufordern. Zuviel der Herabwürdigungen waren dies, Chézy erkrankte nun an oft und schwer. Noch kurz vor dieser Katastrophe hatte der Minister von Corbière in einem officiellen Schreiben Chézy die Typen zum Druck der indischen Grammatik bewilligt, die als Handschrift noch heut in den Händen seiner unglücklichen Wittwe liegt, und deren Unterdrückung eine Kränkung der heiligsten Interessen der wissenschaftlichen Welt sein würde, wenn nun das begangene Unrecht nicht wieder gutmacht.

Ich war gezwungen noch in Paris zu bleiben, um mir wenigstens Lebensunterhalt durch eine Pension zu verschaffen. Nur von weitem empfing ich zuweilen eine unbestimmte Nachricht hierüber. Die edle liebenswürdige Tochter der Frau von Staël, Herzogin von Broglie,

sprach mir Muth ein, so oft sie mich sah. Eine Engländerin, die in ihrem Hause lebte, Fräulein Randall, eine verständige wohlwollende Natur, gab mir gute Hoffnung, und sprach mir Trost ein; doch ich mußte lange auf eine Entscheidung warten. Ich war in Paris nun wieder allein, denn mein geliebter Max konnte die Luft dort nicht vertragen. Er war nach Fontainebleau gegangen, wo er sich bald wiederhergestellt fand.

Als der Minister Guizot durch den Baron Sacy erfuhr, daß das wenige baare Geld, welches Chézy hinterlassen, verbraucht sei, sendete er mir 250 Francs. Ich gab dem Wunsch einiger Orientalisten nach, und verkaufte ihnen einige der Werke, die ich aus Chézy's Bibliothek nahm. So war ich denn im Stand, meinen Max zu verhindern, seinen Brillantring für einen Spottpreis an einen Juwelier zu verkaufen, indem ich ihm Geld zur Reise nach Baden-Baden verschaffte. Ich blieb sehr betrübt in Paris zurück, um dort abzuwarten, was Guizot über mich verfügen würde. Max sah sich in seiner Hoffnung getäuscht, in Baden-Baden Geld zu erwerben, er war damals nicht gehörig bekannt; beide Söhne mußten im Gasthof zehren, wurden betrogen und gemißbraucht, und machten Schulden.

Im Juli kam ein Brief vom Ministerium. Eine jährliche Einnahme von 1500 Francs wurde mir unter der Benennung „Indemnität für die Witwe eines Mitglieds des „Instituts" zugesichert. Auch Madame Rémusat hatte eine gleiche Zusicherung, unmittelbar nach dem Tode ihres Gatten, und zwar vom damaligen Minister Argout empfangen. Und wiewol zum zweiten mal verheirathet, bezieht sie, wie ich glaube, noch immer diese Pension.

Sylvestre de Sacy war über die Entscheidung mei-

ner Sache sehr betrübt. Die Zahlungen aus dem Fond, der zur Unterstützung von Gelehrten, Künstlern, oder deren Hinterbliebenen bestimmt ist, sind ungewiß können gestrichen, oder auch vermindert werden. Chézy hatte noch im Sterben seinen Freund Baron Sacy dringend angefleht, mir eine Pension zu verschaffen. Sacy stellte Guizot vor, wie wenig die für mich getroffene Einrichtung der letzten Bitte des Sterbenden entspräche. „Was wollen Sie?" hatte Guizot geantwortet, „meine Gesinnungen für Frau von Chézy sind wohlwollend und eifrig; Sie wissen, daß ich mich in Bestrebungen für sie ganz erschöpft habe; doch die Kammern scheinen ihr nicht günstig gewesen zu sein. Fünf traurige Begebenheiten hatten sich Schlag auf Schlag vereinigt. Cuvier, Champollion, Rémusat, St.-Martin und Chézy waren hintereinander gestorben. Madame Cuvier und Madame Champollion mußten großartig berücksichtigt werden. Es blieb mir nichts übrig, als für Frau von Chézy auf die Weise zu sorgen, wie ich es that. 1500 Francs in Paris sind sehr wenig, die Frau von Chézy liebt ihr Vaterland, sie kann diese Einnahme ungehindert in Deutschland verzehren!" Sacy wendete noch ein, daß diese Einnahme unsicher sei. „Nein", rief Guizot, „kein Minister ändert etwas an dem, was sein Vorgänger festgestellt hat."

Sacy rieth mir, keine weitern Schritte zu thun, und ich mußte seinem Rathe folgen. Mein ältester Sohn bedurfte Geld, er hatte eine schöne Baustelle in Baden billig erstanden. Ich besaß kein Vermögen, nur Chézy's Bibliothek, die ich ohne diesen Drang der Umstände vortheilhaft zu verkaufen hoffen konnte, nun aber versteigern mußte, um Wilhelm's Wunsch zu willfahren. Auch Max gab alles her, was er unter der Seele

hatte; denn zärtlicher hat nie ein Bruder den andern geliebt. Der Bau der Villa Chézy wurde begonnen, die Stimme der Mutter wurde überhört. Vergebens stellte ich meinem ältesten Sohn vor, daß eine solche Unternehmung nicht ersprießlich ausfallen würde, seiner Stellung nicht entspräche, und ihn in seinen literarischen Unternehmungen hemmen müsse! Die Folge belehrte meinen ältesten Sohn bald, daß ich vollkommen recht hatte. Doch es ist einmal das Los der Erfahrung, daß der, welcher sie erwirbt, sie nur insofern schätzt, als er sie theuer erkauft hat! Auch gibt es Menschen, die durchaus nur auf selbstgewähltem Wege ihr Glück suchen wollen. Wilhelm von Chézy hatte eine herrliche reiche Gabe für die Poesie. Der Hohn Spindler's, den er für seinen Freund ansah, war auf diese Blüten wie Mehlthau gefallen. Görres sagte einmal zu mir: „Suchen Sie sich über Wilhelm's Verlust zu fassen, er ist in den Händen eines Rattenfängers von Hameln! Sorgen Sie nur, daß Sie den Kleinen retten!" Ich beherzigte diesen Rath. Max entwand sich noch zu rechter Zeit den Netzen, von denen er umsponnen gewesen; Wilhelm jedoch mußte ich sich selbst überlassen. Er erkannte endlich die Wahrheit, doch mit herzzerreißendem Schmerz und viel zu spät. Möge ihn Gott auf seinem neuen Lebenswege zum Heile leiten!

Ich bin mit besonnener Eile über die Begebenheiten meines Lebens seit dem eben geschilderten Zeitpunkt hinweggegangen. Zu meinem Erstaunen lebe ich noch; doch mein Herz hat seit 1846, wo ich am Sarge meines Max geweint, schon mehr als tausendmal den Tod gelitten. Seit langer Zeit übe ich mich nun im Sterben ein. Im alten Heidenwahn waren die Götter selbst

dem Geschick unterworfen. In der christlichen Lehre steht Gott über dem Geschick, und selbst der Mensch ist dessen Meister!

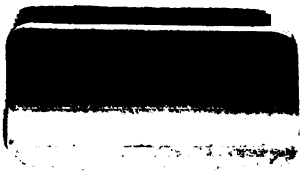
Meine Erni, ich habe dich in diesem Buche noch nicht genannt, doch jeder Herzschlag nennt dich bis in den Tod, und mein Geist wird dich auch jenseits liebevoll umschweben! Ahnung sagt mir, daß auch du eine erkorene Natur bist, daß auch deine Bahnen zum Lichte führen werden, und daß wir uns wiederfinden.

Und nun noch ein Dank und Segenswort an dich, meine liebe Muhme Bertha Borngräber, die du mir wie ein Engel vom Herrn gesandt bist, mir aus so weiter Ferne, aus dem mir so heiligen Städtchen Tirschtiegel, wo du noch so liebe Geschwister verließest, so liebreich zu Hülfe kamest. Nicht achtend meine körperlichen schweren Leiden, welche du so mit Geduld tragen hilfst, und bei allen Entbehrungen der nöthigsten Bedürfnisse unverdrossen, halfest du fleißig, ja mit der größten Anstrengung an diesem Werke arbeiten. Denn nur durch deinen Fleiß und deine Anregung wurde mein schon so schwacher Geist, der infolge schwerer Krankheit und Trübsal die Jahre des Alters drückend fühlt, wieder feurig und rege, und ich kann dieses Buch mit Gottes Hülfe der Nachwelt übergeben. Ich kann dir nicht nach Verdienst lohnen wie ich möchte; aber es ist einer über uns, der kann mehr thun als wir bitten und verstehen, der wird dich dafür segnen; denn er spricht ja: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten in meinem Namen, das habt ihr mir gethan!“ Dein so reich bewegtes Leben schon von früher Jugend an hat hier noch neue mannichfache Erfahrungen gesammelt, die dein Leben noch reichhaltiger machen sollten. Doch nur im Feuer wird das Gold

von den Schlacken gereinigt, und geläutert bewährt es sich fort und fort. Ich werde bald diese Welt verlassen und zu unsern Lieben in höhere Sphären eilen; dort werde ich dich einst verklärt ewig schauen, und in jener himmlischen Vereinigung werden erst die reinen Triumph-, Dank- und Siegeshymnen ertönen!

Genf, den 1. December 1855.

Helmina von Chézy.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

2-154